Rogers 1984-f

Nr. 1. Ausgabe

Aa

14559.

100/6374

25.-

PESTALOZZI.
Druck b. J. Wurster u. Comp.
J. Bendel ctn. lit.
in Winterthur.

Pestalozzi's

Lienhard und Gertrud.

Ein

Buch für das Volk.

Bayerische Staatsbibliothek München

Die zwei ersten Theile,

in Einem Bande nach der ursprünglichen Ausgabe neu gedruckt.

Mit 13 Federzeichnungen von H. Bendel

und einer Musikbeilage.

Zürich,

in

Commission bei Meyer und Zeller.

1844.

Bayerische Staatsbibliothek München

Aw. 2774

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Ein Wort über die Herausgabe

einer mit neuen Bildern geschmückten Auflage

der eigentlich volksthümlichen Abtheilung von Lienhard und Gertrud.

Von Pestalozzis Lienhard und Gertrud Dasjenige, was wirklich unbedingt volksthümlich ist und keine höhere Bildungsstufe voraussetzt, den Haushaltungen und Schulen in freundlicher Gestalt, mit neuen künstlerischen Darstellungen geschmückt, dargeboten zu sehen, hat mich mit inniger Freude erfüllt. Es liegt in diesem Buche eine Wahrheit, eine Anschauung der Volkszustände und Volksbedürfnisse, ein Streben nach veredelndem Wirken und eine Weisheit in der Wahl der Mittel, das vorgesetzte Ziel zu erreichen, dass eine fortwährende Wirksamkeit der darin niedergelegten Ideen, eine von Zeit zu Zeit sich wiederholende Erneuerung seiner Erscheinung zu den schönen Aussichten gehört, die dem Volksfreunde entgegenlachen. Pestalozzi war seiner Zeit vorausgeeilt; kein Wunder, dass er Vielen seiner Zeitgenossen wie ein Träumer erschien. Nur wenige erkannten in seinem Gemälde Wahrheit, in seinen Vorschlägen Weisheit und in seinen Hoffnungen und Aussichten die Möglichkeit ihrer Verwirklichung. Seit einem halben Jahrhundert sind indessen manche Ideen, die für Träume gehalten wurden, zur Wahrheit geworden.

Gerade die ersten beiden Bände von Lienhard und Gertrud, die nun in erneuerter Gestalt den Haushaltungen, Schulen, Erziehungsanstalten und allen Volksfreunden dargeboten werden, enthalten das Gemälde einer Haushaltung und einer Gemeinde auf eine so sinnige, anschauliche und fruchtbare Weise, wie nur Pestalozzi nach dem Leben es zeichnen konnte.

Die völlige Organisation der Schule, der Kirche und des Staates als Bild zu entwerfen, hat sich Vater Pestalozzi im dritten und vierten Theil von Lienhard und Gertrud zur Aufgabe gesetzt; aber für Haus, Volk und Schule ist diese wichtige, in der zweiten Hälfte des Werkes in verschiedener Hinsicht prophetisch gelöst'e Aufgabe zu hoch, zu entfernt. Darum wird die Ausgabe der ersten Hälfte des Werkes, die glücklicherweise ein geschlossenes Ganzes bildet, sich sicher bei denen rechtfertigen, die in Vater Pestalozzi den Menschen- und Volksfreund ehren und das ihnen hiemit Dargebotene in Liebe und zu dem Zwecke sich aneignen, daraus Belehrung und Erbauung zu schöpfen.

Für dich, liebe Jugend, freue ich mich besonders, die dir zugängliche und in vollem Maße genießbare Abtheilung des bereits durch Alter ehrwürdigen, aber durch inneres Wesen und Leben immer jungen und neuen Werkes in so freundlicher Ausstattung erscheinen zu sehen. Sein Verfasser wandelt in den Gefilden des Schauens, wo Wahrheit, Frieden und Gerechtigkeit thronen, wo Thaten mit gerechter Wage gewogen werden, wo Himmlisches, Göttliches, Ewiges das fromme Gemüth beseligt. Nicht Gewinnsucht hat diese neue, mit passenden Bildern geschmückte Auflage zu Tage gefördert, sondern einzig das Streben, mitzuwirken, dass das Gedächtniss des Mannes, der so unermüdet an der Bildung und Veredlung des Volkes arbeitete, für und für im Segen bleibe und die Lebenssaat, die er auf den Acker der Menschenbildung gestreut hat, immer freudiger gedeihe und immer reichlichere Früchte bringe.

Dass Segen und Gedeihen von Oben komme und nur dann zu erwarten sei, wenn Menschenwerk in Gott, mit Gott und für Gott gethan wird, davon war Pestalozzi in seinem Innersten überzeugt. Mit diesem Bewußtsein arbeitete er rastlos, auch wo er sein Streben verkannt sah. Nicht der Beifall der Menge konnte ihn reizen und lohnen, nicht Spott und Hohn ihn entmuthigen. Der siegenden Macht der Wahrheit und des Rechts vertrauend, stellte er Ansichten auf, die seiner Zeit voraus eilten, wies er auf Anstalten hin, die er in seinem Geist prophetisch vorausschaute, unbekümmert, ob sie nach Jahrzehnten oder Jahrhunderten ins Leben treten mögen. Der Grundton seines Gemüthes war, „mit Gott, Muth und Demuth zu wirken, den Erfolg seiner Bemühungen aber getrost der Vorsehung zu überlassen." Er hat gewirkt, hat Großes zu Stande gebracht und wirkt durch die Macht des Wortes und die von ihm gebildeten Schüler und Jünger fort, wenn gleich seine Persönlichkeit der Erde entschwunden ist.

Liebe Jugend! Aus Lienhard und Gertrud kannst auch du lernen und dich vorbereiten, mit Gott, Muth und Demuth in deinem Kreise zu wirken. Gertrud als Mutter, Ernst als Pfarrer, Arner als Obrigkeit, Gülphi als Erzieher und manche andere Zwischenpersonen zeigen dir den Weg dazu. Daneben stellt dir das Buch in lebendigen, nicht selten in schauderhaften Zügen ein Gemälde vor, wie Unordnung und Laster immer zum Verderben führen.

Möge das Lesen und Beherzigen der in dem Buche niedergelegten Ansichten, Wahrheiten, Lehren, Räthe und Warnungen fernerhin in Haus, Schule, Kirche, Staat und allen gesellschaftlichen Lebensvereinen Gutes, zum Heil der Individuen und Völker Ersprießliches anregen, fördern und bewirken, wie es schon seit mehr als einem halben Jahrhundert belehrend, erfreuend, segnend solches bewirkt hat!

Gais 1844, am Todestage Pestalozzis (17. Februar).

Hermann Krüsi,
Seminardirektor.

Lienhard und Gertrud.

Bayerische Staatsbibliothek München

Vorrede*).

Diese Bogen sind die historische Grundlage eines Versuches, dem Volke einige ihm wichtige Wahrheiten auf eine Art zu sagen, die ihm in den Kopf und ans Herz gehen sollte.

Ich suchte sowohl das gegenwärtige Historische als das folgende Belehrende auf die möglichst sorgfältige Nachahmung der Natur und auf die einfache Darlegung dessen, was allenthalben schon da ist, zu gründen.

Ich habe mich in dem, was ich hier erzähle, und was ich auf der Bahn eines thätigen Lebens meistens selbst gesehn und gehört habe, sogar gehütet, nicht einmal meine eigene Meinung hinzuzusetzen zu dem, was ich sah und hörte, daß das Volk selber empfindet, urtheilt, glaubt, redt und versucht.

Und nun wird es sich zeigen; — sind meine Erfahrungen wahr, und gebe ich sie, wie ich sie empfangen habe, und wie es mein Endzweck ist, so werden sie bei allen denen, welche die Sachen, die ich erzähle, selber täglich vor Augen sehn, Eingang finden. Sind sie aber unrichtig, sind sie bloß das Werk meiner Einbildungen und der Tand meiner eigenen Meinungen, so werden sie wie andere Sonntagspredigten am Montag verschwinden.

Ich sage nichts weiter, sondern ich füge nur noch zwei Betrachtungen bei, welche meine Grundsätze über die Art eines weisen Volksunterrichts ins Licht zu setzen geschickt scheinen.

Die erste ist aus einem Buche unsers seligen Luthers, dessen Feder in jeder Zeile Menschlichkeit, Volkskenntniß und Volksunterricht athmet. Sie lautet also:

„Die heilige Schrift meint es auch darum so gut mit uns, daß sie nicht bloß mit den großen Thaten der heiligen Männer rumplet, sondern uns auch ihre kleinsten Worte an Tag giebt, und so den innern Grund ihres Herzens uns aufschließt.“

Die zweite ist aus einem jüdischen Rabbiner, und lautet nach einer lateinischen Uebersetzung also:

---

*) zum ersten Theile, welcher 1781 erschien, Berlin und Leipzig, bei George Jakob Decker.

„Es waren unter den Völkern der Heiden, die rings umher und um das Erbtheil Abrahams wohnen, Männer voll Weisheit, die weit und breit auf der Erde ihres Gleichen nicht hatten; diese sprachen: Lasset uns zu den Königen und zu ihren Gewaltigen gehn, und sie lehren, die Völker auf Erden glücklich zu machen.

„Und die weisen Männer giengen hinaus, und lernten die Sprache des Hauses der Könige und ihrer Gewaltigen, und redeten mit den Königen und ihren Gewaltigen in ihrer Sprache.

„Und die Könige und die Gewaltigen lobten die weisen Männer, und gaben ihnen Gold und Seide und Weihrauch, thaten aber gegen die Völker wie vorhin. Und die weisen Männer wurden von dem Golde und der Seide und dem Weihrauch blind, und sahen nicht mehr, daß die Könige und ihre Gewaltigen unweise und thöricht handeln an allem Volke, das auf Erden lebt.

„Aber ein Mann aus unserm Volke beschalt die Weisen der Heiden, gab dem Bettler am Weg seine Hand, führte das Kind des Dieben und den Sünder und den Verbannten in eine Hütte, grüßte die Zöllner und die Kriegsknechte und die Samariter wie seine Brüder, die aus seinem Stamme sind.

„Und sein Thun und seine Armuth und sein Ausharren in seiner Liebe gegen alle Menschen gewannen ihm das Herz des Volkes, daß es auf ihn traute als auf seinen Vater. Und als der Mann aus Israel sah, daß alles Volk auf ihn traute als auf seinen Vater, lehrte er das Volk, worin sein wahres Wohl bestehe; und das Volk hörte seine Stimme, und die Fürsten hörten die Stimme des Volks."

Das ist die Stelle des Rabbiners, zu der ich kein einziges Wort hinzusetze.

Und jetzt, ehe ihr aus meiner Stille geht, liebe Blätter! an die Orte, wo die Winde blasen, und die Stürme brausen, an die Orte, wo kein Friede ist — nur noch dieß Wort, liebe Blätter! (möge es euch vor bösen Stürmen bewahren!)

Ich habe keinen Theil an allem Streit der Menschen über ihre Meinungen; aber das, was sie fromm und brav und treu und bieder machen, was Liebe Gottes und Liebe des Nächsten in ihr Herz, und was Glück und Segen in ihr Haus bringen kann, das, meine ich, sei, außer allem Streit, uns Allen und für uns Alle in unsere Herzen gelegt.

Den 25. Hornung 1781.

Der Verfasser.

Vorrede*)

Hier ist der zweite Theil eines Buchs, das ich mit dem ersten beendiget glaubte. —

Aber so, wie ich jetzt sein Ideal träume, mögen noch zwei solche Bändchen folgen. — Ich verspreche sie aber nicht, und könnte sie nicht versprechen. —

Ich muß vielmehr selbst warten, ob und wie die Erfahrungen reif werden wollen, die mich in Stand setzen können, mit Muth und Zutrauen auf mich selber in diesem Werk fortzuschreiten.

Der Verfasser.

*) zum zweiten Theile, welcher 1783 folgte, Frankfurt und Leipzig (ohne Namen des Verlegers). Dieser zweite Theil beginnt mit Cap. 101 in unserer Ausgabe.

Dem

Schatten

Iselins.

Ob du wohl meine Zuschrift an Dich beim ersten Theil dieses Buches unterdrückt, so weihe ich dennoch Deinem Angedenken diesen zweiten, und sage jetzt mit Thränen, was ich damals mit Freuden sagte, daß ich Dich schätzte, ehrte und liebte, wie ich wenig Menschen auf Erden schätze, liebe und ehre.

Ein herzguter Mann der aber doch Frau und Kinder höchst unglücklich macht.

Erstes Kapitel.

Ein herzguter Mann, der aber doch Weib und Kind höchst unglücklich macht.

Es wohnt in Bonnal ein Maurer; er heißt Lienhard und seine Frau Gertrud.*) Er hat sieben Kinder und einen guten Verdienst; aber er hat den Fehler, daß er sich im Wirthshaus oft verführen läßt. Wenn er da ansitzt, so handelt er wie ein Unsinniger; und es sind in unserm Dorf schlaue, abgefeimte Bursche, die darauf losgehen und daraus leben, daß sie den Ehrlichern und Einfältigern auflauern, und ihnen bei jedem Anlaß das Geld aus der Tasche locken. Diese kannten den guten Lienhard, verführten ihn oft beim Trunk noch zum Spiel, und raubten ihm so den Lohn seines Schweißes. Aber allemal, wenn das am Abend geschehen war, reute es Lienhard am Morgen, und es gieng ihm ans Herz, wenn er Gertrud und seine Kinder Brot mangeln sah, daß er zitterte, weinte, seine Augen niederschlug, und seine Thränen verbarg.

Gertrud ist die beste Frau im Dorf; aber sie und ihre blühenden Kinder waren in Gefahr, ihres Vaters und ihrer Hütte beraubt, getrennt, verschupft**), ins äußerste Elend zu sinken, weil Lienhard den Wein nicht meiden konnte.

Gertrud sah die nahe Gefahr, und war davon in ihrem Innersten durchdrungen. Wenn sie Gras von ihrer Wiese holte, wenn sie Heu von ihrer Bühne nahm, wenn sie die Milch in ihren reinlichen Becken besorgte — ach! bei Allem, bei Allem ängstigte sie immer der Gedanke, daß ihre Wiese, ihr Heustock und ihre halbe Hütte ihnen bald könnten entrissen werden; und wenn ihre Kinder um sie her standen, und sich an ihren Schoß drängten, so war ihre Wehmuth immer noch größer, und allemal flossen dann Thränen über ihre Wangen.

Bis jetzt konnte sie zwar ihr stilles Weinen vor den Kindern verbergen; aber am Mittwoch vor der letzten Ostern, da ihr Mann auch gar zu lang nicht heim kam, war ihr Schmerz zu mächtig, und die Kinder bemerkten ihre Thränen. Ach Mutter, riefen sie alle aus Einem Munde, du weinst! und drängten sich enger an ihren Schoß. Angst und Sorge zeigten sich in jeder Geberde; banges Schluchzen, tiefes, niedergeschlagenes Staunen und stille Thränen umringten die Mutter, und selbst der Säugling auf ihrem Arme verrieth ein bisher ihm fremdes Schmerzgefühl. Sein erster Ausdruck von Sorge und von Angst, sein starres Auge, das zum erstenmal ohne Lächeln hart und steif und bang nach ihr blickte — alles Dieses brach ihr gänzlich das Herz. Ihre Klagen brachen jetzt in lautes Schreien aus; alle Kinder und der Säugling weinten mit der Mutter, und es war ein entsetzliches Jammergeschrei, als eben Lienhard die Thüre öffnete.

Gertrud verbarg ihr Antlitz, hörte das Öffnen der Thüre nicht, und sah nicht den kommenden Vater. Auch die Kinder wurden seiner nicht gewahr; sie sahen nur die jammernde Mutter, und hiengen an ihren Armen, an ihrem Hals und an ihren Kleidern. So fand sie Lienhard.

---

*) Ich muß hier melden, daß in der ganzen Geschichte ein alter angesehener Einwohner von Bonnal redend eingeführt wird.

**) Diese Geschichte ist schweizerisch. Die Scene davon ist in der Schweiz, und ihre Helden sind Schweizer Man hat deßhalb die schweizerischen Namen beibehalten und sogar schweizerische Provinzialworte, wie z. E. verschupfen, welches den Fall bedeutet, da ein Mensch von einem Orte zum andern mit einer Art von Druck und Verachtung verstoßen wird.

Gott im Himmel sieht die Thränen der Elenden, und setzt ihrem Jammer ein Ziel.

Gertrud fand in ihren Thränen Gottes Erbarmen; Gottes Erbarmen führte den Lienhard zu diesem Anblick, der seine Seele durchdrang, daß seine Glieder bebten. Todesblässe stieg in sein Antlitz, und schnell und gebrochen konnte er kaum sagen: Herr Jesus, was ist das! — Da erst sah ihn die Mutter, da erst sahen ihn die Kinder, und der laute Ausbruch der Klage verlor sich. O Mutter, der Vater ist da! riefen die Kinder aus Einem Munde, und selbst der Säugling weinte nicht mehr.

So wie ein Waldbach oder eine verheerende Flamme endlich nachläßt, so verliert sich auch das wilde Entsetzen, und wird stille, bedächtliche Sorge.

Gertrud liebte den Lienhard, und seine Gegenwart war ihr im tiefsten Jammer Erquickung, und auch Lienhard verließ jetzt das erste bange Entsetzen.

Was ist, Gertrud, sagte er zu ihr, dieser erschreckliche Jammer, in dem ich dich antreffe?

O mein Lieber, erwiederte Gertrud, finstere Sorgen umhüllen mein Herz, und wenn du weg bist, so nagt mich mein Kummer noch tiefer.

Gertrud, erwiederte Lienhard, ich weiß, was du weinst .... ich Elender!

Da entfernte Gertrud ihre Kinder, und Lienhard hüllte sein Antlitz in ihren Schoß, und konnte nicht reden.

Auch Gertrud schwieg eine Weile, und lehnte sich in stiller Wehmuth an ihren Mann, der immer mehr weinte und schluchzte und sich ängstigte auf ihrem Schoße.

Indessen sammelte Gertrud alle ihre Stärke, und faßte Muth, um in ihn zu dringen, daß er seine Kinder nicht ferner diesem Unglück und Elend aussetze.

Gertrud war fromm, und glaubte an Gott, und ehe sie redete, betete sie still für ihren Mann und für ihre Kinder, und ihr Herz war sichtbarlich heiterer. Da sagte sie: Lienhard, trau auf Gottes Erbarmen, und fasse doch Muth, ganz recht zu thun!

O Gertrud, Gertrud!.... sagte Lienhard und weinte, und seine Thränen flossen in Strömen.

O mein Lieber, fasse Muth, sagte Gertrud, und glaube an deinen Vater im Himmel, so wird Alles wieder besser gehen! Es geht mir ans Herz, daß ich dich weinen mache. Mein Lieber, ich wollte dir gerne jeden Kummer verschweigen. Du weißt, an deiner Seite sättigt mich Wasser und Brot, und die stille Mitternachtsstunde ist mir viel und oft frohe Arbeitstunde für dich und meine Kinder. Aber, mein Lieber, wenn ich dir meine Sorge verhehlte, daß ich mich noch einst von dir und diesen Lieben trennen müßte, so wäre ich nicht Mutter an meinen Kindern, und an dir wäre ich nicht treu. O Theurer, noch sind unsere Kinder voll Dank und Liebe gegen uns; aber wenn wir nicht Eltern bleiben, so wird ihre Liebe und ihre gute Herzlichkeit, auf die ich Alles baue, nothwendig verloren gehen müssen. Und dann denke, o Lieber, denke auch, wie dir sein müßte, wenn dein Niklas einst keine Hütte mehr hätte, und Knecht sein müßte, er, der jetzt schon so gern von Freiheit und eigenem Herde redet; Lienhard, wenn er und alle die Lieben, durch unsere Fehler arm gemacht, einst in ihrem Herzen uns nicht mehr dankten, sondern weinten ob uns, ihren Eltern! Könntest du leben, Lienhard, und sehen, wie dein Niklas, dein Jonas, wie dein Liseli und dein Anneli — o Gott! — verschupft, an fremden Tischen Brot suchen müßten? Ich würde sterben, wenn ich das sehen müßte. So sagte Gertrud, und Thränen flossen von ihren Wangen.

Und Lienhard weinte nicht minder. Was soll ich thun, ich Unglücklicher? was kann ich

Bendel.

Eine Frau die Entschlüsse faßt ausführt und einen Herrn findet der ein Vaterherz hat.

machen? Ich bin noch elender, als du weißt — o Gertrud, Gertrud! — Dann schwieg er wieder, rang seine Hände, und weinte lautes Entsetzen.

O Lieber, verzage nicht an Gottes Erbarmen! O Theurer, was es auch sein mag, rede, daß wir uns rathen und helfen!

Zweites Kapitel.

Eine Frau, die Entschlüsse nimmt, ausführt, und einen Herrn findet, der ein Vaterherz hat.

O Gertrud, Gertrud! es bricht mir das Herz, dir mein Elend zu sagen und deine Sorgen zu vergrößern; und doch muß ich es thun! Ich bin Hummel, dem Vogt*), noch dreißig Gulden schuldig, und der ist ein Hund und kein Mensch gegen die, so ihm schuldig sind. Ach, daß ich ihn in meinem Leben nie gesehen hätte! Wenn ich nicht bei ihm einkehre, so droht er mir mit den Rechten, und wenn ich einkehre, so ist der Lohn meines Schweißes und meiner Arbeit in seinen Klauen. Das, Gertrud, das ist die Quelle unsers Elends.

O Lieber, sagte hierauf Gertrud, darfst du nicht zu Arner, dem Landesvater, gehen? Du weißt, wie alle Wittwen und Waisen sich seiner rühmen. O Lieber, ich denke, er würde dir Rath und Schutz gewähren gegen diesen Mann.

O Gertrud, erwiederte Lienhard, ich kann nicht! ich darf nicht! Was wollte ich gegen den Vogt sagen, der Tausenderlei anbringt, und kühn ist und schlau, und hundert Helfershelfer und Wege hat, einen armen Mann vor der Obrigkeit zu verschreien, daß man ihn nicht anhört?

Gertrud. O Lieber, ich habe noch mit keiner Obrigkeit geredet; aber wenn Noth und Elend mich zu ihr führten, ich weiß, ich würde die Wahrheit gerade gegen Jedermann sagen können. O Theurer, fürchte dich nicht! denke an mich und deine Kinder, und gehe!

*) Vogt ist in der Schweiz, was in Deutschland der Schulze im Dorfe ist.

O Gertrud, sagte Lienhard, ich kann nicht, und darf nicht; ich bin nicht unschuldig! Der Vogt wird sich kaltblütig aufs ganze Dorf berufen, daß ich ein liederlicher Tropf bin. O Gertrud, ich bin nicht unschuldig! Was will ich sagen? Niemand wird ihn vor den Kopf stoßen und aussagen, daß er mich zu Allem verleitet hat. O Gertrud, könnt' ich's, dürft' ich's, wie gerne wollt' ich's! Aber thät' ich's, und mißläng's, denke, wie würde er sich rächen!

Gertrud. Aber auch wenn du schweigst, richtet er dich unausweichlich zu Grunde. Lienhard, denke an deine Kinder, und gehe! Diese Unruhe unsers Herzens muß enden; gehe, oder ich gehe!

Lienhard. O Gertrud, ich darf nicht! Darfst du es, Gertrud — ach Gott! — darfst du es, so gehe schnell hin zu Arner, und sag' ihm Alles!

Ja, ich will gehen, sagte Gertrud, und schlief keine Stunde in der Nacht; aber sie betete in der schlaflosen Nacht, und ward immer stärker und entschlossener, zu gehen zu Arner, dem Herrn des Ortes.

Und am frühen Morgen nahm sie den Säugling, der wie eine Rose blühete, und gieng zwei Stunden weit zum Schlosse des Junkers.

Arner saß eben bei seiner Linde, vor der Pforte des Schlosses, als Gertrud sich ihm nahete. Er sah sie, er sah den Säugling auf ih-

rem Arme und Wehmuth und Leiden und getrocknete Zähren auf ihrem Antlitz.

Was willst du, meine Tochter? was willst du? sagte er so liebreich, daß sie Muth faßte zu reden.

Ich bin Gertrud, sagte sie, das Weib des Maurers Lienhard von Bonnal.

Du bist ein braves Weib, sagte Arner. Ich habe deine Kinder vor allen andern im Dorfe ausgezeichnet; sie sind sittsamer und bescheidener als alle übrigen Kinder, und scheinen auch besser genährt. Und doch, höre ich, seid ihr sehr arm. Was willst du, meine Tochter?

O gnädiger Herr, mein Mann ist seit langer Zeit dem Vogt Hummel dreißig Gulden schuldig, und das ist ein harter Mann. Er verführt ihn zum Spiel und zu aller Verschwendung; und da er ihn fürchten muß, so darf er sein Wirthshaus nicht meiden, wenn er schon fast alle Tage seinen Verdienst und das Brot seiner Kinder darin zurücklassen muß. Gnädiger Herr, es sind sieben unerzogene Kinder; und ohne Hülfe und Rath gegen den Vogt ist's unmöglich, daß wir nicht an den Bettelstab gerathen. Ich weiß, daß Sie sich der Wittwen und der Waisen erbarmen; darum durfte ich es wagen, zu Ihnen zu gehen und Ihnen unser Unglück zu sagen. Ich habe aller meiner Kinder Spargeld bei mir, in der Absicht, es Ihnen zu hinterlegen, damit ich Sie bitten dürfe, Verfügungen zu treffen, daß der Vogt meinen Mann, bis er bezahlt sein wird, nicht mehr dränge und plage dürfe.

Arner hatte längst einen Verdacht auf Hummel. Er erkannte sogleich die Wahrheit dieser Klage und die Weisheit der Bitte. Er nahm eine Schale Thee, die vor ihm stand, und sagte: Du bist nüchtern, Gertrud; trink diesen Thee, und gieb deinem schönen Kinde von dieser Milch.

Erröthend stand Gertrud da. Diese Vatergüte gieng ihr ans Herz, daß sie ihre Thränen nicht halten konnte.

Und Arner ließ sie jetzt die Thaten des Vogts und seiner Mitgesellen und die Noth und die Sorgen vieler Jahre erzählen, hörte aufmerksam zu, und einmal fragte er sie: Wie hast du, Gertrud, das Spargeld deiner Kinder retten können in aller dieser Noth?

Da antwortete Gertrud: Das war wohl schwer, gnädiger Herr; aber es mußte mir sein, als ob es mir ein Sterbender auf seinem Todbette gegeben hätte, daß ich es seinen Kindern aufbehalten sollte. So, fast ganz so sah ich es an. Wenn ich zu Zeiten in der dringendsten Noth den Kindern Brot daraus kaufen mußte, so ruhet ich nicht, bis ich mit Nachtarbeit wieder so viel nebenhin erspart, und den Kindern wieder erstattet hatte.

War das allemal wieder möglich, Gertrud? fragte Arner.

O gnädiger Herr, wenn der Mensch sich etwas fest vornimmt, so ist ihm mehr möglich, als man glaubt; und Gott hilft im äußersten Elend, wenn man redlich für Noth und Brot arbeitet, mehr als Sie, gnädiger Herr, in Ihrer Herrlichkeit es glauben und begreifen können.

Arner war durch und durch von der Unschuld und von der Tugend dieses Weibes gerührt, fragte aber immer noch mehr, und sagte: Gertrud, wo hast du dieses Spargeld?

Da legte Gertrud sieben reinliche Päcklein auf Arners Tisch, und bei jedem Päcklein lag ein Zettel, von wem Alles sei; und wann Gertrud etwas davon genommen, so stand es aufgeschrieben, und eben so, wie sie es wieder zugelegt habe.

Arner las diese Zettel aufmerksam durch. Gertrud sah es, und erröthend sagte sie: Ich hätte diese Papiere wegnehmen sollen, gnädiger Herr.

Arner lächelte und las fort; aber Gertrud stand beschämt da, und sichtbarlich pochte ihr Herz ob diesen Zetteln; denn sie war bescheiden und demüthig, und grämte sich auch über den mindesten Anschein von Eitelkeit.

Arner sah ihre Unruhe, daß sie ihre Zettel nicht bei Seite gelegt hatte; er fühlte die reine

Höhe der Unschuld, die beschämt dasteht, wenn ihre Tugend und ihre Weisheit bemerkt wird, und beschloß, dem Weib mehr, als es bat und hoffte, Gnade zu erweisen; denn er erkannte ihren Werth, und daß unter Tausenden kein Weib ihr gleich käme. Er legte jetzt einem jeden Päcklein etwas bei, und sagte: Bring deinen Kindern das Spargeld wieder, Gertrud; und ich lege aus meiner Börse dreißig Gulden bei Seite für den Vogt, bis er bezahlt ist. Gehe nun hin, Gertrud; morgen werde ich ohnehin in dein Dorf kommen, und da werde ich dir Ruhe schaffen vor dem Hummel.

Gertrud konnte vor Freuden nicht reden; kaum brachte sie stammelnd ein gebrochenes schluchzendes „Gott lohne es Ihnen, gnädiger Herr" hervor. Dann kehrte sie mit ihrem Säugling auf dem Arme und mit ihrem Trost im Herzen nach Hause zurück. Sie eilte, betete und dankte Gott auf dem langen Wege, und weinte Thränen des Dankes und der Hoffnung, bis sie in ihrer Hütte war.

Lienhard sah sie kommen, und las den Trost ihres Herzens in ihren Augen. Bist du schon wieder da? rief er ihr entgegen. Es ist dir wohl gegangen bei Arner.

Wie weißt du es schon? sagte Gertrud. Ich sehe es dir an, du Gute; du kannst dich nicht verstellen.

Das kann ich wirklich nicht, sagte Gertrud; und möchte auch nicht, wenn ich es könnte, dir die gute Botschaft einen Augenblick vorenthalten. Da erzählte sie ihrem Manne die Güte von Vater Arner, wie er ihren Worten glaubte, und ihr Hülfe versprach; dann gab sie ihren Kindern Arners Geschenke, und küßte ein jedes wärmer und heiterer, als es lange nicht mehr geschehen war, und sagte ihnen: Betet alle Tage, daß es Arner wohl gehe, Kinder, wie ihr betet, daß es mir und dem Vater wohl gehe. Arner sorgt, daß es allen Leuten im Lande wohl gehe; er sorgt, daß es auch euch wohl gehe; und wenn ihr brav, verständig und arbeitsam sein werdet, so werdet ihr ihm lieb sein, wie ihr mir und dem Vater lieb seid.

Von dieser Zeit an beteten die Kinder des Maurers, wenn sie am Morgen und am Abend für ihren Vater und für ihre Mutter beteten, auch für Arner, den Vater des Landes.

Gertrud und Lienhard faßten nun neue Entschlüsse für die Ordnung ihres Hauses und für die Bildung ihrer Kinder zu allem Guten, und dieser Tag war ihnen ein seliger Festtag. Lienhards Muth stärkte sich wieder, und am Abend machte ihm Gertrud ein Essen, das er liebte; und sie freuten sich Beide des kommenden Morgens, der Hülfe Arners und der Güte ihres himmlischen Vaters.

Auch Arner sehnte sich nach dem kommenden Morgen, eine That zu thun, wie er tausend that, um seinem Dasein einen Werth zu geben.

Drittes Kapitel.

Ein Unmensch erscheint.

Und da am gleichen Abend sein Vogt zu ihm kam, nach seinen Befehlen zu fragen, sagte er ihm: Ich werde morgen selbst nach Bonnal kommen; ich will einmal den Bau der Kirche in Ordnung haben. Der Untervogt aber antwortete: Gnädiger Herr, hat Euer Gnaden Schloßmaurer jetzt Zeit? Nein, erwiederte Arner; aber es ist in deinem Dorf ein Maurer Lienhard, dem ich diesen Verdienst gern gönne. Warum hast du mir ihn noch nie zu einer Arbeit empfohlen?

Der Vogt bückte sich tief, und sagte: Ich hätte den armen Maurer nicht empfehlen dürfen zu Euer Herrlichkeit Gebäuden.

Arner. Ist er ein braver Mann, Vogt, daß ich auf ihn gehen kann?

Vogt. Ja, Ihr Gnaden können sich auf ihn verlassen; er ist nur gar zu treuherzig.

Arner. Man sagt, er habe ein braves Weib; ist sie keine Schwätzerin? fragte hierauf Arner mit Nachdruck.

Nein, sagte der Vogt, sie ist wahrlich eine arbeitsame, stille Frau. Gut, sagte Arner; sei morgen um neun Uhr auf dem Kirchhof; ich werde dich daselbst antreffen.

Da ging der Vogt fort, ganz erfreut über diese Rede — denn er dachte bei sich selber: das ist eine Milchkuh in meinen Stall — sann schon auf Ränke, dem Maurer das Geld, das er bei diesem Bau verdienen möchte, abzulocken; und schnell eilte er heim und nach des Maurers kleiner Hütte.

Es war schon dunkel, als er mit Ungestüm anpochte.

Lienhard und Gertrud saßen bei Tische; noch stand der Rest ihres Essens vor ihnen. Lienhard aber erkannte die Stimme des neidischen Vogts, erschrak, und schob das Essen in einen Winkel. Gertrud ermunterte ihn zwar, daß er sich nicht fürchten, und daß er auf Arner vertrauen sollte; dennoch wurde er todtblaß, als er dem Vogt die Thüre öffnete. Dieser roch schnell wie ein gieriger Hund das verborgene Nachtessen, that aber doch freundlich, und sagte nur lächelnd: Ihr laßt euch recht wohl sein, ihr Leute. So endlich ist's leicht, ohne das Wirthshaus zu sein; nicht wahr, Lienhard?

Dieser schlug die Augen nieder, und schwieg; aber Gertrud war kühner und sagte: Was befiehlt denn der Herr Vogt? Es ist ganz sonderbar, daß er einem so schlechten Hause näher als ans Fenster kömmt.

Hummel verbarg seinen Zorn, lächelte und sagte: Es ist wahr, ich hätte eine so gute Küche hier nicht erwartet; sonst hätte ich vielleicht mehr zugesprochen.

Das erbitterte Gertrud. Vogt, antwortete sie ihm, du riechst unser Nachtessen, und mißgönnst es uns. Du solltest dich schämen, einem armen Mann ein Nachtessen, das er liebt, und vielleicht im Jahr nicht dreimal hat, zu verbittern.

Es ist nicht so bös gemeint, antwortete der Vogt, immer noch lächelnd. Eine Weile darauf aber setzte er etwas ernsthafter hinzu: Du bist gar zu trotzig, Gertrud! Das steht armen Leuten nicht wohl an; du solltest wohl denken, ihr gienget mich vielleicht auch etwas an. Doch ich will jetzt nicht hievon anfangen. Ich bin deinem Manne immer gut, und wenn ich ihm dienen kann, so thue ich es. Davon kann ich Proben geben.

Gertrud. Vogt, mein Mann wird alle Tage in deinem Wirthshause zum Spiel und zum Trunke verführt, und dann muß ich daheim mit meinen Kindern alles mögliche Elend erdulden. Das ist der Dienst, den wir von dir zu rühmen haben.

Hummel. Du thust mir Unrecht, Gertrud. Es ist wahr, dein Mann ist etwas liederlich, ich habe es ihm auch schon gesagt; aber in meinem Wirthshause muß ich in Gottes Namen einem Jeden, der es will, Essen und Trinken geben. Das thut ja Jedermann.

Gertrud. Ja, aber nicht Jedermann droht einem unglücklichen, armen Mann mit den Rechten, wenn er nicht alle Jahre seine Schuld wieder doppelt groß macht.

Nun konnte sich der Vogt nicht mehr halten. Mit Wuth fuhr er den Lienhard an: Bist du

so ein Gesell, Lienhard, daß du Solches von mir redest? Muß ich noch in meinen Bart hinein hören, wie ihr Lumpenvolk mich alten Mann um Ehr' und guten Namen bringen wollt? Hab' ich nicht jeweilen vor Vorgesetzten mit dir gerechnet? Gut, daß deine Zettel fein alle noch bei mir und in meinen Handen sind. Willst du mir etwa gar meine Anforderung läugnen, Lienhard?

Es ist ganz nicht die Rede hievon, sagte Lienhard; Gertrud sucht nur, daß ich ferner nicht neue Schulden mache.

Der Vogt besann sich schon wieder, milderte den Ton, und sagte: Das ist endlich nicht sogar übel. Doch bist du der Mann; sie wird dich nicht in ein Bockshorn hineinschieben wollen.

Gertrud. Nichts weniger, Vogt. Ich möchte ihn gern aus dem Bockshorn, darin er steckt, herausbringen; und das ist dein Buch, Vogt, und seine schönen Zettel.

Hummel. Er hat mich nur zu bezahlen, so ist er augenblicklich aus diesem Bockshorn, wie du es heißest.

Gertrud. Das wird er wohl thun können, wenn er nichts Neues mehr macht.

Hummel. Du bist stolz, Gertrud; es wird sich zeigen. Gelt, Gertrud, du willst lieber mit deinem Mann daheim allein bröselen*), als ihm ein Glas Wein bei mir gönnen?

Gertrud. Du bist niederträchtig, Vogt; aber deine Rede thut mir nicht weh.

Hummel konnte diese Sprache nicht länger aushalten. Er empfand, daß etwas vorgefallen sein müsse, das dieses Weib so kühn mache; darum durfte er nicht seinen Muth kühlen, und nahm Abschied.

Hast du sonst was zu befehlen? sagte Gertrud.

Nichts, wenn es so gemeint ist, antwortete Hummel.

Wie gemeint? erwiederte Gertrud lächelnd, und sah ihm steif ins Gesicht. Das verwirrte den Vogt noch mehr, daß er sich nicht zu geberden wußte. Er gieng jetzt, und brummte bei sich selbst die Treppe hinunter, was doch das sein möchte.

Dem Lienhard war zwar nicht wohl bei der Sache, aber dem Vogt noch viel weniger.

*) sich gütlich thun.

Viertes Kapitel.

Er ist bei seines Gleichen, und da ist's, wo man Schelme kennen lernt.

Es war jetzt fast Mitternacht, und doch war er kaum heim, so sandte er noch zu zweien von Lienhards Nachbarn, daß sie des Augenblicks zu ihm kämen. Sie waren schon im Bette, als er nach ihnen schickte; aber doch säumten sie sich nicht. Sie standen auf, und giengen in der finstern Nacht zu ihm hin.

Und er fragte sie über Alles, was Lienhard und Gertrud seit einigen Tagen gethan hätten. Da sie ihm aber nicht gleich etwas sagen konnten, das ihm Licht gab, stieß er seine Wuth gegen sie aus. Ihr Hunde! was man von euch will, ist immer nichts mit euch ausgerichtet. Wofür muß ich immer euer Narr sein? Wenn ihr Holz frevelt, und ganze Fuder raubet, so muß ich Nichts wissen; wenn ihr in den Schloßtriften weidet, und alle Zäune wegtraget, so muß ich schweigen. Du, Buller, mehr als

ein Drittheil von deiner Waisenrechnung war falsch, und ich schwieg. Meinst du, das Bißchen verschimmelt Heu stelle mich zufrieden? Es ist noch nicht verjährt. Und du, Krüel, deine halbe Matte gehört deines Bruders Kindern. Du alter Dieb, was habe ich von dir, daß ich dich nicht dem Henker überlasse, dem du gehörst?

Dieses Gerede machte den Nachbarn bange. Was können wir thun? was können wir machen, Herr Untervogt? Weder Tag noch Nacht ist uns zu viel, das zu thun, was du uns heißest.

Ihr Hunde! ihr könnet Nichts! ihr wisset Nichts! Ich bin außer mir vor Wuth! Ich muß wissen, was des Maurers-Gesindel diese Woche gehabt hat, was hinter diesem Pochen steckt. So wüthete er.

Indessen besann sich Krüel. Halt, Vogt, ich glaub', ich könne dienen; erst fällt's mir ein. Gertrud war heute bis Mittag über Feld, und am Abend hat ihr Liseli beim Brunnen den Schloßherrn sehr gerühmt. Gewiß war sie im Schloß. Am Abend vorher war ein Geheul in ihrer Stube, aber Niemand weiß warum; heute sind sie Alle ganz besonders fröhlich.

Der Vogt war nun überzeugt, daß Gertrud im Schloß gewesen sei. Zorn und Unruhe wütheten nun noch gewaltiger in seiner Seele. Er stieß gräuliche Flüche aus, schimpfte mit abscheulichen Worten auf Arner, der alles Bettelgesindel anhöre, und Lienhard und Gertrud schwur er, seine Rache empfinden zu lassen. Doch müßt ihr schweigen, Nachbarn; ich will mit dem Gesindel freundlich thun, bis es reif ist. Forschet fleißig nach, was sie thun, und bringt mir Nachricht; ich will euer Mann sein, wo es nöthig ist. Da nahm er noch Buller bei Seite, und sagte: Weißt du Nichts von den gestohlenen Blumengeschirren? Man sah dich vorgestern über den Grenzen mit einem geladenen Esel; was hatteſt du zu führen? Buller erschrak: Ich . . . ich . . . hatte . . . Nu, nu, sprach der Vogt, sei mir treu; ich bin dir Mann, wo es die Noth erheischt.

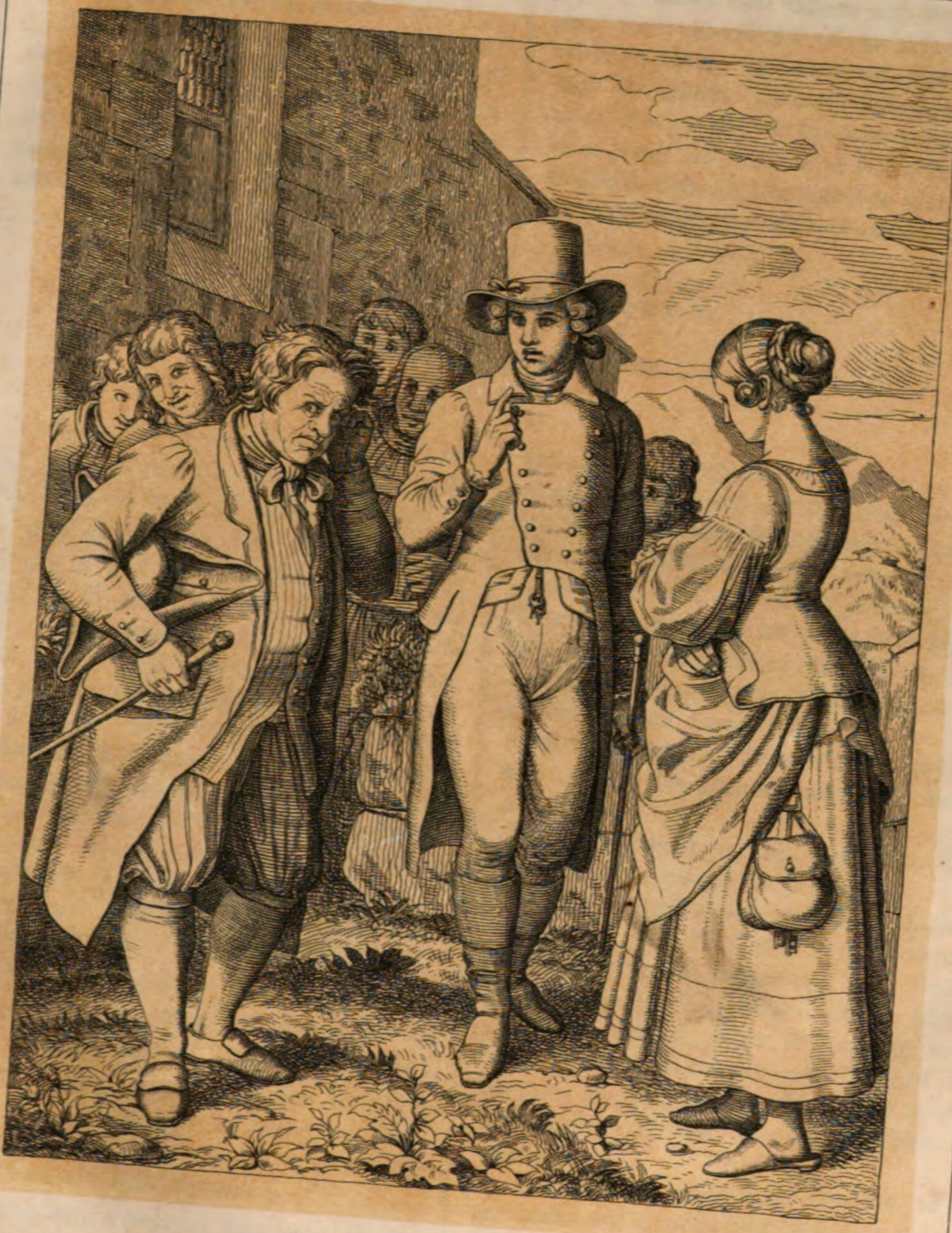
Da giengen die Nachbarn fort. Der Morgen aber war schon nahe, und Hummel wälzte sich noch eine Stunde auf seinem Lager, staunte, sann auf Rache, knirschte oft im wilden Schlummer mit den Zähnen, und stampfte mit seinen Füßen, bis der helle Tag ihn aus dem Bette trieb. Er beschloß jetzt, noch einmal Lienhard zu sehen, sich zu überwinden und ihm zu sagen, daß er ihn Arnern zum Kirchbau empfohlen habe. Er raffte alle seine Kräfte zum Heucheln zusammen, und gieng zu ihm hin.

Gertrud und Lienhard hatten diese Nacht sanfter geruht, als es seit Langem nicht geschehen war, und sie beteten am heitern Morgen um den Segen dieses Tages. Sie hofften auf die nahe Hülfe von Vater Arner, und diese Hoffnung breitete Seelenruhe und ungewohnte, wonnevolle Heiterkeit über sie aus.

So fand sie Hummel. Er sah es, und es gieng dem Satan ans Herz, daß sein Zorn noch mehr entbrannte; aber er war seiner selbst mächtig, wünschte ihnen freundlich einen guten Morgen, und sagte: Lienhard, wir waren gestern unfreundlich gegen einander; das muß nicht so sein. Ich habe dir etwas Gutes zu sagen. Ich kam eben vom gnädigen Herrn; er redete vom Kirchbau, und fragte auch dir nach. Ich sagte, daß du den Bau wohl machen könnteſt; und ich denke, er werde ihn dir geben. Sieh', so kann man einander dienen; man muß sich nie so leicht aufbringen lassen.

Lienhard. Er soll ja den Bau dem Schloßmaurer verdungen haben; das hast du längst an der Gemeinde gesagt.

Hummel. Ich habe es geglaubt, aber es ist dem nicht so. Der Schloßmaurer hat nur ein Kostenverzeichniß gemacht; und du kannst leicht denken, er habe sich selber nicht vergessen. Wenn du ihn nach diesem Überschlag erhältst, so ver-



Er findet seinen Meister.

dienst du Geld wie Laub. Lienert, da siehst du jetzt, ob ich es gut mit dir meine.

Der Maurer war von der Hoffnung des Baues übernommen, und dankte ihm herzlich; aber Gertrud sah, wie der Vogt vom erstickten Zorn blaß war, und wie hinter seinem Lächeln verbissener Grimm verborgen lag, und freute sich gar nicht. Indessen gieng der Vogt weg, und im Gehen sagte er noch: Innert einer Stunde wird Arner kommen; und Lienhards Lise, die an der Seite ihres Vaters stand, sagte zum Vogt: Wir wissen's schon seit gestern. Hummel erschrak zwar ob diesem Worte, aber er that doch nicht, als ob er es hörte; und Gertrud, die wohl sah, daß der Vogt dem Geld, so beim Kirchbau zu verdienen wäre, auflauerte, war hierüber sehr unruhig.

Fünftes Kapitel.

Er findet seinen Meister.

Indessen kam Arner auf den Kirchhof, und viel Volk aus dem Dorfe sammelte sich um ihn her, den guten Herrn zu sehen.

Seid ihr so müßig, oder ist's Feiertag, daß ihr Alle so Zeit habt, hier herumzuschwärmen? sagte der Vogt zu Einigen, die ihm zu nahe standen; denn er verhütete immer, daß Niemand vernehme, was er für Befehle erhielte. Aber Arner bemerkte es, und sagte laut: Vogt, ich habe es gerne, daß meine Kinder auf dem Kirchhof bleiben, und selbst hören, wie ich es mit dem Bau haben will. Warum jagst du sie fort? Tief bis an die Erde krümmte sich Hummel, und rief den Nachbarn alsobald laut: Kommt doch wieder zurück; Ihr Gnaden mag euch wohl dulden.

Arner. Hast du die Schatzung vom Kirchbau gesehen?

Vogt. Ja, gnädiger Herr.

Arner. Glaubst du, Lienhard könne den Bau um diesen Preis gut und dauerhaft machen?

Ja, gnädiger Herr, antwortete der Vogt laut; und sehr leise setzte er hinzu: Ich denke, da er im Dorfe wohnt, könnte er es vielleicht noch etwas wohlfeiler übernehmen.

Arner aber antwortete ganz laut: So viel ich dem Schloßmaurer hätte geben müssen, so viel gebe ich auch diesem. Laß ihn rufen, und sorge, daß Alles, was aus dem Wald und aus den Magazinen dem Schloßmaurer zukommen sollte, auch Diesem ausgeliefert werde.

Lienhard war eben wenige Minuten, ehe Arner ihn rufen ließ, ins obere Dorf gegangen, und Gertrud entschloß sich alsobald, mit dem Boten selbst auf den Kirchhof zu gehen und Arnern ihre Sorgen zu entdecken.

Als aber der Vogt Gertrud und nicht Lienhard mit dem Boten zurückkommen sah, wurde er todtblaß.

Arner bemerkte es, und fragte ihn: Wo fehlt's, Herr Untervogt?

Vogt. Nichts, gnädiger Herr, gar Nichts; doch ich habe diese Nacht nicht wohl geschlafen.

Man sah dir fast so was an, sagte Arner, und sah ihm steif in die rothen Augen, kehrte sich dann zu Gertrud, grüßte sie freundlich, und sagte: Ist dein Mann nicht da? Doch es ist gleichviel; du mußt ihm nur sagen, daß er zu mir komme. Ich will ihm diesen Kirchbau anvertrauen.

Gertrud stand eine Weile sprachlos da, und durfte vor so vielem Volke fast nicht reden.

Arner. Warum redest du nicht, Gertrud? Ich will deinem Manne den Bau so geben,

wie ihn der Schloßmaurer würde übernommen haben. Das sollte dich freuen, Gertrud.

Gertrud hatte sich wieder erholt, und sagte jetzt: Gnädiger Herr, die Kirche ist so nahe am Wirthshause!

Alles Volk fing an zu lachen, und da die Meisten ihr Lachen vor dem Vogt verbergen wollten, kehrten sie sich von ihm weg, gerade gegen Arner. Der Vogt aber, der wohl sah, daß dieser Alles bemerkt hatte, stand jetzt entrüstet auf, stellte sich gegen Gertrud, und sprach: Was hast du gegen mein Wirthshaus?

Schnell aber unterbrach Arner den Vogt und sagte: Geht diese Rede dich an, Untervogt, daß du darein redest? Dann wandte er sich wieder zu Gertrud, und sagte: Was ist das, warum steht dir die Kirche zu nahe am Wirthshause?

Gertrud. Gnädiger Herr, mein Mann ist beim Wein leicht zu verführen, und wenn er täglich so nahe am Wirthshause arbeiten muß — ach Gott, ach Gott! — ich fürchte, er halte die Versuchung nicht aus.

Arner. Kann er denn das Wirthshaus nicht meiden, wenn es ihm so gefährlich ist?

Gertrud. Gnädiger Herr, bei der heißen Arbeit dürstet man oft; und wenn dann immer Saufgesellschaft vor seinen Augen auf jede Art mit Freundlichkeit und mit Spotten, mit Weinkäufen und mit Wetten ihn locken wird — ach Gott, ach Gott! — wie wird er es aushalten können! Und wenn er dann nur ein wenig wieder Neues schuldig ist, so ist er wieder angebunden. Gnädiger Herr, wenn Sie doch wüßten, wie ein einziger Abend in solchen Häusern arme Leute ins Joch und in Schlingen bringen kann, wo es fast unmöglich ist, sich wieder herauszuwickeln!

Arner. Ich weiß es, Gertrud, und ich bin entrüstet über das, was du mir gestern sagtest. Da vor deinen Augen und vor allem Volke will ich dir zeigen, daß ich arme Leute nicht will drücken und drängen lassen. Sogleich wandte er sich gegen den Vogt, und sagte ihm mit einer Stimme voll Ernst und mit einem Blicke, der durch Mark und Beine drang: Vogt, ist's wahr, daß die armen Leute in deinem Hause gedrängt, verführt und vervortheilt werden?

Betäubt und blaß wie der Tod antwortete der Vogt: In meinem Leben, gnädiger Herr, ist mir nie so Etwas begegnet, und so lange ich lebe, und Vogt bin . . . sagte er, und wischt den Schweiß von der Stirne, hustet, räuspert, fängt wieder an — es ist erschrecklich!

Arner. Du bist unruhig, Vogt; die Frage ist einfältig. Ist es wahr, daß du arme Leute drängest, in Verwirrungen bringest, und ihnen in deinem Wirthshause Fallstricke legest, die ihre Haushaltungen unglücklich machen?

Vogt. Nein, gewiß nicht, gnädiger Herr. Das ist der Lohn, wenn man Lumpenleuten dient. Ich hätte es vorher denken sollen; man hat allemal einen solchen Dank anstatt der Bezahlung.

Arner. Mache dir wegen der Bezahlung keine Sorge; es ist nur die Frage, ob dieses Weib lüge.

Vogt. Ja, gewiß, gnädiger Herr; ich will es tausendfach beweisen.

Arner. Es ist genug am Einfachen; aber nimm dich in Acht, Vogt! Du sagtest gestern, Gertrud sei eine brave, stille, arbeitsame Frau und gar keine Schwätzerin.

Ich weiß nicht, ich . . . ich . . . besinne . . Sie haben mich . . . ich habe sie . . . ich habe sie . . . dafür angesehen, sagte der keichende Vogt.

Arner. Du bist auf eine Art unruhig, Vogt, daß man jetzt nicht mit dir reden kann; es ist am besten, ich erkundige mich gerade bei diesen dastehenden Nachbarn. Und sogleich wandte er sich zu zwei alten Männern, die still und aufmerksam und ernsthaft da standen, und sagte ihnen: Ist's wahr, liebe Nachbarn, werden die

Leute in euerm Wirthshause so zum Bösen verführt und gedrückt? Die Männer sahen einander an, und durften nicht reden; aber Arner ermunterte sie liebreich: Fürchtet euch nicht; sagt mir gerade zu die reine Wahrheit! Es ist mehr als zu wahr, gnädiger Herr. Aber was wollen wir arme Leute gegen den Vogt klagen? sagte endlich der ältere, doch so leise, daß es nur Arner verstehen konnte. Es ist genug, alter Mann, sagte Arner, und wandte sich dann wieder zum Vogt: Ich bin eigentlich jetzt nicht da, um diese Klage zu untersuchen; aber gewiß ist es, daß ich meine Armen vor aller Bedrückung will sicher haben; und schon längst dachte ich, daß kein Vogt Wirth sein sollte. Ich will aber das bis Montag verschieben. Gertrud, sage deinem Mann, daß er zu mir komme, und sei du wegen der Wirthshausgefahren seinethalben jetzt nur ruhig. Da nahm Arner noch einige Geschäfte vor, und als er sie vollendet hatte, gieng er noch in den nahen Wald; und es war spät, da er heimfuhr. Auch der Vogt, der ihm in den Wald folgen mußte, kam erst des Nachts wieder heim in sein Dorf.

Als dieser jetzt seinem Hause nahe war, und kein Licht in seiner Stube sah, auch keine Menschenstimme darin hörte, ahnete er Böses; denn sonst war alle Abende das Haus voll, alle Fenster von den Lichtern, die auf allen Tischen standen, erheitert, und das Gelärm der Saufenden tönte in der Stille der Nacht, daß man es zuunterst an der Gasse noch hörte, obgleich die Gasse lang ist, und des Vogts Haus zu oberst daran steht. Ueber dieser ungewöhnlichen Stille war der Vogt sehr erschrocken. Er öffnete mit wildem Ungestüm die Thüre, und sagte: Was ist das? was ist das, daß kein Mensch hier ist? Sein Weib heulte in einem Winkel. O Mann, bist du wieder da? Mein Gott, was für ein Unglück ist begegnet? Es ist ein Jubiliren im Dorf von deinen Feinden, und kein Mensch wagt es mehr, auch nur ein Glas Wein bei uns zu trinken. Alles sagt, du seiest aus dem Wald nach Arnburg geführt worden.

Wie ein gefangenes wildes Schwein in seinen Stricken schnaubet, seinen Rachen öffnet, seine Augen rollt, und Wuth grunzet, so wüthete jetzt Hummel, stampfte und tobte, sann auf Rache gegen Arner, und raste über den Edeln. Dann redete er mit sich selbst: So kömmt das Land um seine Rechte. Er will mir das Wirthsrecht rauben, und den Schild in der Herrschaft allein aushängen. Bei Mannsgedenken haben alle Vögte gewirthet; alle Händel giengen durch unsere Hände. Dieser läuft jetzt allenthalben selbst nach, und frägelt jeden Floh aus, wie ein Dorfschulmeister; daher trotzt jetzt jeder Bube einem Gerichtsmann, und sagt, daß er selbst mit Arner reden könne. So kömmt das Gericht um alles Ansehen, und wir sitzen und schweigen wie andere Schurken, während er so an uns alle alten Landesrechte kränkt und beugt. — So verdrehte der alte Schelm die guten und weisen Thaten des edeln Herrn bei sich selbst, schnaubte, und sann auf Rache, bis er entschlief.

Sechstes Kapitel.

Wahrhafte Bauerngespräche.

Am Morgen aber war er frühe auf und sang und pfiff unter dem Fenster, auf daß man glaube, er sei wegen dem, so gestern vorgefallen war, ganz unbesorgt. Aber Fritz, sein

Nachbar, rief ihm über die Gasse: Hast du schon so frühe Gäste, daß es so lustig hergeht? und lächelte bei sich selbst.

Sie werden schon kommen, Fritz. Hopsasa und Heißasa! Zwetschgen sind nicht Feigen! sagte der Vogt, streckte das Brenzglas zum Fenster hinaus, und rief: Willst eins Bescheid thun, Fritz? Es ist mir noch zu früh, antwortete Fritz; ich will warten, bis mehr Gesellschaft da ist. — Du bist immer der alte Schalk, sagte der Vogt; aber glaub' es, der gestrige Spaß wird nicht so übel ausschlagen. Es fliegt kein Vögelein so hoch, es läßt sich wieder nieder.

Ich weiß nicht, antwortete Fritz; der Vogel, den ich meine, hat sich lange nicht herunter gelassen. Aber wir reden vielleicht nicht vom gleichen Vogel. Willst mithalten, Vogt? man ruft zur Morgensuppe; und hiemit schob Fritz das Fenster zu.

Das ist kurz abgebunden, murrte der Vogt bei sich selbst, und schüttelte den Kopf, daß Haar und Backen zitterten. Ich werde, denk' ich, des Teufels Arbeit haben, bis das gestrige Henkerszeug den Leuten allen wieder aus dem Kopf sein wird. So sagte er zu sich selber, schenkte sich ein, trank, sagte dann wieder: Muth gefaßt! Kommt Zeit, kommt Rath! Heute ist es Samstag; die Kälber lassen sich scheren. Ich gehe ins Barthaus; da giebt sich um ein Glas Wein Eins nach dem Andern. Die Bauern glauben mir immer eher Zehen als dem Pfarrer ein Halbes. So sagte der Vogt zu sich selber und dann zur Frau: Füll' mir die Schweinsblase mit Tobak, aber nicht von meinem, nur vom Stinker; er ist gut für die Bursche. Und wenn des Scherers Bub Wein holt, so gieb ihm vom dreimal geschwefelten, und thu in jede Maß ein halb Glas Brenz. Er ging nun fort; aber auf der Gasse, noch nahe beim Hause, besann er sich wieder, kehrte zurück, und sagte der Frau: Es könnten Schelme mitsaufen, ich muß mich in Acht nehmen; schick mir vom gesottenen Wasser, wenn ich La Cote*) fordern lasse, und bring das selber. Drauf gieng er wieder fort; aber ehe er noch im Barthaus war, unter der Linde beim Schulhaus, trifft er Nickel Spitz und Joggli Rubel an.

Wo hinaus so im Sonnabend-Habit, Herr Untervogt? fragte Nickel Spitz.

Vogt. Ich muß den Bart herunter haben.

Nickel. Das ist sonderbar, daß du am Samstag Morgen schon Zeit hast.

Vogt. Es ist wahr; es ist nicht so das Jahr durch.

Nickel. Nein, einmal seit Langem kamst du immer Sonntags zwischen der Morgenpredigt zum Scherer.

Vogt. Ja, ein paar Mal.

Nickel. Ja, ein paar Mal, die letzten! Seit der Pfarrer dir deinen Hund aus der Kirche jagen ließ, kamst du ihm nicht mehr ins Gehäge.

Vogt. Du bist ein Narr, Nickel, daß du so was reden magst. Man muß essen und vergessen; die Hundsjagd ist mir längst aus dem Kopf.

Nickel. Ich möchte mich nicht darauf verlassen, wenn ich Pfarrer wäre.

Vogt. Du bist nicht klug, Nickel; warum das nicht? Aber kommt in die Stube; es gibt wohl etwa einen Weinkauf oder sonst kurze Zeit.

Nickel. Du würdest dem Scherer aufwarten, wenn er in seinem Haus einen Weinkauf trinken ließe.**)

Vogt. Ich bin nicht halb so eigennützig; man will mir ja das Wirthschaftsrecht ganz nehmen. Aber Nickel, wir sind noch nicht

*) Vin de la Côte.

**) Der Vogt, als Wirth, duldete nicht, daß in einem andern Hause als in dem seinen bei irgend einem Anlaß Wein ausgeschenkt wurde.

da. Der, den ich meine, hat noch aufs Wenigste sechs Wochen und drei Tage Arbeit, eh' er es bekömmt.

Nickel. Ich glaub' es selbst; doch ist's immer nicht die beste Ordnung für dich, daß der junge Herr seines Großvaters Glauben changirt*) hat.

Vogt. Ja, er hat einmal nicht völlig des Großvaters Glauben.

Nickel. Ich traue fast, er sei in keinem Punkt und in keinem von allen zwölf Artikeln mit dem Alten des gleichen Glaubens.

Vogt. Es kann sein; aber der Alte war mir in seinem Glauben ein anderer Mann.

Nickel. Ich denk' es wohl. Der erste Artikel seines Glaubens hieß: Ich glaube an dich, meinen Vogt . . .

Vogt. Das ist lustig; aber wie hieß denn der andere?

Nickel. Das weiß ich gerade jetzt nicht. Ich denke, er hieß: Ich glaube außer dir, meinem Vogt, keinem Menschen ein Wort.

Vogt. Du solltest Pfarrer werden, Nickel; du würdest den Catechismus nicht bloß erklären, du würdest noch einen aufsetzen.

Nickel. Das würde man mir wohl nicht zulassen. Thät' ich's, ich würde ihn so Deutsch und so klar machen, daß ihn die Kinder ohne den Pfarrer verständen; und dann würde er ja natürlich Nichts nütze sein.

Vogt. Wir wollen beim Alten bleiben, Nickel. Es ist mir mit dem Catechismus wie mit etwas Anderm; es kömmt nie etwas Besseres hintennach.

Nickel. Das ist so ein Sprüchwort, das manchmal wahr ist und manchmal nicht; für dich, scheint es, trifft es dießmal ein mit dem neuen Junker.

Vogt. Es wird erst für Andere nachkommen, wenn ihr ordentlich wartet. Für mich fürchte ich mich nicht so übel vor diesem neuen Herrn; es findet Jeder seinen Meister.

Nickel. Das ist wahr; doch ist deine alte Zeit mit dem vorigen Sommer *) unter dem Boden.

Vogt. Nickel, ich habe sie doch einmal gehabt; suche sie ein Anderer jetzt auch.

Nickel. Das ist wahr, du hast sie gehabt, und sie war recht gut; aber wie hätte es fehlen können, da der Schreiber, der Weibel und der Vikar dir schuldig waren.

Vogt. Man redete mir das nach; aber es war deßwegen nicht wahr.

Nickel. Wie magst du jetzt das sagen? Du hattest ja mit ein Paaren öffentlich Händel, daß das Geld nicht wieder zurückkommen wollte.

Vogt. Du Narr, du weißt auch gar noch Alles!

Nickel. Noch viel mehr als das weiß ich noch. Ich weiß noch, wie du mit des Rudis Vater getrölt**) hast, und wie ich dich da neben dem Hundsstall unter den Strohwellen auf dem Bauche liegend vor des Rudis Fenstern antraf, als sein Anwald eben bei ihm war. Bis um zwei Uhr am Morgen horchtest du auf deinem Bauche, was in der Stube geredet wurde. Ich hatte eben die Nachtwache, und eine ganze Woche war mir der Wein frei bei dir, damit ich schweige.

Vogt. Du bist ein Ketzer, daß du das sagst! Es ist kein Wort wahr, und du würdest schön stehen, wenn du es beweisen müßtest.

Nickel. Vom Beweisen ist jetzt nicht die Rede; aber ob es wahr sei, weißt du wohl.

Vogt. Es ist gut, daß du es einsteckst.***)

*) geändert, gewechselt.

*) Man begrub im vorigen Sommer Arners Großvater. Sein Vater war viele Jahre vorher in einem Treffen in preußischen Diensten gestorben.

**) aus Liebhaberei oder unredlich prozessirt.

***) zurücknimmst.

Nickel. Der Teufel gab dir das in den Sinn, unter dem Stroh in tiefer Nacht zu horchen. Du hörtest alle Worte, und hattest da gut, mit dem Schreiber deine eigene Aussage zu verdrehen.

Vogt. Was du auch redest!

Nickel. Was ich auch rede? Hätte der Schreiber nicht vor der Audienz*) deine Aussage verändert, so hätte der Rudi seine Matte noch, und der Wüst und der Keibacher hätten den schönen Eid nicht thun müssen.

Vogt. Ja, du verstehst den Handel, wie der Schulmeister Hebräisch.

Nickel. Wenn ich ihn nicht verstände, ich hätte ihn von dir gelernt. Mehr als zwanzigmal lachtest du mir ob deinem gehorsamen Diener, dem Herrn Schreiber.

Vogt. Ja, das wohl; aber das, was du sagst, that er doch nicht. Sonst ist es wahr, es war ein schlauer Teufel. Tröste Gott seine Seele! Es wird nun zehn Jahre auf Michaelis, seit er unter dem Boden ist.

Nickel. Seit er hinabgefahren ist zur Hölle, wolltest du sagen.

Vogt. Das ist nicht recht; von den Todten unter dem Boden muß man nichts Böses sagen.

Nickel. Du hast recht; sonst würde ich erzählen, wie er bei Nöppis Kindern geschrieben hat.

Vogt. Er wird dir auf dem Todbette gebeichtet haben, daß du Alles so wohl weißt.

Nickel. Ich weiß es einmal.

Vogt. Das Beste ist, daß ich den Handel gewonnen habe. Wenn du wüßtest, daß ich denselben verloren hätte, dann wäre es mir leid.

Nickel. Nein, ich weiß wohl, daß du den Handel gewonnen hast, aber auch wie.

Vogt. Vielleicht und vielleicht nicht.

Nickel. Behüte Gott alle Menschen, die arm sind, vor der Feder.

*) Erscheinung vor dem Richter.

Vogt. Du hast recht; es sollten nur Ehrenleute und wohlhabende Männer schreiben dürfen vor Audienz*) Das wäre gewiß gut, und es wäre noch mehr gut, Nickel. Aber was machen? Man muß eben mit Allem zufrieden sein, wie es ist.

Nickel. Vogt, dein weiser Spruch da mahnt mich an eine Fabel, die ich einst von einem Pilger aus dem Elsaß hörte. Dieser erzählte vor einem ganzen Tisch voll Leute, es habe ein Einsiedler in einem Fabelbuch die ganze Welt abgemalt, und er könne das Buch fast auswendig. Wir baten ihn, er möchte uns auch eine von diesen Fabeln erzählen, und da erzählte er uns eben die, an welche du mich jetzt mahnst.

Vogt. Nun, wie heißt sie denn, du Plauderer?

Nickel. Sie heißt — ich kann sie zum Glücke noch —

„Es klagte und jammerte das Schaf, daß „der Wolf, der Fuchs, der Hund und der „Metzger es so schrecklich quälten. Ein Fuchs, „der eben vor dem Stalle stand, hörte die Kla„ge, und sagte zum Schaf: Man muß immer „zufrieden sein mit der weisen Ordnung, die in „der Welt ist; wenn es anders wäre, so würde „es gewiß noch schlimmer sein."

„Das läßt sich hören, antwortete das Schaf, „wenn der Stall zu ist; aber wenn er offen wäre, „so würde es dann keine Wahrheit für mich „sein."

Daraus zog er die Lehre „es sei freilich „gut, daß Wölfe, Füchse und Raubthiere da „seien; aber es sei auch gut, daß man die Schaf„ställe ordentlich zumache, und daß die guten, „schwachen Thiere gegen die Raubthiere gute „Hirten und Schutzhunde hätten."

„Behüte mir Gott meine Hütte! setzte der „Pilger hinzu. Es giebt eben allenthalben viele „Raubthiere und wenige gute Hirten. Heiliger „Gott! du weißt, warum es so ist; wir müssen

*) vor der richterlichen Behörde.

„schweigen." Seine Cameraden wiederholten: „Ja wir müssen wohl schweigen, ..." und beteten dann: „Heilige Mutter Gottes! bitte für uns jetzt und in der Stunde unsers Absterbens, Amen!"

Es rührte uns Alle, als die Pilger so herzlich redeten, und wir konnten einmal jetzt nicht den Narren treiben wie sonst ob ihrem „Heilige Mutter Gottes, bitte für uns!"

Vogt. Ja, das „Heilige Mutter Gottes" gehört auch zu einer so herzlichen Schafsmeinung, nach welcher aber Wölfe und Füchse und alle Thiere dieser Art vor Hunger krepieren müßten.

Nickel. Es wäre eben auch nicht Schade um sie.

Vogt. Weißt du das so gewiß.

Nickel. Nein — ich bin ein Narr — sie müßten nicht vor Hunger krepieren; sie würden noch immer Aase und Gewild finden, und das gehört ihnen und nicht zahmes Vieh, das mit Mühe und Kosten erzogen und gehütet werden muß.

Vogt. So ließest du sie doch auch nicht ganz vor Hunger krepieren? Das ist noch viel für einen Freund der zahmen Thiere. Aber es friert mich; komm in die Stube.

Nickel. Ich kann nicht; ich muß weiter.

Vogt. Nun so behüte euch Gott, Nachbarn! auf Wiedersehen!

Er geht hinein. Rubel und Nickel bleiben noch eine Weile stehen, und Rubel sagt zum Nickel: Du hast ihm Gesalzenes aufgestellt.

Nickel. Ich wollte, es wäre noch dazu gepfeffert gewesen, daß es ihn bis morgen auf der Zunge brennte.

Rubel. Du würdest vor acht Tagen nicht so mit ihm geredet haben.

Nickel. Und er würde vor acht Tagen nicht so geantwortet haben.

Rubel. Das ist auch wahr. Er ist zahm geworden wie mein Hund, als er das erste Mal das Nasband trug.

Nickel. Wenn die Maß voll ist, so überläuft sie; das war noch immer bei einem Jeden wahr, und wird es auch beim Vogt werden.

Rubel. Behüte Gott Einen vor Ämtern. Ich möchte nicht Vogt sein mit seinen zwei Höfen.

Nickel. Aber wenn dir Jemand einen halben anböte und den Vogtdienst dazu, was würdest du machen?

Rubel. Du Narr!

Nickel. Du Gescheidter! was würdest du machen? Gelt, du würdest dem, der dir ihn anböte, geschwind einschlagen, das Tuch mit den zwei Farben um dich wickeln, und dann Vogt sein?

Rubel. Meinst du es so?

Nickel. Ja, ich meine es so.

Rubel. Wir schwatzen die Zeit weg. Behüte Gott, Nickel!

Nickel. Behüte Gott, Rubel!

Siebentes Kapitel.

Er fängt eine Vogtsarbeit an.

Da der Vogt jetzt in die Scherstube kam, grüßte er den Scherer und die Frau und die Nachbarn, ohne Husten, und ehe er sich setzte. Sonst hustete und räusperte er sich allemal vorher, und warf dann sein „Gott grüß euch!" erst dar, wenn er ausgespieen und sich gesetzt hatte.

Die Bauern antworteten mit Lächeln, und setzten ihre Kappen viel schneller wieder auf den Kopf, als sie sonst thaten, wenn der Herr Untervogt sie gegrüßt hatte. Er aber fieng alsobald das Gespräch an. Immer gute Losung, Meister Scherer? sagte er, und so viel Arbeit, daß mich wundert, wie ihr das Alles nur so mit zwei Händen thun könnt?

Der Scherer war sonst ein stiller Mann, der auf solche Worte nicht gern antwortete; aber der Vogt hatte ihn jetzt etliche Monate nach einander, und das allemal des Sonntags am Morgen zwischen der Predigt, mit solchen Stichelreden verdrüßlich gemacht; und wie es dann geht, er wollte jetzt auch einmal antworten, und sagte: Herr Untervogt, es sollte euch nicht wundern, wie man mit zwei Händen viel arbeiten und doch wenig verdienen kann; aber wie man mit beiden Händen nichts thun, und dabei viel Geld verdienen kann, das sollte euch wundern.

Vogt. Ja, das ist wahr, Scherer. Du solltest es auch probieren. Die Kunst ist: man legt die Hände auf eine Art und Gattung zusammen, wie es recht ist; dann regnet es Geld zum Dach herein.

Der Scherer wagte noch mehr, und sagte: Nein, Vogt, man wickelt sie wohl unter den zweifarbigen Mantel, und sagt die drei Worte: Es ist so! bei meinem Eid: es ist so! und bei gutem Anlaß streckt man kräftig drei Finger aufwärts und zwei hinab — abrakadabra*) — und die Säcke strotzen von Geld.

Das machte den Vogt toll, und er antwortete: Du könntest zaubern, Scherer. Aber das ist nicht anders; Leute von deinem Handwerk müssen nothwendig auch Zauber- und Henkerskünste verstehen.

*) Abrakadabra, ein Wort ohne Sinn, wovon der Aberglaube sagt, daß es bei Krankheiten und in Unfällen wunderbare Wirkungen thue, wenn man es in Form eines umgekehrten Kegels auf einen Zettel schreibe, und diesen bei sich trage.

Das war jetzt freilich dem guten Scherer zu rund, und er bereuete es sehr, daß er sich mit dem Vogt eingelassen hatte. Er schwieg auch, ließ die Andern reden, und seifte mausstill den Mann ein, der ihm saß.

Der Vogt aber fuhr tüchtig fort, und sagte: Der Scherer ist ein ausgemachter Herr; er darf unser einem wohl nicht antworten. Er trägt ja Spitzhosen, Stadtschuhe und am Sonntag Manschetten; er hat Hände so zart wie ein Junker und Waden wie ein Stadtschreiber.

Die Bauern liebten den Scherer, hatten das auch schon gehört, und lachten nicht über des Vogtes Witz. Nur der junge Galli, der eben saß, mußte über die Stadtschreiberwaden lachen; denn er kam eben aus der Kanzlei, wo der Spaß mit den Waden just eintraf. Aber der Scherer, dem er sich unter dem Messer bewegte, schnitt ihn in die obere Lippe. Das machte die Bauern unwillig, daß alle die Köpfe schüttelten, und der alte Uli nahm die Tabakspfeife aus dem Munde, und sagte: Vogt, es ist gar nicht recht, daß du da dem Scherer Molest (Ungelegenheit) machst. Da die Andern sahen, daß der alte Uli sich nicht scheute, und das laut sagte, murrten sie auch laut, und sagten: Der Galli blutet; ja wir können so dem Scherer nicht ansitzen.

Es ist mir leid, sagte der Vogt; ich will den Schaden wieder gut machen. Bub, hole drei Flaschen vom guten Wein; der heilt Wunden, ohne daß man ihn warm macht.

Sobald der Vogt vom Wein redete, verlor sich das ernste Murren der Bauern. Einige trauten zwar nicht, daß es Ernst gelte; aber Lenk, der in einer Ecke saß, löste ihnen das Räthsel, und sagte: Des Vogts Wein hat gestern auf dem Kirchhof so abgeschlagen.

Der Vogt aber nahm jetzt seinen Seckel voll Tabak, und legte ihn auf den Tisch, und Christen, der Ständlisänger (Bänkelsänger), forderte ihm zuerst eine Pfeife voll ab. Er gab sie. Da

Er fängt eine Vogtsarbeit an.

kamen immer Mehrere herbei, und die Stube war bald voll Rauch vom Stinktabak. Der Vogt aber rauchte vom bessern.

Indessen waren der Scherer und die Nachbarn immer noch still, und machten gar nicht viel Wesens. Das schien dem Meister Urias nicht gut. Er gieng die Stube auf und unter, und drehte den Zeigefinger über die Nase, wie er es immer machte, wenn ihm sein Krummes nicht gerade werden wollte. „Es ist verteufelt kalt in der Stube; so in der Kälte richte ich Nichts aus!“ sagte er zu sich selber, gieng dann zur Thüre hinaus, gab der Magd einen Kreuzer, damit sie stärker einheize, und es war bald warm in der Stube.

Achtes Kapitel.

Wenn man die Räder schmiert, so geht der Wagen.

Indessen kömmt der geschwefelte Wein. — Gläser her, Meister Scherer! ruft der Vogt, und Frau und Junge bringen bald Gläser genug. Die Nachbarn nähern sich sämmtlich den Weinkrügen, und der Vogt schenkt ihnen ein. Jetzt sind der alte Uli und alle Nachbarn wieder zufrieden, und des jungen Gallis Wunde ist ja nicht der Rede werth. Wäre der Narr nur still gesessen, sagten sie, so würde ihn der Scherer nicht geschnitten haben. Nach und nach geht jetzt einem Jeden das Maul auf, und lautes Saufgewühl erhebt sich. Alles lobt wieder den Vogt, und der Maurer Lienhard ist jetzt am vordern Tisch ein Schlingel und am hintern ein Bettler. Da erzählt der Eine, wie er sich alle Tage voll gesoffen habe, und jetzt den Heiligen mache; und der Andere, wie er wohl merke, warum die schöne Gertrud und nicht der Maurer zum jungen Herrn ins Schloß gegangen sei; und wieder ein Anderer, wie ihm diese Nacht von der Nase geträumt habe, die der Vogt dem Maurer nach Verdienen bald drehen werde.

Wie ein garstiger Vogel den Schnabel in den Sumpf steckt, und sich von faulendem Kothe nährt, so labte Hummel bei dem Gerede der Nachbarn sein arges Herz. Doch mischte er sich sehr bedachtsam und ernsthaft in das verworrene Gewühl dieser Säufer und Schwätzer. Nachbar Richter! sagte er, und reichte ihm das Glas dar, ihr waret ja selber bei der letzten Rechnung und noch ein beeidigter Mann. Ihr wisset, daß mir damals der Maurer dreißig Gulden schuldig geblieben ist; nun ist es schon ein halbes Jahr, und er hat mir noch keinen Heller bezahlt. Ich habe das Geld auch nicht einmal von ihm gefordert, und ihm kein böses Wort gegeben; und doch kann es leicht kommen, ich verliere die Schuld bis auf den letzten Heller.

Das versteht sich, schwuren die Bauern; du wirst keinen Heller mehr von deinem Gelde sehen, und schenkten sich ein. Der Vogt aber nahm aus seinem Taschenkalender die Handschrift des Maurers, legte sie auf den Tisch, und sagte: Da könnet ihr sehen, ob es wahr ist!

Die Bauern beguckten die Handschrift, als ob sie lesen könnten, und sprachen: Das ist ein Schurke, der Maurer! Und Christen, der Ständlisänger, der bis jetzt viel und stillschweigend hinunter geschluckt hatte, wischt mit dem Rockärmel das Maul ab, steht auf, hebt sein Glas in

die Höhe, und ruft: Es lebe der Herr Untervogt, und alle Calfakter (Schmeichler) müssen verrecken! So ruft er, trinkt aus, hebt das Glas wieder dem dar, der einschenkt, trinkt wieder aus, und singt:

„Der, der dem Andern Gruben gräbt,
„Der, der dem Andern Stricke legt,
„Und wär' er wie der Teufel fein,
„Und wär' er noch so hoch am Brett,
„Er fällt, wie man zu sagen pflegt,
„Am Ende in den Koth hinein,
„Den Koth hinein. Juhe, Maurer, Juhe!"

Neuntes Kapitel.

Von den Rechten im Lande.

Nicht so lärmend, Christen! sagte der Vogt, das nützt nichts. Es wäre mir leid, wenn dem Maurer ein Unglück begegnete. Ich verzeihe es ihm gerne, er hat es aus Armuth gethan; aber das ist schlimm, daß keine Rechte mehr im Lande sicher sind.

Die Nachbarn horchten steif, als er von den Rechten im Lande redete; etliche stellten sogar die Gläser beiseits, da sie von den Rechten im Lande hörten, und horchten.

Ich bin ein alter Mann, Nachbarn, und mir kann nicht viel daran liegen; ich habe keine Kinder, und mit mir ist es aus. Aber ihr habt Jungens, Nachbarn; euch muß an euern Rechten viel gelegen sein.

Ja, unsere Rechte! riefen die Bauern. Ihr seid unser Vogt; vergebt kein Haar von unsern Rechten!

Vogt. Ja, Nachbarn, es ist mit dem Wirthsrecht eine Gemeindsache, und ein theures Recht um das Wirthsrecht; wir müssen uns wehren.

Etliche wenige Bauern schüttelten die Köpfe, und sagten einander leise ins Ohr: Er hat der Gemeinde nie Etwas nachgefragt; jetzt will er die Gemeinde in den Koth hinein ziehen, in dem er steckt. Aber die Mehreren lärmten immer stärker, stürmten und schwuren und fluchten, daß ihnen gerade übermorgen Gemeinde sein müsse. Die Verständigern schwiegen, und sagten nur ganz still unter einander: Wir wollen dann sehen, wenn ihnen der Wein aus dem Kopfe sein wird.

Indessen trank der Vogt bedächtlich immer von seinem gesottenen Wasser, und fuhr fort, die erhitzten Nachbarn wegen ihrer Landesrechte in Sorgen zu setzen. Ihr wißt Alle, sagte er zu ihnen, wie unser Altvater Rüppli vor zweihundert Jahren mit dem grausamen Ahnherrn dieses Junkers zu kämpfen hatte. Dieser alte Rüppli*) — mein Großvater hat es mir tausendmal erzählt — hatte zu seinem liebsten Sprüchworte: „Wenn die Junker den Bettlern im Dorfe höfelen (gute Worte geben), so helfe Gott den Bauern!" Sie thun das nur, damit sie die Bauern entzweien, und allein Meister seien. Nachbarn, wir müssen immer nur die Narren im Spiel sein.

Bauern. Nichts ist gewisser; wir müssen immer nur die Narren im Spiel sein.

Vogt. Ja, Nachbarn, wenn euere Gerichtsmänner Nichts mehr zu bedeuten haben,

*) Rüppli war ein ehrwürdiger Altvater von Bonnal, und hatte gegen einen alten Erbherrn von Arnheim sich der Gemeinde treulich angenommen, und Hab und Gut darangesetzt, daß das Dorf nicht einen Tag mehr Frohndienste tragen müsse. Aber das Sprüchwort, das ihm Hummel da in den Mund legt, von dem weiß kein Mensch mit Wahrheit, daß es Rüppli in seinem Leben ein einziges Mal gesagt hätte.

dann habt ihr es gerade wie die Soldaten, denen die Hinterhut abgeschnitten ist. Der neue Junker ist fein und listig wie der Teufel. Es sähe es ihm kein Mensch an, und gewiß giebt er ohne gute Gründe keinem Menschen ein gutes Wort. Wenn ihr nur das Halbe wüßtet was ich, ich hätte dann nicht nöthig zu reden; aber ihr seid doch auch nicht Stocknarren, ihr werdet wohl Etwas merken, und auf eurer Hut sein.

Äbi, mit dem es der Vogt abgeredet, und dem er ein Zeichen gegeben hatte, antwortete ihm: Meinst du, Vogt, wir merken den Pfiff nicht? Er will das Wirthsrecht ins Schloß ziehen.

Vogt. Merkt ihr Etwas?

Bauern. Ja, bei Gott! aber wir leiden es nicht. Unsere Kinder sollen ein Wirthshaus haben, das frei ist, wie wir es jetzt haben.

Äbi. Im Schlosse könnte er uns die Maß Wein für einen Dukaten verkaufen, und wir würden Schelme an unsern Kindern sein.

Vogt. Das ist auch zu viel geredet, Äbi; auf einen Dukaten kann er die Maß Wein doch nicht bringen.

Äbi. Ja, ja! Schmied und Wagner schlagen auf, daß es ein Grausen ist, und selber das Holz ist zehnmal theurer als vor fünfzig Jahren. Was kannst du sagen, Vogt? So wie Alles im Zwang ist, muß Alles steigen. Was kannst du sagen, wie hoch die Maß Wein noch kommen könnte, wenn das Schloß allein ausschenken dürfte? Er ist jetzt schon teufelstheuer wegen dem Umgeld.

Vogt. Es ist so; es ist in Allem immer mehr Zwang und Hinderniß, und das vertheuert Alles.

Ja, ja, wenn wir es leiden ... sagten die Bauern, lärmten, soffen und drohten. Das Gespräch wurde endlich wildes Gewühl eines tobenden Gesindels, das ich nicht weiter beschreiben mag.

Zehntes Kapitel.

Des Scherers Hund sauft Wasser zur Unzeit, und verdirbt dem Herrn Untervogt ein Spiel, das recht gut stand.

Die Meisten waren schon tüchtig besoffen, und Christen, der Ständlisänger, der neben dem Vogt saß, am stärksten. Dieser schrie einsmals: Laßt mich hervor! Der Vogt und die Nachbarn standen auf, und machten ihm Platz; aber er schwankte über den Tisch, und stieß des Vogts Wasserkrug um. Erschrocken wischt dieser, so geschwind er kann, das verschüttete Wasser vom Tisch ab, damit Niemand das Zerschüttete auffasse, und den Betrug merke; aber des Scherers Hund unter dem Tische war durstig, lappte das verschüttete Wasser vom Boden, und unglücklicher Weise sah es ein Nachbar, der wehmüthig nach dem guten Wein unter dem Tische guckte, den Hektor aufleckte. Er rief dem Vogt: Wunder und Zeichen, Vogt! Seit wann saufen die Hunde Wein?

Du Narr, seit Langem! antwortete der Vogt, winkt ihm mit der Hand und mit dem Kopfe, und stößt ihn mit den Füßen unter dem Tisch, daß er doch schweige. Auch dem Hunde giebt er einen Stoß, daß er anderswo hingehe; aber der verstand den Befehl nicht, denn er gehörte dem Scherer. Er gab Laut, murrte, und leckte dann ferner das verschüttete Wasser vom Boden. Der Herr Untervogt aber erblaßte über diesem Saufen des Hundes; denn es guckten immer mehr Nachbarn unter den Tisch. Man stieß

bald an allen Ecken die Köpfe zusammen, und zeigte auf den Hund. Des Scherers Frau nahm jetzt sogar die Scherben des verbrochenen Kruges vom Boden auf an die Nase, und da sie nach Wasser rochen, schüttelte sie mächtig den Kopf, und sagte laut: Das ist nicht schön!

Nach und nach murmelten die Bauern an allen Ecken: Dahinter steckt was! Und der Scherer sagte dem Vogt unter die Nase: Vogt, dein schöner Wein ist gesottenes Wasser.—Ist das wahr? riefen die Bauern. Was Teufels ist das, Vogt? warum saufest du Wasser?

Betroffen antwortete der Vogt: Es ist mir nicht recht wohl; ich muß mir schonen. Aber die Bauern glaubten der Antwort nicht, und links und rechts murmelte je länger je mehr Alles: Es geht hier nicht recht zu! Überdieß klagten jetzt noch Einige, es schwindle ihnen von dem Wein, den sie getrunken hätten, und dieß sollte von so Wenigem nicht sein. Die zwei Vornehmsten aber, die da waren, standen auf, gaben dem Scherer den Lohn, sagten: Behüte Gott, Nachbarn! und giengen gegen die Stubenthüre.

So einsmals, ihr Herren! Warum so einsmals aus der Gesellschaft? rief ihnen der Vogt.

Wir haben sonst zu thun, antworteten die Männer und giengen fort.

Der Scherer begleitete sie außer die Stube, und sagte zu ihnen: Ich wollte lieber, der Vogt wäre gegangen. Das ist kein Stücklein, bei dem er es gut meint, weder mit dem Wein noch mit dem Wasser.

Wir glauben es auch nicht; sonst würden wir noch da sitzen, antworteten die Männer.

Scherer. Und dieses Saufgewühl kann ich nicht leiden.

Die Männer. Du hast keine Ursache, und du könntest noch in Ungelegenheit kommen. Wenn ich an deiner Stelle wäre, setzte der Ältere hinzu, ich brächte selber ab.

Ich darf nicht wohl, antwortete der Scherer. Es ist nicht mehr die alte Zeit, und du bist doch in deiner Stube etwa noch Meister, sagten die Männer.

Ich will euch folgen, sagte der Scherer, und gieng wieder in seine Stube.

Wo fehlt es diesen Herren, daß sie so plötzlich aufbrechen? fragte der Vogt.

Der Scherer antwortete: Es ist mir eben wie ihnen; so ein Gewühl ist nicht artig, und mein Haus ist gar nicht dafür.

Vogt. Aha, ist das die Meinung?

Scherer. Ja, wahrlich, Herr Untervogt! Ich habe gern eine ruhige Stube.

Dieser Streit aber gefiel den Ehrengästen nicht wohl. Wir wollen stiller sein, sagte der Eine; wir wollen rechtthun, sagte der Andere; immer gut Freund sein ist Meister, ein Dritter; Vogt, noch einen Krug! sagte Christen.

Ja, Nachbarn, ich habe auch eine Stube; wir können den Herrn Scherer gar wohl in Ruhe lassen, sagte der Vogt.

Das wird mir lieb sein, antwortete der Scherer.

Aber die Gemeindsache ist vergessen und das theure Wirthsrecht, Nachbarn, sagte noch durstig Äbi der ältere.

Mir nach, wer nicht falsch ist! rief drohend der Vogt, murrte Donner und Wetter, blickte wild umher, sagte zu Niemand „Behüte Gott,“ und schlug die Thüre hinter sich zu, daß die Stube zitterte.

Das ist unverschämt! sagten viele Bauern. Das ist nicht richtig, sagte der jüngere Meier; ich einmal gehe nicht in des Vogts Haus. Ich auch nicht! antwortete Läupi. Nein, der Teufel, ich auch nicht! ich denke an gestern Morgen, sagte der Renold. Ich stand zunächst bei ihm und bei Arner; und ich sah wohl, wie es gemeint war.

Die Nachbarn sahen einander an, was sie thun wollten; aber die meisten setzten sich wieder und blieben. Nur Äbi und Christen und noch ein paar Lumpen nahmen des Vogts leere Fla-

schen vom Tische unter den Arm, und giengen ihm nach.

Dieser aber sah jetzt aus seinem Fenster nach der Gasse, die in des Scherers Haus führte, und als ihm lange Niemand nachkam, war er über sich selber zornig. Daß ich ein Ochs bin, ein lahmer Ochs! Es ist bald Mittag, und ich habe Nichts ausgerichtet. Der Wein ist gesoffen, und jetzt lachen sie mich noch aus; ich habe mit ihnen geplappert wie ein Kind, das noch saugt, und mich herabgelassen wie einer ihres Gleichen. Ja, wenn ich es mit diesen Hundekerls im Ernst gut meinte; wenn das, was der Gemeinde nützlich ist, auch mir lieb und recht wäre; oder wenn ich mich zuletzt nur äußerlich mehr gestellt hätte, als ob ich es gut mit ihr meine: dann wäre es angegangen. So eine Gemeinde tanzt im Augenblick nach eines Gescheidten Pfeife, wenn sie denkt, daß man es gut meine. Aber die Zeiten waren gar zu gut für mich. Unter dem Alten fragte ich der Gemeinde oder einem Geißbocke ungefähr gleich viel nach. So lange ich Vogt bin, war es meine Lust und meine Freude, sie immer nur zu narren, zu beschimpfen und zu meistern, und eigentlich hab' ich gut im Sinn, es noch ferner zu thun; aber darum muß und soll ich sie auch tüchtig drei Schritte vom Leibe halten. Das Händedrücken, das Herablassen, das Rathhalten mit Jedermann, das Freundlichthun wie ein „Aller Leute Schwager" geht nicht mehr an, wenn man einen zu wohl kennt. Unser einer muß still und allein für sich handeln, nur die Leute brauchen, die er kennt, und die Gemeinde Gemeinde sein lassen. Ein Hirt beräth sich nicht mit den Ochsen; und doch war ich heute Narr genug, und wollte es thun.

Indessen kamen die Männer mit den leeren Flaschen.

Seid ihr allein? wollten die Hunde nicht mit? fragte der Vogt.

Nein, kein Mensch, antwortete Ädi.

Vogt. (spottend) Daran liegt viel.

Christen. (Ebenfalls Spottend). Ja, recht viel; ich denke es auch.

Vogt. Doch, ich möchte gerne wissen, was sie jetzt mit einander schwatzen und rathen. Christen, geh und suche noch mehr Flaschen.

Christen. Es sind keine mehr da.

Vogt. Du Narr, das ist gleichviel; geh nur und suche. Wenn du Nichts findest, so laß dich scheren, oder laß zur Ader; und warte, und horche auf Alles, was sie erzählen. Überbringst du mir Vieles, so sauf ich mit dir bis an den Morgen. — Und du, Löli! du mußt zu des Maurers älterm Gesellen, dem Joseph, gehen; aber sieh, daß dich Niemand merkt. Du mußt ihm sagen, daß er in der Mittagsstunde zu mir komme.

Noch ein Glas Wein auf den Weg! mich dürstet, sagte Löli. Ich will dann laufen wie ein Jagdhund, und im Blitz wieder da sein.

Gut! sagte der Vogt, und gab ihnen noch Eins auf den Weg.

Da giengen Diese, und die Vögtin stellte den zwei Andern auch Wein hin zu trinken.

Eilftes Kapitel.

Wohl überlegte Schelmenprojekte.

Der Vogt aber gieng staunend in seine Nebenstube, und rathschlagte mit sich selber, wie er es anstellen wolle, wenn Joseph kommen werde.

Falsch ist er, darauf kann ich zählen, und schlau wie der Teufel. Es stehen viele Thaler, die er versoffen, auf seines Meisters Rechnung;

aber mein Begehren ist rund. Er wird sich fürchten, und mir nicht trauen — es läutet schon Mittag — ich will ihm bis zehn Thaler bieten; innert drei Wochen fällt der ganze Bestich *) vom Thurm herunter, wenn er thut, was ich will. Zehn Thaler sollen mich nicht reuen, sagte der Vogt. Da er so mit sich selber redet, kömmt Löli und hinter ihm Joseph. Sie kamen nicht mit einander, damit man desto weniger Verdacht schöpfe.

Gott grüß dich, Joseph! Weiß dein Meister nicht, daß du hier bist?

Der Joseph antwortete: Er ist noch im Schloß; aber er wird auf den Mittag wieder kommen. Wenn ich nur um ein Uhr wieder auf der Arbeit sein werde, so wird er Nichts merken.

Gut! ich habe mit dir zu reden, Joseph, und wir müssen allein sein, sagte der Vogt; führte ihn dann in die hintere Stube, schloß die Thüre zu, und stieß den einen Riegel. Es standen Schweinefleisch, Würste, Wein und Brot auf dem Tische. Der Vogt nahm zwei Stühle, stellte sie zum Tisch, und sagte zu Joseph: Du versäumst dein Mittagessen; halt's mit, und setze dich!

Das läßt sich thun, antwortete Joseph, setzte sich hin, und fragte den Vogt: Herr Vogt, sag' er, was will er? Ich bin zu seinen Diensten.

Der Vogt antwortete: Auf dein Wohlsein, Joseph! Trink Eins! Und dann wiederum: Versuch diese Würste; sie sollen gut sein. Warum greifst du nicht zu? Du hast ja sonst theure Zeit genug bei deinem Meister.

Joseph. Das wohl; aber es wird doch jetzt besser kommen, wenn er Schloßarbeit kriegt.

Vogt. Du bist ein Narr, Joseph. Du solltest dir wohl einbilden, wie lange das gehen möchte. Ich wollte es ihm gerne gönnen; aber er ist nicht der Mann zu so Etwas. Er hat auch noch nie ein Hauptgebäude gehabt; aber er verläßt sich auf dich, Joseph.

*) der Anwurf.

Joseph. Das kann sein; es ist so was.

Vogt. Ich habe es mir wohl eingebildet, und darum mit dir reden wollen. Du könntest mir einen großen Gefallen thun.

Joseph. Ich bin zur Aufwart, Herr Untervogt. Auf sein gut Wohlsein!

Es soll dir gelten, Maurer, sagte der Vogt; legt ihm wieder Würste vor, und fährt fort: Es wäre mir lieb, daß das Fundament der Kirchenmauer von gehauenen Steinen aus dem Schwendibruch gesetzt würde.

Joseph. Potz Blitz, Herr Vogt! das geht nicht an; er versteht das noch nicht. Dieser Stein ist hiezu nicht gut, und zum Fundament taugt er gar nicht.

Vogt. O der Stein ist nicht so schlimm; ich habe ihn schon gar zu viel brauchen sehn; er ist, bei Gott! gut, Joseph; und mir geschähe ein großer Gefallen, wenn diese Steingrube wieder eröffnet würde.

Joseph. Vogt, es geht nicht an.

Vogt. Ich will dankbar sein für den Dienst, Joseph.

Joseph. Die Mauer ist innert sechs Jahren faul, wenn sie aus diesem Stein gemacht wird.

Vogt. Ach, ich mag davon Nichts hören; das sind Narrheiten.

Joseph. Bei Gott! es ist wahr. Es sind am Fundament zwei Miststätten und ein ewiger Ablauf von Ställen. Der Stein wird abfaulen wie ein tannenes Brett.

Vogt. Und dann zuletzt, was fragst du darnach, ob die Mauer in zehn Jahren noch gut ist? Du wirst fürchten, der Schloßherr vermöge alsdann keine neue mehr. Thust du, was ich sage, so hast du ein großes, recht großes Trinkgeld zu erwarten.

Joseph. Das ist wohl gut; aber wenn der Junker es selber merkte, daß der Stein Nichts nütze ist?

Vogt. Wie sollte er das verstehen? Davon ist keine Rede.

Joseph. Er weiß in gewissen Sachen viel mehr, als man glauben sollte. Du kennst ihn aber besser als ich.

Vogt. Ach, das versteht er nicht.

Joseph. Ich glaube es zuletzt selbst nicht. Der Stein ist dem Ansehen nach sehr schön, und zu anderer Arbeit vortrefflich gut.

Vogt. Gieb mir deine Hand darauf, daß der Meister die Steine aus diesem Bruche nehmen muß. Thust du es, so kriegst du fünf Thaler Trinkgeld.

Joseph. Das ist viel. Wenn ich es nur schon hätte!

Vogt. Es ist mir, bei Gott! ernst; ich zahle dir fünf Thaler, wenn er es thut.

Joseph. Nun, da hat er mein Wort, Herr Vogt. (Er streckt ihm die Hand dar, und verspricht es ihm in die Hand). Es soll so sein, Herr Vogt, wie geredt! Was schere ich mich um den Herrn im Schloß!

Vogt. Noch ein Wort, Joseph! Ich habe ein Säckchen voll Zeug von einem Herrn aus der Apotheke. Es soll gut sein, daß der Bestich an den Mauern halte wie Eisen, wenn man es unter den Kalk mischt. Aber wie ist es mit diesen Spitzhöslerkünsten? Man darf ihnen eben nicht ganz trauen, und ich möchte es darum lieber an einem fremden Bau als an meinem eigenen versuchen.

Joseph. Das kann ich schon; ich will es an eines Nachbars Ecke probieren.

Vogt. Das Probieren an einer Ecke, so im Kleinen, ist nie Etwas nütze. Man irrt sich dabei, wenn es geräth, und wenn es fehlt; man darf nie trauen, und ist nie sicher, wie es dann im Großen kömmt. Ich möchte es am ganzen Kirchthurm probieren, Joseph; ist das nicht möglich?

Joseph. Braucht es viel solcher Waare unter den Kalk?

Vogt. Ich glaube, auf ein Fäßchen nur zwei Pfunde.

Joseph. Dann ist es gar leicht.

Vogt. Willst du mir's thun?

Joseph. Ja freilich.

Vogt. Und schweigen, wenn es fehlt?

Joseph. Es kann nicht übel fehlen, und natürlich schweigt man.

Vogt. Du holst die Waare allemal bei mir ab und ein Glas Wein dazu.

Joseph. Ich werde nicht ermangeln, Herr Untervogt. Aber ich muß fort; es hat ein Uhr geschlagen. (Er nimmt das Glas.) Zur schuldigen Dankbarkeit, Herr Untervogt!

Vogt. Du hast Nichts zu danken, wenn du Wort hältst, so kriegst du fünf Thaler.

Es soll nicht fehlen, Herr Untervogt, sagt Joseph; steht auf, stellt seinen Stuhl in eine Ecke, und sagt dann: Es muß sein, Herr Untervogt! schuldigen Dank! und trinkt jetzt das Letzte.

Vogt. Nun, wenn es sein muß, so behüte Gott, Joseph! Es bleibt bei der Abrede.

Da gieng Joseph, und sagte im Gehen zu sich selber: Das ist ein sonderbares Begehren mit den Steinen, und noch ein sonderbareres mit der Waare in den Kalk.

Man probiert so Etwas nicht am ganzen Kirchthurm. Aber einmal das Trinkgeld soll mir nicht entwischen; das, meine ich, sei richtig. Ich mag es dann thun oder nicht.

Das ist gut gegangen, recht gut! sagte der Vogt zu sich selber, besser als ich geglaubt habe, und noch um den halben Preis. Ich hätte ihm zehn Thaler versprochen wie fünfe, wenn er den Handel verstanden hätte. Wie es mich freut, daß der Handel in Ordnung ist! Nein, nein, man muß den Muth nie fallen lassen. Wäre nur auch die Mauer schon außer dem Boden! Geduld! am Montag brechen sie schon Steine dazu. O du guter Maurer! deine Frau hat dir ein böses Fressen gekocht; und du meinst, du sitzest oben auf den Thron.

Zwölftes Kapitel.

Haushaltungsfreuden.

Der Maurer Lienhard, der am Morgen früh ins Schloß gegangen war, war nun auch wieder zurück und bei seiner Frau.

Diese hatte geeilt, ihre Samstagarbeit zu vollenden, ehe ihr Mann wieder zurückkomme.

Sie hatte die Kinder gekämmt, ihnen die Haare geflochten, ihre Kleider durchgesehen, die kleine Stube gereinigt, und während der Arbeit ihre Lieben ein Lied gelehrt.

Das müßt ihr dem lieben Vater singen, wenn er heimkömmt, sagte sie den Kindern; und die Kinder lernten gern, was den Vater freuen könnte, wenn er heim käme. Mitten in ihrer Arbeit, ohne Mühe, ohne Versäumniß, ohne Buch sangen sie es der Mutter nach, bis sie es konnten.

Und da der Vater jetzt heimkam, grüßt ihn die Mutter, und sang dann, und alle Kinder sangen mit ihr:

„Der du von dem Himmel bist,
„Kummer, Leid und Schmerzen stillest,
„Den, der doppelt elend ist,
„Doppelt mit Erquickung füllest, —
„Ach ich bin des Umtriebs müde, *)
„Bangen Schmerzens, wilder Lust! —
„Süßer Friede,
„Komm, ach komm in meine Brust!"

*) Müde von Unruhe und Begierden, von Hoffnung und Sorgen, immer ohne feste innere Zufriedenheit umhergetrieben zu werden.

Eine Thräne schoß Lienhard ins Auge, da die Mutter und die Kinder alle so heiter und ruhig ihm entgegen sangen. Daß euch Gott segne, ihr Lieben! daß dich Gott segne, du Liebe! sagte er mit inniger Bewegung zu ihnen.

Lieber! antwortete Gertrud, die Erde ist ein Himmel, wenn man Friede sucht, recht thut, und wenig wünscht.

Lienhard. Wenn ich eine Stunde diesen Himmel des Lebens, den Frieden im Herzen genießen kann, so hast du mir ihn gegeben. Bis in den Tod will ich dir danken, daß du mich retteteſt, und diese Kinder werden es dir danken, wenn du einst gestorben sein wirst. O Kinder, thut doch immer recht, und folget eurer Mutter, so wird es euch wohl gehen!

Gertrud. Du bist doch auch gar herzlich heute.

Lienhard. Es ist mir auch gut gegangen bei Arner.

Gertrud. Ach, Gottlob, mein Lieber!

Lienhard. Das ist doch auch ein Mann, der seines Gleichen nicht hat. Frau, daß ich doch so ein Kind war, und nicht zu ihm gehen durfte!

Gertrud. Daß wir immer auch so hintennach klug werden, mein Lieber! Aber erzähle du mir auch, wie es dir bei ihm gegangen.

Der du von dem Himmel bist, Kummer Leid und

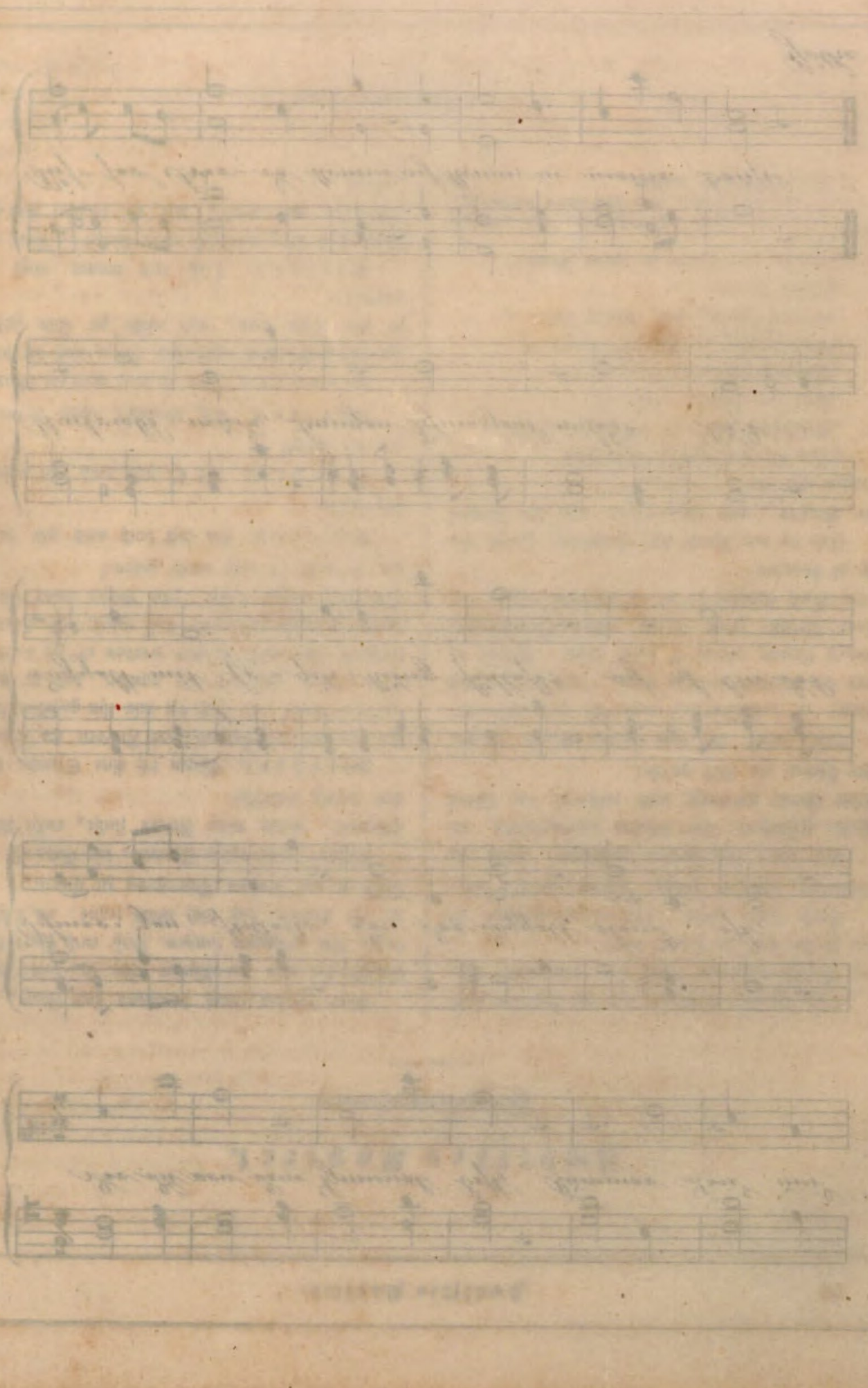
Schmerz- zum stillest, den der doppelt elend ist,

doppelt mit Ge- nüi- Krüg füllest, auf ist bin das

Unstrinks müde, Lauzun Schmerzens milder Lüft.

Süß- por Trie- de, Komm auf Komm in meine Brüst.

Göthe.



Dreizehntes Kapitel.

Beweis, daß Gertrud ihrem Manne lieb war.

Gertrud setzte sich neben Lienhard, indem sie einen Strumpf zum Stricken in die Hand nahm, und Lienhard sagte hierauf zu ihr: Wenn du dich so setzest wie am Sonntag Abends zu deiner Bibel, so werde ich dir wohl viel erzählen müssen.

Gertrud. Alles, Alles, du Lieber, mußt du mir erzählen.

Lienhard. Ja, ich werde jetzt noch so Alles wissen! Aber aha, mein Trutscheli! es ist Samstag, du hast nicht so gar lang Zeit.

Gertrud lacht: Thu deine Augen auf! Lienhard sieht sich um: Aha, bist du schon fertig?

Lise. (zwischenein) Sie hat recht geeilt, Vater. Ich und Enne halfen ihr aufräumen. Ist das nicht recht?

Wohl, es ist mehr als recht, antwortete der Vater. Aber fange jetzt einmal an zu erzählen, sagte Gertrud.

Und Lienhard: Arner fragte sogar nach meines Vaters Namen, nach der Gasse, wo ich wohne, und nach der Nummer meines Hauses.

Gertrud. O du erzählst nicht recht, Lienhard; ich weiß, er hat nicht so angefangen.

Lienhard. Warum nicht, du Schnabel? wie denn anders?

Gertrud. Du hast ihn zuerst gegrüßt, und er hat dann gedankt. Wie habt ihr das gemacht?

Lienhard. Du Hexli! du hast doch recht; ich habe nicht von vorne angefangen.

Gertrud. Gelt Lieni?

Lienhard. Nun, er fragte mich, so bald er mich sah, ob ich ihn nicht mehr fürchte. Ich bückte mich so tief und so gut ich konnte, und sagte: Verzeiht mir, gnädiger Herr! Er lachte, und ließ mir gleich einen Krug Wein vorsetzen.

Gertrud. Nun, das ist doch wirklich ein ganz anderer Anfang. Warst du fein bald fertig mit dem Krug? Ohne Zweifel!

Lienhard. Nein, Frau; ich that so züchtig wie eine Braut, und ich wollte ihn nicht anrühren; aber er verstand es anders. Ich weiß wohl, daß du den Wein auch kennst; schenk dir nur ein, sagte er. Ich that es, aber sachte, und trank auf sein Wohlsein. Aber er sah mich so steif an, daß mir das Glas am Munde zitterte.

Gertrud. Das gute Gewissen, Lieni! das kam dir jetzt eben in die Finger. Aber du hast dich vom Schrecken doch wieder erholt?

Lienhard. Ja, und das recht bald. Er war gar liebreich, und sagte: Es ist ganz natürlich, daß ein Mann, der stark arbeitet, gerne ein Glas Wein trinkt; es ist ihm auch wohl zu gönnen. Aber das ist ein Unglück, wenn Einer, anstatt sich mit einem Glas Wein zu erquicken, beim Wein ein Narr wird, und nicht mehr an Weib und Kind denkt und an seine alten Tage. Das ist ein Unglück, Lienhard! Frau, es gieng mir ein Stich ins Herz, als er das sagte; doch faßte ich mich und antwortete: Ich sei in so unglückliche Umstände verwickelt gewesen, daß ich mir in Gottes Namen nicht mehr zu helfen gewußt hätte, und ich hätte — weiß Gott — in der Zeit kein Glas Wein mit freudigem Herzen getrunken.

Gertrud. Hast du doch das herausbringen können?

Lienhard. Wenn er nicht so liebreich

gewesen wäre, so hätte ich es gewiß nicht gekonnt.

Gertrud. Was sagte er noch weiter?

Lienhard. Es sei ein Unglück, daß die meisten Armen in ihrer Noth mit Leuten anbänden, die sie fliehen sollten wie die Pest. — Ich mußte jetzt einmal seufzen. Ich glaube, er merkte es; denn er fuhr wie mitleidig fort: „Wenn man es den guten Leuten nur auch beibringen könnte, ehe sie es mit ihrem Schaden lernen! Der Arme ist schon halb errettet, wenn er nur keinem Blutsauger unter die Hände fällt." — Bald hernach fieng er wieder an, und sagte: „Es geht mir ans Herz, wenn ich denke, wie viele Arme sich oft im abscheulichsten Elend aufzehren, und nicht den Verstand und das Herz haben, ihre Umstände an einem Orte zu entdecken, wo man ihnen herzlich gerne helfen würde, wenn man nur auch recht wüßte, wie sich die Sachen verhalten. Es ist vor Gott nicht zu verantworten, wie du dich Jahr und Tag vom Vogt hast herumschleppen lassen, und wie du Weib und Kind so in Unruhe und Gefahr setzen konntest, ohne auch nur ein einziges Mal mich um Rath und Hülfe zu bitten. Maurer, denke nur auch, wenn deine Frau nicht mehr Herz und Verstand gehabt hätte als du, wo es am Ende mit deinen Sachen hinausgelaufen wäre."

Gertrud. Das Alles hat er gesagt, ehe er der Hausnummer nachgefragt hat?

Lienhard. Du hörst es ja wohl.

Gertrud. Du hast mir es mit Fleiß nicht sagen wollen, du —!

Lienhard. Es wäre, denk ich, wohl das Gescheidteste gewesen; du wirst mir sonst noch gar zu stolz, daß du so viel Herz gehabt hast.

Gertrud. Meinst du, Hausmeister? Ja, ja, einmal auf diesen Streich werde ich mir etwas einbilden, so lange ich lebe, und so lange es uns wohl thun wird. Aber was sagte Arner noch weiter?

Lienhard. Er nahm mich wegen dem Bau ins Examen. Es war gut, daß ich noch nicht Alles vergessen hatte. Ich mußte ihm Alles beim Klafter ausrechnen, und die Fuhren von Kalk und Sand aufs Pünktchen ausspitzen.

Gertrud. Bist du um keine Null verirrt im Rechnen?

Lienhard. Nein, dießmal nicht, du Liebe.

Gertrud. Gottlob!

Lienhard. Ja wohl, Gottlob!

Gertrud. Ist jetzt Alles in der Ordnung?

Lienhard. Ja, recht schön ist es in der Ordnung. Rathe, wie viel hat er mir vorgeschossen? (Er klingelt mit den Thalern im Sack, und sagt:) Gelt, es ist lang, daß ich nicht so geklingelt habe? Gertrud seufzt.

Lienhard. Seufze du jetzt nicht, du Liebe! Wir wollen hausen und sparen, und wir werden jetzt gewiß nicht mehr in die alte Noth kommen.

Gertrud. Ja, Gott im Himmel hat uns geholfen.

Lienhard. Und noch mehr Leuten im Dorf mit uns. Denke, er hat zehn arme Hausväter, die gewiß alle sehr in der Noth sind, zu Taglöhnern bei diesem Bau angenommen; und er gibt jedem des Tages 25 Kreuzer. Du Liebe! du hättest sehen sollen, mit was für Sorgfalt er die Leute ausgewählt hat.

Gertrud. O sage mir doch das recht!

Lienhard. Ja, wenn ich es jetzt noch so wüßte!

Gertrud. Besinne dich ein wenig!

Lienhard. Nun denn! Er fragte allen armen Hausvätern nach, wie viel Kinder sie hätten, wie groß sie wären, was für Verdienst und Hülfe sie hätten; dann suchte er die verdienstlosesten und die, welche am meisten unerzogene Kinder hatten, heraus, und sagte zweimal zu mir: Wenn du Jemanden kennest, der wie du im Drucke ist, so sage es mir. Ich nannte vor Allen den Hübel-Rudi; und der hat jetzt für ein Jahr gewiß Verdienst.

Gertrud. Es ist brav, daß du den Rudi deine Erdäpfel nicht hast entgelten lassen.

Lienhard. Ich könnte keinem Armen etwas nachtragen, Frau; und diese Haushaltung ist erschrecklich elend. Ich habe den Rudi erst vor ein paar Tagen wieder bei der Grube angetroffen, und ich that, als ob ihn nicht sehe. Es ging mir ans Herz; er sieht aus wie Theurung und Hunger, und wir hatten doch in Gottes Namen zuletzt noch immer zu essen.

Gertrud. Das ist wohl gut, du Lieber; aber das Stehlen hilft nicht im Elend, und der Arme, der es thut, kömmt dadurch nur doppelt in die Noth.

Lienhard. Freilich; aber beim nagenden Hunger Eßwaaren vor sich sehen, und wissen, wie viel davon in den Gruben verfaulen muß, und wie selber alles Vieh davon genug hat, und sie dann doch liegen lassen und sie nicht anrühren — o Liebe! wie viel braucht es dazu?

Gertrud. Es ist gewiß schwer, aber eben so gewiß muß der Arme es können, oder er ist unausweichlich höchst unglücklich.

Lienhard. O Liebe! wer würde in seinem Falle es thun? Wer will es von ihm fordern?

Gertrud. Gott, der es von dem Armen fordert, giebt ihm Kraft, es zu thun, und bildet ihn durch den Zwang, durch die Noth und durch die vielen Leiden seiner Umstände zu der großen Überwindung, zu der er aufgefordert ist. Glaube mir, Lienert, Gott hilft dem Armen so im Verborgenen, und giebt ihm Stärke und Verstand zu tragen, zu leiden und auszuhalten, was fast unglaublich scheint. Wenn er dann durchgestritten, wenn das gute Gewissen bewahrt ist, Lienert, dann ist ihm himmelwohl, viel besser als Allen, welche nicht Anlaß hatten, so viel zu überwinden.

Lienhard. Ich weiß es, Gertrud, an dir weiß ich es; ich bin auch nicht blind. Ich sah es oft, wie du in der größten Noth auf Gott trautest, und zufrieden warst; aber wenige Menschen sind im Elend wie du, und viele sind im Elend wie ich, bei dem Drange der Noth und des Elendes sehr schwach. Darum denke ich immer, man sollte mehr thun, um allen Armen Arbeit und Brot zu verschaffen; ich glaube, sie würden dann alle auch besser sein, als sie jetzt in der Verwirrung ihrer Noth und ihres vielen Jammers sind.

Gertrud. O Lieber! das ist bei weitem nicht so. Wenn es nichts als Arbeit und Verdienst brauchte, die Armen glücklich zu machen, so würde bald geholfen sein; aber das ist nicht so. Bei Reichen und bei Armen muß das Herz in Ordnung sein, wenn sie glücklich sein sollen; und zu diesem Zwecke kommen die weit mehreren Menschen eher durch Noth und Sorgen als durch Ruhe und Freuden. Gott würde uns sonst wohl gerne lauter Freuden gönnen. Da aber die Menschen Glück und Ruhe und Freuden nur alsdann ertragen können, wenn ihr Herz zu vielen Ueberwindungen gebildet, standhaft, stark, geduldig und weise ist; so ist offenbar nothwendig, daß viel Elend und Noth in der Welt sein muß. Denn ohne das kömmt bei wenigen Menschen das Herz in Ordnung und zu innerer Ruhe, und wo das mangelt, ist es gleichviel, der Mensch mag Arbeit haben oder nicht, er mag Ueberfluß haben oder nicht. Der reiche, alte Meier hat, was er will, und steckt alle Tage im Wirthshause; dabei ist er aber nicht glücklicher als der arme Wächter, der es nicht hat, und der, obgleich er auch alle Tage dürstet, dennoch nur dann und wann ein Glas Wein in seinem Winkel findet.

Lienhard seufzte, und Gertrud schwieg auch eine Weile. Dann sagte sie: Hast du auch nachgesehen, ob die Gesellen arbeiten? Ich muß dir sagen: der Joseph ist heute wieder ins Wirthshaus geschlichen.

Lienhard. Das ist verdrießlich. Gewiß hat ihn der Vogt kommen lassen; er hat sich

eben gar sonderbar aufgeführt. Ich bin, ehe ich heimkam, bei ihnen auf der Arbeit gewesen; und wenn er eben aus dem Wirthhaus gekommen ist, so macht mir das, was er gesagt hat, Unruhe, und es ist dann nicht aus seinem Hafen.

Gertrud. Was ist es denn?

Lienhard. Er sagte: Der Stein aus dem Schwendibruch wäre so vortrefflich zur Kirchenmauer. Und da ich ihm antwortete: Die großen Feldkiesel, die in Menge da herum liegen, seien viel besser, sagte er: ich wolle immer ein Narr bleiben, und meine Sachen nie recht anstellen. Die Mauer werde von den Schwendisteinen viel schöner und ansehnlicher werden. Ich dachte eben, er sage das so aus guter Meinung; doch hat er so plötzlich von dem Stein angefangen, daß es mich schon da sonderbar dünkte. Und wenn er beim Vogt gewesen ist, so steckt gewiß etwas dahinter. Der Schwendistein ist mürbe und sandig, und zu dieser Arbeit gar nichts nütze. Wenn das eine Fuchsfalle wäre?

Gertrud. Joseph ist nicht durch und durch gut; nimm dich in Acht!

Lienhard. Da fangen sie mich nicht. Der Junker will keine Sandsteine an der Mauer haben.

Gertrud. Warum das?

Lienhard. Er sagte, weil unten an der Mauer Miststätten und Abläufe von Ställen seien, so würde der Sandstein faulen und vom Salpeter angefressen werden.

Gertrud. Ist das wahr?

Lienhard. Ja. Ich habe selbst einmal in der Fremde an einem Gebäude gearbeitet, da man das ganze Fundament, das von Sandsteinen war, wieder hat wegnehmen müssen.

Gertrud. Daß er das so versteht!

Lienhard. Ich verwunderte mich selber; aber er versteht es vollkommen. Er fragte mich auch, wo der beste Sand sei, und ich antwortete: im Schachen bei der untern Mühle. Das ist sehr weit zu führen und bergan, antwortete er. Man muß Leute und Vieh schonen. Weißt du keinen, der näher wäre? Ich sagte, es sei gerade oben an der Kirche sehr reiner Sand im Mattenbühl; aber es sei eigenthümliches Land. Man müßte die Grube zahlen, und könnte nicht anders als durch Matten fahren, wo man einen Abtrag würde thun müssen. Das schadet nichts; es ist besser als Sand aus dem Schachen herauf holen. Ja, ich muß dir noch etwas erzählen. Eben da er vom Sand redete, meldete der Knecht den Junker von Oberhofen. Ich glaubte, ich müßte jetzt sagen, ich wollte ihn nicht aufhalten und ein andermal kommen; aber er lachte und sagte: Nein, Maurer! ich mache gern eine Arbeit aus; und erst, wenn ich fertig bin, sehe ich, wer weiter etwas mit mir wolle. Du kommst mir eben recht mit deinem „Abschied nehmen;“ es gehört zu deiner alten Ordnung, so liederlich bei jedem Anlaß Geschäfte und Arbeit liegen zu lassen; und diese muß aufhören. Ich kratzte hinter den Ohren, Frau, und dachte bei mir selber: Hätte ich nur auch mit meinem „Einandermal kommen“ geschwiegen!

Es hat dir auch etwas gehört, sagte Gertrud; und eben rief Jemand vor der Thüre: Holaho! Ist Niemand daheim?

Vierzehntes Kapitel.

Niedriger Eigennutz.

Der Maurer machte die Thüre auf, und die Schnabelgritte, des Sigristen*) Sohnsfrau, des Vogts Nichte, die Tochter seines seligen Bruders, kam in die Stube. Nachdem sie den Maurer und die Frau gegrüßt, dabei aber den Mund

*) Küster, Meßner.

nur ein wenig aufgethan hatte, sagte sie zu ihm: Du wirst jetzt wohl nicht mehr unsern schlechten Ofen bestreichen wollen, Lienhard?

Lienhard. Warum denn nicht, Frau Nachbarin? Fehlt etwas daran?

Gritte. Nein, jetzt gar nicht; ich wollte nur in der Zeit fragen, damit ich in der Noth wisse, woran ich sei.

Lienhard. Du bist sorgfältig, Gritte; es hätte aber übel fehlen können.

Gritte. Ja, die Zeiten ändern sich und mit ihnen auch die Leute.

Lienhard. Das ist wohl wahr; aber Leute zum Bestreichen der Öfen findet man doch immer.

Gritte. Das ist eben der Vortheil.

Gertrud, die bis jetzt geschwiegen hatte, nimmt das Brotmesser von der Wand, und schneidet von einem altgebackenen Roggenbrot zur Nachtsuppe ab.

Das ist schwarz Brot, sagt Gritte. Es giebt jetzt aber bald besseres, da dein Mann Herr Schloßmaurer geworden ist.

Du bist närrisch, Gritte. Ich will Gott danken, wenn ich mein Lebtag genug solches habe, sagte Gertrud.

Und Gritte wiederum: Weißes Brot ist doch besser; und wie sollte es fehlen? Du wirst noch Frau Untervögtin, und dann dein Mann vielleicht Herr Untervogt; aber es würde uns dabei übel gehen.

Lienhard. Was willst du mit dem Sticheln? Ich habe das nicht gern; gerade heraus ist Meister, wenn man etwas hat, das man sagen darf.

Gritte. Ha, Maurer! das darf ich, wenn es sein muß. Mein Mann ist doch auch des Sigristen Tochtermann; und es ist, so lange die Kirche steht, nie erhört worden, daß, wenn es Arbeit daran gegeben hat, des Sigristen seine Leute nicht den Vorzug gehabt hätten.

Lienhard. Und jetzt, was weiter?

Gritte. Ja, und jetzt — eben jetzt hat der Untervogt einen Zettel im Haus, in welchem mehr als ein Dutzend der größten Lumpen aus dem Dorf als Arbeiter bei dem Kirchbau aufgezeichnet sind; und von des Sigristen Leuten steht kein Wort dabei.

Lienhard. Aber, Frau Nachbarin, was geht das mich an? Habe ich den Zettel geschrieben?

Gritte. Nein, geschrieben hast du ihn nicht; wohl aber angegeben, denke ich.

Lienhard. Das wäre wohl viel, wenn ich dem Junker seine Zettel angeben müßte.

Gritte. Ha, man weiß einmal, daß du alle Tage im Schlosse steckst, und gerade heute wieder dort gewesen bist. Und wenn du auch berichtet hättest, wie es vor diesem gewesen ist, so wäre es beim Alten geblieben.

Lienhard. Du gehst an den Wänden, Gritte, wenn du das glaubst. Arner ist nicht der Mann, der beim Alten bleibt, wenn er glaubt, er könne es mit dem Neuen besser machen.

Gritte. Man sieht es.

Lienhard. Und zudem wollte er mit dem Verdienst den Armen und Nothleidenden aufhelfen.

Gritte. Ja, eben will er nur Lumpen- und Bettelgesindel aufhelfen.

Lienhard. Es sind nicht alle Armen Gesindel, Gritte; man muß nie so reden; es weiß ja Keiner, wie es ihm gehen wird, bis er unter den Boden kömmt.

Gritte. Eben das ist es; es muß ein Jeder für sein Stück Brot sorgen; und darum thut es uns auch weh, daß man unser so gar vergessen hat.

Lienhard. Ach, Gritte, das ist jetzt was Anders. Du hast schöne Güter, und issest bei deinem Vater, und dieser hat den besten Verdienst im Dorf, und du mußt nicht wie unsere Armen für das tägliche Brot sorgen.

Gritte. Du magst jetzt sagen, was du

willst. Es thut einem Jeden weh, wenn er glaubt, es gehöre ihm etwas, und wenn es ihm dann ein anderer Hund vor dem Maul wegfrißt.

Lienhard. Spare die Hunde, Gritte, wenn du von Menschen redest; sonst findest du einst einen, der dich beißt. Und wenn du glaubst, der Verdienst gehöre dir, so bist du jung und stark, und hast gute Füße und ein gutes Mundstück. Du kannst also deine Sache selbst an Ort und Stelle hintragen und anbringen, wo man dir zu deinem Rechte verhelfen kann.

Gritte. Großen Dank, Herr Maurer, für den schönen Rath!

Lienhard. Ich kann keinen bessern geben.

Gritte. Es giebt etwa auch wieder Gelegenheit, den Dienst zu erwiedern. Lebe wohl, Lienert.

Lienhard. Leb' auch wohl, Gritte. Ich kann dir nicht besser helfen.

Gritte geht fort, und Lienhard zu seinen Gesellen.

Fünfzehntes Kapitel.

Der klugen Gans entfällt ein Ei, oder eine Dummheit, die ein Glas Wein kostet.

Lienhard war heute am Morgen kaum aus dem Schlosse weg, so sandte Arner den Zettel, in dem er die Taglöhner aufgeschrieben hatte, durch den Harschier*) Flink zum Vogt, damit dieser es ihnen anzeige. Der Harschier brachte den Befehl dem Vogt noch am Vormittag; aber bisher waren sonst alle Briefe, die aus dem Schlosse an ihn kamen, überschrieben „An den ehrsamen und bescheidenen, meinen lieben und getreuen Vogt Hummel in Bonnal"; und auf diesem stand nur „An den Vogt Hummel in Bonnal."

Was denkt der verdammte Spritzer, der Schloßschreiber, daß er mir den Titel nicht giebt, wie es mir gehört? sagte der Vogt, so bald er den Brief in die Hand nahm, zu Flink, der ihn überbrachte.

Der Harschier aber antwortete: Besinne dich, Vogt, was du redest. Der Junker hat den Brief selbst überschrieben.

Vogt. Das ist nicht wahr! Ich kenne die Hand des gepuderten Bettelbuben, des Schreibers.

Flink schüttelte den Kopf und sagte: Das ist herzhaft! Ich sah mit meinen Augen, daß der Junker ihn überschrieb, ich stand neben ihm in der Stube, als er es that.

Vogt. So hab' ich mich denn verdammt geirrt, Flink! Das Wort ist mir so entfahren; vergiß es, und komm', trinke ein Glas Wein in der Stube.

Nimm dich ein andermal in Acht, Vogt! Ich mache nicht gern Ungelegenheit; sonst könnte das geben, sagt Flink; geht dann mit dem Vogt in die Stube, stellt das kurze Gewehr in eine Ecke, läßt sich eins belieben, und geht dann wieder fort.

Der Vogt machte jetzt den Brief auf, las ihn und sagte: Das sind ja alles lauter Lumpen und Bettler, vom Ersten bis zum Letzten, und von meinen Leuten kein einziger, als der Schabenmichel. Donner, wie das denn auch geht! Nicht einmal einen Taglöhner kann ich

*) Polizeidiener, Landjäger.

ihm mehr auffalzen*). Und jetzt soll ich es ihnen heute noch ansagen! Das ist schwere Arbeit für mich; aber ich will es thun; es ist noch nicht aller Tage Abend. Gerade jetzt will ich es ansagen und ihnen rathen, am Montag ins Schloß zu gehen und dem Junker zu danken. Er kennt von den Burschen nicht einen; und es fehlt nicht, der Maurer hat sie ihm alle angerathen. Wenn sie dann am Montag ins Schloß kommen, und so alle mit einander zerrissen wie Hergelaufene, der Eine ohne Schuhe, der Andere ohne Hut, vor dem Erbherrn dastehen — es nimmt mich Wunder, ob es dann nichts geben wird, das mir in meinen Kram dient.

So rathschlagt er mit sich selber, kleidet sich an, und nimmt dann wieder den Zettel zur Hand, um zu sehen, wie einer dem andern in der Nähe wohne, damit er den Weg nicht zweimal machen müsse. Der Hübelrudi war zwar nicht der nächste; aber er ging, seitdem er seinem Vater die Brunnenmatte abgerechtigt hatte, nicht mehr gern in sein Haus; denn es stiegen ihm allemal allerhand Gedanken auf, wenn er die armen Leute darin sah. Ich will geschwind zu dem Pack, sagte er; und ging alsobald hin vor das Fenster.

*) Aufsacken, aufschwatzen, bei ihm anbringen.

Sechszehntes Kapitel.

Zieht den Hut ab, Kinder, es folgt ein Sterbebett.

Hübelrudi saß eben bei seinen vier Kindern. Vor drei Monaten war ihm seine Frau gestorben, und jetzt lag seine Mutter sterbend auf einem Strohsack, und sagte zu Rudi: Suche mir doch diesen Nachmittag etwas Laub in meine Decke, ich friere.

O Mutter, sobald das Feuer im Ofen erloschen sein wird, will ich gehen, sagte Rudi.

Die Mutter. Hast du auch noch Holz, Rudi? Ich denke wohl, nein; du kannst nicht in den Wald von mir und den Kindern weg. O Rudi, ach, ich bin dir zur Last!

Rudi. O Mutter, Mutter! sage doch das nicht; du bist mir nicht zur Last! Mein Gott, mein Gott! könnte ich dir nur auch, was du nöthig hast, geben! Du dürstest, du hungerst und klagst nicht; das geht mir ans Herz, Mutter!

Die Mutter. Gräme dich nicht, Rudi! Meine Schmerzen sind, Gottlob, nicht groß, und Gott wird bald helfen, und mein Segen wird dir lohnen, was du mir thust.

Rudi. O Mutter! noch nie that mir meine Armuth so weh als jetzt, da ich dir nichts geben und nichts thun kann. Ach Gott! so krank und elend leidest du, und trägst meinen Mangel!

Die Mutter. Wenn man seinem Ende nahe ist, so braucht man wenig mehr auf Erden; und was man braucht, giebt der Vater im Himmel. Ich danke ihm, Rudi; denn er stärkt mich in meiner nahen Stunde.

Rudi. (In Thränen.) Meinest du denn, Mutter, du erholest dich nicht wieder?

Die Mutter. Nein, Rudi, gewiß nicht.

Rudi. O mein Gott!

Die Mutter. Tröste dich, Rudi! ich gehe ins bessere Leben.

Rudi. (Schluchzend) O Gott!

Die Mutter. Tröste dich, Rudi! Du warst die Freude meiner Jugend, und bist der Trost meines Alters; und nun danke ich Gott. Deine Hände werden jetzt bald meine Augen schließen; dann werde ich zu Gott kommen, und ich will für dich beten, und es wird dir wohl gehen ewiglich. Denke an mich, Rudi! alles Leiden und aller Jammer dieses Lebens, wenn sie überstanden sind, machen einem nur wohl. Mich tröstet und mir ist heilig Alles, was ich überstanden habe, so gut als alle Lust und Freude des Lebens. Ich danke Gott für die frohe Erquickung der Tage meiner Kindheit; aber wenn die Frucht des Lebens im Herbste reifet, und der Baum sich zum Schlafe des Winters entblättert; dann ist das Leiden des Lebens ihm heilig, und die Freuden des Lebens sind ihm nur ein Traum. Denke an mich, Rudi! es wird dir wohl gehen bei allen deinen Leiden.

Rudi. O Mutter, liebe Mutter!

Die Mutter. Aber jetzt noch eins, Rudi!

Rudi. Was, Mutter?

Die Mutter. Es liegt mir seit gestern wie ein Stein auf dem Herzen; ich muß dir es sagen.

Rudi. Was ist es denn, liebe Mutter?

Die Mutter. Ich sah gestern, daß sich der Rudeli hinter meinem Bette versteckte, und gebratene Erdäpfel aus seinem Sacke aß. Er gab seinen Geschwistern, und auch sie aßen verstohlen. Rudi, diese Erdäpfel sind nicht unser; sonst würde der Junge sie auf den Tisch geworfen, und seinen Geschwistern laut gerufen haben. Ach, er würde mir auch einen gebracht haben, wie er es tausendmal that. Es gieng mir allemal ans Herz, wenn er so mit etwas auf den Händen zu mir sprang, und so herzlich zu mir sagte: Iß auch, Großmutter! — O Rudi! wenn dieser Herzensjunge ein Dieb werden sollte! O Rudi! wie mir dieser Gedanke seit gestern so schwer macht! Wo ist er? Bring' mir ihn; ich will mit ihm reden.

Rudi. O ich Elender! (Er läuft geschwind, sucht den Knaben, und bringt ihn der Mutter ans Bett.)

Die Mutter setzt sich mühselig zum letzten Mal auf, kehrt sich gegen den Knaben, nimmt seine beiden Hände in ihre Arme, und senkt das schwache, sterbende Haupt hinab auf den Knaben. Der Kleine weint laut. Großmutter, was willst du? Du stirbst doch nicht! Ach, stirb doch nicht, Großmutter!

Sie antwortet gebrochen: Ja, Rudeli, ich werde gewiß bald sterben.

Jesus, ach mein Gott! stirb doch nicht, Großmutter! sagt der Kleine.

Die Kranke verliert den Athem, und muß sich niederlegen. Der Knabe und sein Vater zerfließen in Thränen.

Die Mutter erholt sich aber wieder und sagt: Es ist mir schon wieder besser, da ich jetzt liege.

Und der Rudeli: Du stirbst doch jetzt nicht mehr, Großmutter?

Die Mutter. Thu doch nicht so, du Lieber! Ich sterbe ja gern, und werde dann auch zu einem lieben Vater kommen. Wenn du wüßtest, Rudeli, wie es mich freut, daß ich bald zu ihm kommen soll, du würdest dich nicht so betrüben.

Rudeli. Ich will mit dir sterben, Großmutter, wenn du stirbst.

Die Mutter. Nein, Rudeli, du wirst nicht mit mir sterben; du wirst, will's Gott, noch lange leben und brav werden, und wenn einst dein Vater alt und schwach sein wird, seine Hülfe und sein Trost sein. Gelt, Rudeli, du willst ihm folgen und brav werden und recht thun? Versprich mir es, du Lieber!

Rudeli. Ja, Großmutter! ich will gewiß recht thun und ihm folgen.

Die Mutter. Rudeli, der Vater im Himmel, zu dem ich jetzt bald kommen werde,

JBeudel.

Die kranke Frau handelt vortrefflich.

sieht und hört Alles, was wir thun, und was wir versprechen. Gelt, Rudeli, du weißt das, und du glaubst es?

Rudeli. Ja, Großmutter, ich weiß es, und glaube es.

Die Mutter. Aber warum hast du denn doch gestern hinter meinem Bette verstohlen Erdäpfel gegessen?

Rudeli. Verzeihe es mir doch, Großmutter! ich will es nicht mehr thun. Verzeihe mir es doch! ich will es gewiß nicht mehr thun, Großmutter.

Die Mutter. Hast du sie gestohlen?

Rudeli. (Schluchzend) J — i — ja, Großmutter.

Die Mutter. Wem hast du sie gestohlen?

Rudeli. Dem Mau = Mau = Maurer.

Die Mutter. Du mußt zu ihm gehen, Rudeli, und ihn bitten, daß er dir verzeihe.

Rudeli. Großmutter, um Gotteswillen, ich darf nicht!

Die Mutter. Du mußt, Rudeli, damit du es ein andermal nicht mehr thust. Ohne Widerrede mußt du gehen, — und um Gotteswillen, mein Lieber! nimm doch nichts mehr! Gott verläßt Niemand; er giebt allemal wieder. O Rudeli, wenn es dich schon hungert, wenn du schon Nichts hast, und Nichts weißt, traue auf deinen lieben Gott, und stehle nicht mehr.

Rudeli. Großmutter! Großmutter! ich will gewiß nicht mehr stehlen; wenn mich schon hungert, ich will nicht mehr stehlen!

Die Mutter. Nun so segne dich denn mein Gott, auf den ich hoffe, und er bewahre dich, du Lieber! — Sie drückt ihn an ihr Herz, weint und sagt dann: Du mußt jetzt zum Maurer gehen, und ihn um Verzeihung bitten. Rudi, gehe doch auch mit ihm, und sage des Maurers Leuten, daß auch ich sie um Verzeihung bitte, und daß es mir leid sei, daß ich ihnen die Erdäpfel nicht zurückgeben könne; und sage ihnen, ich wolle Gott für sie bitten, daß er ihnen ihr Übriges segne. Es thut mir so wehe; sie haben das Ihrige auch so nöthig; und wenn die Frau nicht so Tag und Nacht arbeitete, sie könnten sich bei ihrer großen Haushaltung fast nicht durchbringen. Rudi, du arbeitest ihm gern ein paar Tage dafür, daß er das Seinige wieder erhalte; nicht wahr?

Rudi. Ach mein Gott, von Herzen gern, meine liebe Mutter!

Da er eben das sagte, klopfte der Vogt ans Fenster.

Siebenzehntes Kapitel.

Die kranke Frau handelt vortrefflich.

Und die Kranke erkannte ihn an seinem Husten und sagte: O Gott, Rudi, es ist der Vogt. Gewiß sind das Brot und der Anken (Butter), wovon du mir Suppen kocheſt, noch nicht bezahlt.

Rudi. Um Gotteswillen, bekümmere dich nicht, Mutter! es ist nichts daran gelegen. Ich will ihm arbeiten und in der Ernte schneiden, was er will.

Ach, er wartet dir nicht, sagte die Mutter. Und der Rudi geht aus der Stube zum Vogt; die Kranke aber seufzt bei sich selber und sagt: Seit unserm Handel — Gott verzeih' ihn dem armen verblendeten Tropf! — ist mir immer ein

Stich ins Herz gegangen, wenn ich ihn sah; und — ach Gott! — in meiner nahen Stunde muß er noch vor mein Fenster kommen und husten. Es ist Gottes Wille, daß ich ihm ganz, daß ich ihm jetzt verzeihe; und den letzten Groll überwinde, und für seine Seele bete. Ich will es thun. — Gott, du leitetest den Handel; verzeih' ihm! Vater im Himmel, verzeih' ihm!

Sie hört jetzt den Vogt laut reden, erschrickt und sagt: Ach Gott! er ist zornig. O du armer Rudi! Du kommst um meinetwillen unter seine Hände. Sie hört ihn noch einmal reden, und sinkt in Ohnmacht.

Der Rudeli springt aus der Stube zum Vater, und ruft ihm: Vater! komm doch, komm doch! die Großmutter ist, glaub' ich, todt.

Der Rudi antwortete: Herr Jesus! Vogt, ich muß in die Stube.

Und der Vogt: Ja es thut Noth; das Unglück wird gar groß sein, wenn die Hexe einmal todt sein wird.

Der Rudi hörte nicht, was er sagte, und war schnell in der Stube. Die Kranke erholte sich bald wieder; und wie sie die Augen öffnete, sagte sie: Er war zornig, Rudi; er will dir gewiß nicht warten?

Rudi. Nein, Mutter, es ist etwas recht Gutes. Aber hast du dich auch wieder recht erholt?

Ja, sagt die Mutter, ernsthaft und wehmüthig ihn ansehend. Was Gutes kann dieser bringen? Was sagst du? Willst du mich trösten und du allein leiden? Er hat dir gedroht.

Rudi. Nein, weiß Gott, Mutter! er hat mir angesagt, ich sei Taglöhner beim Kirchbau, und der Junker zahle einem des Tags 25 Kreuzer.

Die Mutter. Herr Gott! ist das auch wahr?

Rudi. Ja gewiß, Mutter! und es ist da mehr als für ein ganzes Jahr Arbeit.

Die Mutter. Nun sterbe ich leichter, Rudi. Du bist gut, mein lieber Gott! Sei doch bis an ihr Ende ihr guter Gott! Und, Rudi, glaub' es doch ewig fest: Je größer Noth, je näher Gott! Sie schwieg jetzt eine Weile; dann sagte sie wieder: Ich glaube, es sei mit mir aus; mein Athem nimmt alle Augenblicke ab. Wir müssen scheiden, Rudi; ich will Abschied nehmen.

Der Rudi bebt, zittert, nimmt seine Kappe ab, fällt auf seine Kniee vor dem Bette seiner Mutter, faltet seine Hände, hebt seine Augen gen Himmel, und kann vor Thränen und Schluchzen nicht reden.

Dann sagt die Mutter: Fasse Muth, Rudi, zu hoffen aufs ewige Leben, wo wir uns wieder sehen werden. Der Tod ist ein Augenblick, der vorüber geht; ich fürchte ihn nicht. Ich weiß, daß mein Erlöser lebt, und daß er, mein Erretter, wird über meinem Staube stehen; und nachdem sich meine Haut wiederum wird über das Gebein gezogen haben, alsdann werde ich in meinem Fleische Gott sehen. Meine Augen werden ihn sehen, und nicht eines Andern.

Der Rudi hat sich wieder erholt und sagte: So gieb mir deinen Segen, Mutter! Will's Gott, komme ich dir auch bald nach ins bessere Leben.

Und dann die Mutter: Erhöre mich, Vater im Himmel! und gieb deinen Segen meinem Kinde, dem einzigen, so du mir gegeben hast, und das mir so innig lieb ist. Rudi! mein Gott und mein Erlöser sei mit dir; und wie er Isaak und Jakob um ihres Vaters Abraham willen Gutes gethan hat, ach so möge er auch um meines Segens willen dir Gutes thun die Fülle, daß dein Herz sich wieder erfreue und frohlocke, und seinen Namen preise! — Höre mich jetzt, Rudi, und thue, was ich sage! Lehre deine Kinder Ordnung und Fleiß, daß sie in der Armuth nicht verlegen, unordentlich und liederlich werden. Lehre sie auf Gott im Himmel vertrauen und bauen, und Geschwister an einander bleiben in Freude und Leid; so wird es ihnen auch in

ihrer Armuth wohl gehen. Verzeihe auch dem Vogt! und wenn ich todt und begraben sein werde, so gehe zu ihm hin, und sage ihm, ich sei mit einem versöhnten Herzen gegen ihn gestorben; und wenn Gott meine Bitte erhöre, so werde es ihm wohl gehen, und er werde noch zur Erkenntniß seiner selbst kommen, ehe er von hinnen scheiden werde. Nach einer Weile sagte dann die Mutter wieder: Rudi, gieb mir meine zwei Bibeln, mein Gebetbuch und eine Schrift, die unter meinem Halstuch in einem Schächtelchen liegt.

Und Rudi stand von seinen Knien auf, und brachte Alles der Mutter.

Da sagte sie: Bringe mir jetzt auch die Kinder alle.

Er brachte sie vom Tisch, wo sie saßen und weinten, zu ihrem Bett, und auch diese fielen vor dem Bette der Mutter auf ihre Kniee nieder.

Da sagte sie zu ihnen: Weinet nicht so, ihr Lieben! euer Vater im Himmel wird euch erhalten und euch segnen. Ihr waret mir lieb, ihr Theuren; und es thut mir weh, daß ich euch so arm uud ohne eine Muiter verlassen muß. Aber hoffet auf Gott, uud trauet auf ihn in Allem, was euch begegnen wird; so werdet ihr an ihm immer mehr als Vaterhülfe und Muttertreue finden. Denket an mich, ihr Lieben! Ich hinterlasse euch zwar nichts; aber ihr waret mir lieb, und ich weiß, daß ich euch auch lieb bin. Da, meine Bibeln und mein Gebetbuch sind fast Alles, was ich noch habe; aber haltet es nicht gering! Kinder, es war in meinem schweren Leben mir tausendmal Trost und Erquickung. Lasset Gottes Wort auch euer Trost sein, Kinder, und euere Freude, und liebet einander, und helfet und rathet einander, so lange ihr leben werdet, und seid aufrichtig, treu, liebreich und gefällig gegen alle Menschen; so wird es euch wohl gehen im Leben. Und du, Rudi! behalte dem Betheli die größere und dem Rudeli die kleinere Bibel, und dem Kleinen die zwei Gebetbücher zum Angedenken von mir. Ach, dir habe ich keines, Rudi! Aber du hast keines nöthig; du vergissest meiner nicht. Dann ruft sie noch einmal dem Rudeli: Gieb mir deine Hand, du Lieber! Gelt, du nimmst doch Niemanden etwas mehr?

Nein doch auch, Großmutter! glaube mir es doch auch, ich werde gewiß Niemanden Etwas nehmen! sagte der Rudeli mit heißen Thränen.

Nun, ich will es dir glauben, und zu Gott für dich beten, sagte die Mutter. Sieh, Lieber, da gebe ich deinem Vater ein Papier, das mir der Herr Pfarrer gab, bei dem ich diente. Wenn du älter sein wirst, so lies es, und denke an mich, und sei fromm und treu.

Es war ein Zeugniß von dem verstorbenen Pfarrer in Eichstätten, daß die kranke Catharine zehn Jahre bei ihm gedienet und ihm, so zu sagen, geholfen habe, seine Kinder erziehen, nachdem seine Frau ihm gestorben war; daß der Catharine Alles anvertraut worden sei, und daß sie Alles wohl so sorgfältig als seine Frau selig regiert habe. Der Pfarrer danke ihr dafür, und gebe ihr das Zeugniß, daß sie wie eine Mutter an seinen Kindern gehandelt habe. Er werde es in seinem Leben nicht vergessen, was sie in seinem Wittwerstand an ihm gethan habe. — Sie hatte auch wirklich ein beträchtliches Stück Geld in diesem Dienste erworben, und solches ihrem seligen Manne an die Matte gegeben, die der Vogt ihnen hernach wieder abprocessirt hat. Nachdem sie dem Rudi dieses Papier gegeben hatte, sagte sie ferner: Es sind noch zwei gute Hemden da. Gieb mir keines von diesen ins Grab. Das, so ich trage, ist recht. Meinen Rock und meine zwei Fürtücher lasse, sobald ich todt sein werde, den Kindern verschneiden. Und dann sagte sie bald darauf: Sieh doch sorgfältig zu Betheli, Rudi; es ist wieder so flüssig. Halte die Kinder doch immer rein mit Waschen und Kämmen, und suche ihnen doch alle Jahre Ehrenpreis und Hollunder, ihr Geblüt zu verbes-

fern; es ist so verdorben. Wenn du immer kannst, so halte für sie eine Gaiß den Sommer durch. Das Betheli kann sie jetzt hüten. Du dauerst mich, daß du so allein bist; aber fasse Muth, und thue, was du kannst. Der Verdienst an dem Kirchbau erleichtert dich jetzt auch wieder. Ich danke Gott auch für dieses.

Die Mutter schwieg jetzt, und der Vater und die Kinder blieben noch eine Weile auf ihren Knieen, und der Vater und die Kinder beteten alle Gebete, die sie konnten. Dann standen sie auf von ihren Knieen, und Rudi sagte zu der Mutter: Mutter, ich will dir jetzt auch das Laub in die Decke holen. Sie antwortete: Das hat jetzt keine Eile, Rudi; es ist Gottlob jetzt wärmer in der Stube, und du mußt mit dem Kleinen jetzt zum Maurer.

Der Rudi winkt nun dem Betheli aus der Stube und sagt: Gieb auf die Großmutter Acht! und wenn ihr etwas begegnet, so schicke das Annneli mir nach; ich werde bei dem Maurer sein.

Achtzehntes Kapitel.

Ein armer Knabe bittet ab, daß er Erdäpfel gestohlen hat, und die Kranke stirbt.

Rudi nahm jetzt den Kleinen an die Hand, und gieng mit ihm. Gertrud war allein bei Hause, als sie kamen, und sah bald, daß der Vater und der Knabe Thränen in den Augen hatten. Was willst du, Nachbar Rudi? warum weinest du? warum weint der Kleine? fragte sie liebreich, und bot dem Kleinen die Hand.

Ach, Gertrud, ich bin im Unglück, antwortete Rudi. Ich muß zu dir kommen, weil der Rudeli euch etliche Mal aus euerer Grube Erdäpfel genommen hat. Die Großmutter hat es gestern gemerkt, und er hat es ihr bekannt. Verzeih' es uns, Gertrud! Die Großmutter ist auf dem Todbett; ach, mein Gott! sie hat so eben Abschied von uns genommen. Ich weiß vor Angst und Sorgen nicht, was ich sage. Gertrud, sie läßt dich auch um Verzeihung bitten. Es ist mir leid, ich kann sie dir jetzt nicht zurückgeben; aber ich will gerne ein paar Tage kommen und dir dafür arbeiten. Verzeih' es uns! Der Knabe hat es aus dringendem Hunger gethan.

Gertrud. Schweig' einmal hievon, Rudi! Und du, lieber Kleiner, komm', versprich mir, daß du Niemanden Etwas mehr nehmen wollest. Sie küßt ihn, und sagt: Du hast eine brave Großmutter; werde doch auch so fromm und brav wie sie!

Rudeli. Verzeihe mir, Frau! ich will, weiß Gott, nicht mehr stehlen.

Gertrud. Nein, Kind, thue es nicht mehr! Du weißt jetzt noch nicht, wie elend und unglücklich alle Diebe werden. Thue es doch nicht mehr! und wenn dich hungert, so komm' lieber zu mir, und sage es mir; wenn ich kann, will ich dir Etwas geben.

Rudi. Ich danke Gott, daß ich jetzt bei der Kirche zu verdienen habe, und hoffe, der Hunger werde ihn nun auch nicht mehr zu so etwas verleiten.

Gertrud. Es hat mich und meinen Mann gefreut, daß der Junker mit dem Verdienst auch an dich gedacht hat.

Rudi. Ach, es freut mich, daß die Mutter noch diesen Trost erlebt hat. Sage doch deinem Manne, ich wolle ihm ehrlich und treu arbeiten, und früh und spät, und ich wolle

mir die Erdäpfel doch auch herzlich gern am Lohn abziehen lassen.

Gertrud. Davon ist keine Rede, Rudi; mein Mann thut das gewiß nicht. Wir sind, Gottlob, durch den Bau jetzt auch erleichtert. Rudi, ich will mit dir zu deiner Mutter gehen, wenn es so schlimm ist. — Sie füllt dem Rudeli seinen Sack mit dürrem Obst, und sagt ihm noch einmal: Du Lieber, nimm doch Niemanden Etwas mehr! und geht dann mit dem Rudi zu seiner Mutter. Und als er unter einem Nußbaum Laub zusammenlas, die Decke ihres Bettes besser zu füllen, half ihm Gertrud Laub auffammeln, und dann eilten sie zu ihr hin.

Gertrud grüßte die Kranke, nahm ihre Hand, und weinte.

Du weinest, Gertrud? sagte die Großmutter; wir sollten weinen. Hast du uns verziehen?

Gertrud. Ach, was verziehen? Cathrine, euere Noth geht mir zu Herzen, und noch mehr deine Güte und Sorgfalt. Gott wird deine Treue und deine Sorgfalt gewiß noch an den Deinen segnen, du Gute.

Catharine. Hast du uns verziehen, Gertrud?

Gertrud. Schweig' doch hievon, Cathrine! Ich wollte, ich könnte bei deiner Krankheit dir in Etwas helfen.

Catharine. Du bist gut, Gertrud. Ich danke dir; aber Gott wird bald helfen. Rudeli, hast du sie um Verzeihung gebeten? hat sie dir verziehen?

Rudeli. Ja, Großmutter; steh' doch, wie gut sie ist. (Er zeigt ihr den Sack (Tasche) voll dürres Obst.)

Wie ich schlummere! sagte die Großmutter. Hast du sie auch recht um Verzeihung gebeten?

Rudeli. Ja, Großmutter, es war mir gewiß Ernst.

Catharine. Es übernimmt mich ein Schlummer, und es dunkelt vor meinen Augen; ich muß eilen, Gertrud, sagte sie leise und gebrochen. Ich wollte dich doch noch etwas bitten; aber darf ich? — dieses unglückliche Kind hat dir gestohlen — darf ich dich noch bitten, Gertrud, — wenn ich todt sein .... diesen armen verlassenen Kindern .... sie sind so verlassen .... (sie streckt die Hand aus, die Augen sind schon zu) — darf ich hoffen .... folge ihr, Rudeli. .... Sie verschied, ohne ausreden zu können.

Der Rudi glaubte, sie sei nur entschlafen, und sagte den Kindern: Rede Keines ein Wort! sie schläft. Wenn sie sich auch wieder erholte! Gertrud aber vermuthete, daß es der Tod sei, und sagte es dem Rudi.

Wie jetzt dieser und wie alle Kleinen die Hände zusammenschlugen, und trostlos waren, das kann ich nicht beschreiben. Leser, laß mich schweigen und weinen; denn es geht mir ans Herz, wie die Menschheit im Staube der Erde zur Unsterblichkeit reifet, und wie sie im Prunk und Tand der Erde unreif verwelket.

Menschheit, wäge doch, wäge doch den Werth des Lebens auf dem Todbette des Menschen! Und du, der du den Armen verachtest, bemitleidest und nicht kennest, sage mir, ob der also sterben kann, der unglücklich gelebt hat! Aber ich schweige, ich will euch nicht lehren, Menschen. Nur hätte ich gern, daß ihr selbst die Augen öffnetet und euch selbst umsähet, wo Glück und Unglück, Segen und Unsegen in der Welt ist.

Gertrud tröstete den armen Rudi, und sagte ihm noch den letzten Wunsch der edeln Mutter, den er in seinem Jammer nicht gehört hatte.

Der Rudi nimmt treuherzig ihre Hand: Wie mich die liebe Mutter reuet! Wie sie so gut war! — Gertrud, gelt, du willst auch an ihre Bitte denken?

Gertrud. Ich müßte ein Herz haben, wie ein Stein, wenn ich es vergessen könnte. Ich will an deinen Kindern thun, was ich kann.

Rudi. Ach, Gott wird dir vergelten, was du an uns thun wirst!

Gertrud kehrt sich gegen das Fenster, wischt ihre Thränen vom Angesicht, hebt ihre Augen gen Himmel, seufzt, nimmt dann den Rudeli und seine Geschwister, eins nach dem andern, mit warmen Thränen bei der Hand, besorgt die Todte zum Grabe, und geht erst, nachdem sie Alles, was nöthig war, gethan hatte, wieder in ihre Hütte.

Neunzehntes Kapitel.

Guter Muth tröstet, heitert auf und hilft; Kummerhaftigkeit aber plagt nur.

Der Untervogt, der zuerst zu Rudi gegangen war, gieng von ihm weg zu den übrigen Taglöhnern und zuerst zu Joggli Bär. Dieser spaltete eben Holz, sang und pfiff beim Scheitstock; als er aber den Vogt sah, machte er große Augen. Wenn du Geld willst, Vogt, so ist Nichts da.

Vogt. Du singst und pfeifst ja, wie die Vögel im Hanfsamen. Wie könnt' es dir an Geld fehlen?

Bär. Wenn Heulen Brot gäbe, ich würde nicht pfeifen; aber im Ernst, was willst du?

Vogt. Nichts als dir sagen, du seiest Handlanger beim Kirchbau, und habest des Tages 25 Kreuzer.

Bär. Ist das auch wahr?

Vogt. Im Ernst! du sollst am Montag ins Schloß kommen.

Bär. Wenn es Ernst ist, so sag' ich schuldigen Dank, Herr Untervogt. Da siehst du jetzt, warum ich heute singen und pfeifen mag.

Lachend ging der Vogt von ihm weg, und sagte im Gehen: Keine Stunde in meinem Leben ist mir so wohl als diesem Bettler.

Bär aber gieng in seine Stube zu seinem Weib, und sagte: Ha, nur immer gutes Muths! unser lieber Herr Gott meint es immer noch gut. Frau, ich bin Taglöhner am Kirchbau.

Frau. Ja, es wird lange gehen, bis es an dich kommen wird; du hast immer den Sack voll Trost, aber nie Brot.

Bär. Das Brot soll nicht fehlen, wenn ich einst den Taglohn haben werde.

Frau. Aber der Taglohn kann fehlen.

Bär. Nein, mein Sack*) nicht! Arner zahlt die Taglöhner brav; das wird nicht fehlen.

Frau. Spaßest du, oder ist es wahr mit dem Bau?

Bär. Der Vogt kam so eben, und sagte, ich müsse am Montag mit den Taglöhnern, die an der Kirche arbeiten, ins Schloß gehen; also kann es doch nicht wohl fehlen.

Frau. Das wäre doch auch gut! Gottlob, wenn ich einst eine ruhige Stunde hoffen könnte!

Bär. Du sollst deren noch recht viele haben; ich freue mich, wie ein Kind darauf. Du bist dann auch nicht mehr böse, wenn ich lustig und munter heim komme. Ich will dir den Wochenlohn allemal bis auf den Kreuzer heimbringen, sobald ich ihn habe. Es würde mich nicht mehr freuen zu leben, wenn ich nicht hoffen dürfte, es werde auch noch eine Zeit kommen,

*) Versteckter Schwur, Verstümmlung von Sakrament.

in der du mit Freuden denken werdest, du habest doch einen braven Mann, wenn schon dein Gütlein in meinen armen Händen stark abgenommen hat. Verzeihe mir es! Will's Gott bring' ich noch was Rechtes davon wieder ein.

Frau. Dein guter Muth macht mir Freude; aber ich denke doch immer, es sei Liederlichkeit.

Bär. Was versäume ich denn, oder was verthu' ich?

Frau. Ich sage das eben nicht; aber es ist dir nie schwer, wenn schon kein Brot da ist.

Bär. Aber kommt denn Brot, wenn ich mich gräme?

Frau. Ich kann es in Gottes Namen nicht ändern; mir ist einmal immer schwer.

Bär. Fasse Muth, Frau, und muntre dich auf; es wird dir wohl auch wieder leichter werden.

Frau. Ja, jetzt hast du noch keinen ganzen Rock am Montag ins Schloß.

Bär. So gehe ich mit dem halben. Du hast doch immer Sorgen.

Dann gieng er wieder zu seinem Scheitstock und spaltete Holz, bis es dunkel war.

Von diesem weg geht der Vogt zu Läupi, welcher aber nicht zu Hause war; da sagte er es dem Hügli, seinem Nachbar, und gieng dann zu Hans Leemann.

Zwanzigstes Kapitel.

Dummer, Zeit verderbender Vorwitz hat den Mann zum Müßiggang verführt.

Leeman stand vor seiner Hausthüre, und gaffte umher, sah den Vogt von ferne, und sagte zu sich selber: Da giebt es was Neues! Dann rief er ihm: Wo hinaus, Herr Untervogt, so nahe auf mich zu?

Vogt. Sogar zu dir selber, Leemann.

Leemann. Das wäre mir viel Ehre, Vogt. Aber sage doch, was macht des Maurers Frau? Thut sie ihren Mund noch so weit auf, wie vorgestern auf dem Kirchhof? Das war eine Hexe, Vogt!

Vogt. Du kannst so was sagen, du; du bist jetzt Handlanger bei ihrem Manne.

Leemann. Weißt du sonst nichts Neues, daß du so mit dem kommst?

Vogt. Nein, es ist mir Ernst; und ich komme auf Befehl aus dem Schloß, es dir anzusagen.

Leemann. Wie komme ich zu dieser Ehre, Herr Untervogt?

Vogt. Es dünkt mich, im Schlaf.

Leemann. Ich werde wohl darüber erwachen, wenn es wahr ist. — Um welche Zeit muß man an die Arbeit?

Vogt. Ich denke, am Morgen.

Leemann. Und am Abend, denkst du, auch wieder davon. Wie viel sind unser, Herr Untervogt?

Vogt. Es sind zehen.

Leemann. Sage mir doch — es wundert mich — welche?

Der Vogt sagt ihm einen nach dem andern her. Zwischenein fragt Leemann mehr als von Zwanzigen: der nicht? der auch nicht? Ich versäume mich, sagte endlich der Vogt, und geht weiter.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Undank und Neid.

Von Leemann weg geht der Vogt zu Jöggli Lenk. Dieser lag auf der Ofenbank, und rauchte seine Pfeife; die Frau spann, und fünf halbnackte Kinder lagen auf dem Boden. Der Vogt sagt ihm kurz den Bericht. Lenk nimmt die Pfeife aus dem Munde, und antwortet: Das ist wohl viel, daß auch einmal etwas Gutes an mich kömmt; sonst war ich so lang ich lebe, vor allem Guten sicher.

Vogt. Lenk, eben noch viele Leute, denk' ich, mit dir.

Lenk. Ist mein Bruder auch unter den Taglöhnern?

Vogt. Nein.

Lenk. Wer sind die Andern?

Der Vogt nennt sie.

Lenk. Mein Bruder ist doch ein viel besserer Arbeiter, als der Rudi, der Bär und der Marx; vom Kriecher mag ich nicht reden. Es ist, bei Gott! außer mir kein einziger, unter allen zehen, der nur ein halb so guter Arbeiter wäre als er. Vogt, könntest du nicht machen, daß er auch kommen müßte?

Ich weiß nicht, sagte der Vogt, bricht das Gespräch ab, und geht.

Die Frau bei der Kunkel schwieg, so lange der Vogt da war; aber das Gespräch that ihr im Herzen weh, und sobald der Vogt fort war, sagte sie dem Mann: Du bist undankbar gegen Gott und Menschen. Da dir Gott in der tiefster Noth Hülfe und Rath zeigt, verleumdest du deine Nachbarn, denen Gott eben das Gute thut, das er dir thun will.

Lenk. Ich werde meinen Batzen verdienen müssen, und ihn eben nicht umsonst bekommen.

Frau. Aber bis jetzt hattest du gar Nichts zu verdienen.

Lenk. Aber auch keine Mühe.

Frau. Und deine Kinder kein Brot.

Lenk. Aber ich, was hatte ich mehr als ihr? sagte der Lümmel.

Die Frau schwieg, und weinte bittere Thränen.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Die Qualen des Meineids lassen sich nicht mit spitzfindigen Künsten ersticken.

Vom Lenk weg geht der Vogt zum Kriecher, und trifft im Dahingehen unversehens den Hans Wüst an. Wenn er ihn von ferne gesehen hätte, so wäre er ihm ausgewichen; denn seit des Rudis Handel klopfte Beiden, dem Vogt und dem Wüst, das Herz, wo sie einander antrafen; aber unversehens stieß der Vogt hart auf diesen an der Ecke der Seitenstraße beim untern Brunnen.

Bist du es? sagte der Vogt, und: Ja, ich bin es! antwortete Wüst.

Vogt. Warum kommst du nicht mehr zu

mir, und denkst auch gar nicht an das Geld, das ich dir geliehen habe?

Wüst. Ich habe jetzt kein Geld; und wenn ich zurück denke, so fürchte ich, es sei nur zu theuer bezahlt, dein Geld.

Vogt. Du redetest doch nicht so, da ich dir es gab, Wüst; und so ist es doch bös dienen.

Wüst. Ja, dienen, das ist Etwas; aber dienen, daß einem hernach auf Gottes Erdboden keine Stunde mehr wohl ist, das ist etwas Anderes.

Vogt. Rede nicht so, Wüst! Du hast Nichts ausgesagt, als was wahr ist.

Wüst. Du sagst freilich das immer; aber immer ist mir in meinem Herzen, ich habe falsch geschworen.

Vogt. Das ist nicht wahr, Wüst; es ist, auf meine Seele, nicht wahr. Du beschworest nur, was dir vorgelesen wurde, und das war unverfänglich geschrieben. Ich habe dir es mehr als hundertmal vorgelesen, und du sahst es ein wie ich, und sagtest mir allemal: Ja, dazu kann ich schwören. War das nicht ehrlich und geradezu? Was willst du jetzt mit deinem Grämen hintennach? Aber es ist dir nur um die Schuld; du denkst, wenn du so redest, ich warte dir noch länger.

Wüst. Nein, Vogt, da irrest du. Wenn ich das Geld hätte, so würde ich es dir in diesem Augenblick hinwerfen, damit ich dich nicht wieder sähe; denn mein Herz klopft mir, so oft ich dich erblicke.

Du bist ein Narr, sagte der Vogt. Aber auch ihm klopfte das Herz.

Wüst. Ich sah es auch lange an, wie du vorlasest; aber es gefiel mir doch gerade im Anfange nicht, indem es mich dünkte, der Junker habe so geredet, als ob er es anders verstanden hätte.

Vogt. Es geht dich ganz und gar Nichts an, was der Junker mündlich geredet hat; du schwurst nur auf den Zettel, den man dir vorlas.

Wüst. Aber er hat darnach geurtheilt, wie er ihn mündlich verstanden hat.

Vogt. Wenn der Junker ein Narr war, so sehe er zu; was geht das dich an? Er hatte ja den Zettel vor sich, und wenn er ihm nicht deutlich gewesen wäre, so hätte er ihn ja anders schreiben lassen können.

Wüst. Ich weiß wohl, daß du mir es allemal wieder ausreden kannst; aber das macht mir nicht wohl im Herzen, und auf die Communion ist mir immer gar zu entsetzlich, daß ich versinken möchte. Vogt, o daß ich dir nie schuldig gewesen wäre! O, daß ich dich nie gekannt hätte, oder daß ich gestorben wäre am Tage, ehe ich den Eid that!

Vogt. Aber um Gottes willen, Wüst! quäle dich nicht so; es ist Narrheit. Denke doch nur auch allen Umständen nach. Wir giengen bedächtlich, und in deiner Gegenwart fragte ich den Vikari deutlich und klar: Muß denn der Wüst etwas Anderes beschwören, als im Zettel steht? Sagt es ihm doch; er versteht es nicht recht. Weißt du noch, was er geantwortet?

Wüst. Ja, aber dann ist es . . .

Vogt. Ha, er sagte doch mit ausdrücklichen Worten: Der Wüst muß kein Haar mehr beschwören, als im Zettel steht. Sagte er nicht genau diese Worte?

Wüst. Ja, aber dann ist es, wenn er das gesagt hat. . . .

Vogt. Was: aber dann ist es? Ist dir das auch nicht genug?

Wüst. Nein, Vogt, ich will nur heraus reden; es muß doch sein. Der Vikari war dir schuldig wie ich, und du weißt, was er für ein Held war, und wie er allen Huren nachzog. Es mag mich also wenig trösten, was so ein leichtsinniger Tropf zu mir sagte.

Vogt. Sein Leben geht dich Nichts an; aber die Lehre verstand er doch, das weißt du.

Wüst. Nein, ich weiß das nicht; aber das weiß ich, daß er Nichts taugte.

Vogt. Aber das geht dich Nichts an.

Wüst. Ha, es ist mit dem so: wenn ich einen Menschen in einem Stück als sehr schlimm und gottlos kenne, so darf ich ihm in allem Andern eben auch nicht viel Gutes zutrauen. Deßhalb fürchte ich, der Taugenichts, dein Herr Vikari, habe mich eingeschläfert, und das würde mich denn doch Etwas angehen.

Vogt. Laß diese Gedanken fahren, Wüst! Du schwurst auf Nichts, als was wahr ist.

Wüst. Ich dachte lange auch so; aber es ist aus! ich kann mein Herz nicht mehr bethören. Der arme Rudi! wo ich gehe und stehe, sehe ich ihn vor mir. Der arme Rudi! wie er im Elend und Hunger und Mangel gegen mich zu Gott seufzet! O, o seine Kinder! sie sterben, sind gelb, krumm und schwarz wie Zigeuner. Sie waren schön, und blüheten wie Engel, und mein Eid brachte sie um ihre Matte.

Vogt. Ich hatte Recht; es war, wie ich sagte. Und jetzt hat der Rudi Arbeit am Kirchbau, daß er auch wieder zurecht kommt.

Wüst. Was geht das mich an? Hätte ich nicht geschworen, so würde es mir gleichviel sein, ob der Rudi reich wäre oder ein Bettler.

Vogt. Laß dich doch das nicht anfechten! Ich hatte Recht.

Wüst. Nicht anfechten? Ja, Vogt, hätte ich ihm sein Haus erbrochen und all sein Gut gestohlen, es würde mir noch besser zu Muthe sein. O Vogt, daß ich das gethan habe! O, o! es ist wieder bald heilige Zeit! O wär' ich tausend Klafter unter dem Boden!

Vogt. Um Gottes willen, Wüst! thue doch nicht so auf der offenen Straße vor den Leuten! Wenn es auch Jemand hörte! — Du plagest dich mit deiner Dummheit; Alles, was du schwurst, ist wahr.

Wüst. Dummheit hin und Dummheit her! Hätte ich nicht geschworen, so hätte der Rudi seine Matte noch.

Vogt. Aber du hast sie ihm doch nicht abgesprochen, und mir hast du sie nicht zuerkannt. Was geht's also ins Teufels Namen zuletzt dich an, wem die Matte sei?

Wüst. Nichts geht es mich an, wem die Matte sei; aber daß ich falsch geschworen habe, das geht mich, leider! nur zu viel an.

Vogt. Aber das ist nicht wahr; du hast nicht falsch geschworen. Das, worauf du schwurst, war wahr.

Wüst. Aber das ist nur verdreht. Ich sagte dem Junker nicht, wie ich die Schrift verstand, und er verstand sie anders; du magst sagen, was du willst. Ich weiß, ich empfinde es in mir selber, ich war ein Judas und ein Verräther, und mein Eid — Worte hin und Worte her — war Meineid!

Vogt. Du dauerst mich, Wüst, mit deinem Unverstand; aber du bist krank, du siehst ja aus, wie wenn du aus dem Grabe kämest. Und wenn es einem nicht wohl ist, so sieht man Alles anders an, als es ist. Beruhige dich, Wüst! komm mit mir heim, und trink ein Glas Wein mit mir.

Wüst. Ich mag nicht, Vogt; mich erquickt Nichts mehr auf Erden.

Vogt. Beruhige dich, Wüst! Schlag es doch jetzt aus dem Kopf, und vergiß es, bis du wieder gesund sein wirst. Du wirst dann wohl wieder sehen, daß ich Recht habe; und ich will dir deine Handschrift zerreißen. Es macht dich vielleicht auch ruhiger.

Wüst. Nein, Vogt, behalte die Handschrift! Sollte ich vor Hunger mein Fleisch essen, so werde ich dir die Schuld bezahlen; ich will kein Blutgeld auf meiner Seele behalten. Hast du mich betrogen, hat mich der Vikari eingeschläfert, so wird vielleicht Gott mir noch verzeihen. Ich meinte nicht, daß es so kommen würde.

Vogt. Nimm diese Handschrift, Wüst. Sieh, ich zerreiße sie vor deinen Augen, und

ich nehme es auf mich, daß ich Recht hatte. Sei doch ruhig!

Wüst. Nimm auf dich, was du willst, Vogt; ich werde dir die Schuld bezahlen. Übermorgen verkauf' ich meinen Sonntagsrock.

Vogt. Besinne dich eines Bessern; du irrest dich in Gottes Namen! Aber ich muß einmal weiter.

Wüst. Gottlob, daß du gehst! Bliebest du länger, ich würde außer mir selber kommen vor deinen Augen.

Vogt. Beruhige dich, Wüst! in Gottes Namen!

Sie giengen jetzt von einander. Der Vogt aber, da er allein war, mußte, so sehr er auch nicht wollte, doch bei sich selber auch seufzen, und sagte: Daß mir jetzt auch das noch hat begegnen müssen; ich hatte doch heute sonst genug. Er verhärtete sich aber bald wieder, und sagte dann weiter: Wie er sich plagt, der arme Schelm! er dauert mich. Aber er hat nicht Recht; es geht ihn Nichts an, wie ihn der Richter verstanden hat. Der Teufel möchte Eide schwören, wenn man den Sinn so genau und so scharf herausklauben wollte! Ich weiß auch, wie andere Leute und eben die, so das am Besten verstehen müssen, den Eid nach ihren Auslegungen nehmen, und ruhig sind, und wo jeder andere arme Schelm, der wie der Wüst denkt, meinen müßte, er sehe mit seinen Augen sonnenklar, daß sie ihn verdrehen. Und doch wollte ich, ich hätte diese Gedanken jetzt aus dem Kopf; sie machen mich verdrießlich. Ich will zurück, und ein Glas Wein trinken. So sagte er, und that treulich, wie er gesagt hatte.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Ein Heuchler und eine leidende Frau.

Er gieng sodann zum Felix Kriecher. Das war ein Kerl, der immer umher gieng, wie die Geduld selbst, wenn sie im tiefsten Leiden schmachtet. Vor dem Scherer, dem Vogt, dem Müller und vor einem jeden Fremden bückte er sich so tief als vor dem Pfarrer, und diesem gieng er in alle Wochenpredigten und in alle Singstunden am Sonntag Abend. Dafür erhielt er aber auch dann und wann ein Glas Wein, und durfte zuweilen, wenn er recht spät kam, und nahe genug hinzustand, auch zum Nachtessen bleiben. Mit den Pietisten im Dorf aber kam er nicht zurecht, ob er es gleich sorgfältig versuchte; denn er wollte um ihretwillen mit den Andern es auch nicht verderben. Das geht aber bei den Pietisten nicht an; sie leiden es nicht an ihren Schülern, daß sie auf beiden Achseln tragen; und so ward er, trotz alles Anscheins von Demuth, trotz aller ausgelernten Heuchlerkunst und trotz seines geistlichen Hochmuthes, welches alles sonst bei den Pietisten gar wohl empfiehlt, ausgeschlossen.

Neben diesen äußerlichen und öffentlich bekannten Eigenschaften hatte er auch noch einige andere, zwar nur zum stillen Gebrauch seines häuslichen Lebens, aber doch muß ich sie auch erzählen.

Er war mit seiner Frau und seinen Kindern ein Teufel. In der äußersten Armuth wünschte er immer, etwas Gutes zu essen; und wenn er es dann nicht hatte, so lag ihm Alles nicht recht. Bald waren die Kinder nicht recht

gekämmt, bald nicht recht gewaschen, und so Tausenderlei. Und wenn er Nichts fand zum Zanken, und ihn das kleine, vierteljährige Kind etwa sauer ansah, dann gab er ihm tüchtig auf die kleinen Hände, daß es Respekt lerne.

Du bist ein Narr! sagte ihm einst bei einem solchen Anlasse die Frau, und sie hatte freilich Recht, und nicht mehr als die reine Wahrheit geredet; aber er stieß sie mit den Füßen, und da sie entfliehen wollte, fiel sie unter der Thüre zwei Löcher in den Kopf. Ob diesen Löchern ist der Nachbar erschrocken; denn er dachte weislich in seinem Sinn, der zerschlagene Kopf könne sein Leben ruchtbar machen, und wie alle Heuchler im Schrecken sich biegen und schmiegen und krümmen, so krümmte und schmiegte sich damals auch Kriecher. Er bat die Frau auf seinen Knieen und um tausend Gotteswillen, zwar nicht, daß sie es ihm verzeihe, sondern nur, daß sie es Niemanden sage.

Sie that es, und litt geduldig die Schmerzen einer starken Verwundung, und sagte zum Scherer und zu den Nachbarn, sie sei von der Bühne gefallen. Diese glaubten ihr zwar nicht alle; und ach, die gute Frau, sie hätte es vorher denken sollen: kein Heuchler war je dankbar; kein Heuchler hielt sein Wort. Sie hätte ihm also nicht glauben sollen. Doch was sage ich? Sie hatte das Alles wohl gewußt, aber dabei an ihre Kinder gedacht und empfunden, daß Niemand als Gott sein Herz ändern könne, und daß also alles Gerede unter den Leuten umsonst sein würde. Die brave Frau! Ach, daß sie nicht glücklicher ist! o daß ihr Herz alle Tage Kränkungen von ihm leiden muß! Sie schweigt, und betet zu Gott, und dankt ihm für die Prüfungen der Leiden.

O Ewigkeit! wenn du einst enthüllest die Wege Gottes und den Segen der Menschen, die Gott durch Leiden, Elend und Jammer so in ihrem Innern Stärke, Geduld und Weisheit lehret, — o Ewigkeit, wie wirst du die Geprüfte erhöhen, die du hier so erniedriget hast! — Kriecher hatte das Loch im Kopf vergessen, fast eher als es wieder geheilt war, und er ist immer der Gleiche. Er kränkt und plagt die Frau ohne Ursache und Anlaß alle Tage, und verbittert ihr das Leben.

Eine Viertelstunde, ehe der Vogt kam, hatte die Katze die Öllampe vom Ofen herunter geworfen, daß ein paar Tropfen verloren giengen. Du Laster! hättest du sie besser versorgt, sagte er mit seiner gewohnten Wuth zur Frau. Du kannst jetzt im Finstern sitzen, und das Feuer mit Kühkoth anzünden, du Hornvieh!

Die Frau antwortete kein Wort; aber häufig flossen die Thränen von ihren Wangen, und die Kinder in allen Ecken weinten wie die Mutter.

So eben klopfte der Vogt an.

Schweigt doch! um aller Liebe willen, schweigt doch! Was will es geben? der Vogt ist vor der Thüre, sagt Kriecher, wischt den Kindern mit seinem Schnupftuch geschwind die Thränen vom Backen, droht ihnen: Wenn Eines nur noch muchzet, so sehet zu, wie ich es zerhauen werde! öffnet dann dem Vogt die Thüre, bückt sich, und fragt ihn: Was habt ihr zu befehlen, Herr Untervogt?

Der Vogt sagt ihm kurz den Bericht. Kriecher aber, der bei der Thüre die Ohren spitzt, und Niemanden mehr weinen hört, antwortet dem Vogt: Kommt doch in die Stube, Herr Untervogt! Ich will es doch auch geschwind meiner lieben Frau sagen, wie ein großes Glück mir widerfahre. Der Vogt geht mit ihm in die Stube, und Kriecher sagt zu seiner Frau: Der Herr Untervogt bringt mir eben die glückliche Botschaft, daß ich an dem Kirchbau Antheil habe, und das ist eine große Gnade, für die ich nicht genug danken kann.

Die Frau antwortet: Ich danke Gott. (Ein Seufzer entfährt ihr.)

Vogt. Fehlt deiner Frau Etwas?

Kriecher. Es ist ihr leider die Zeit her

nicht gar wohl, Herr Untervogt! (Seitwärts blickt er zornig und drohend gegen die Frau.)

Vogt. Ich muß wieder gehen. Gute Besserung, Frau!

Frau. Behüt' euch Gott, Herr Untervogt!

Kriecher. Seid doch auch so gut, und danket dem gnädigen Herrn in meinem Namen für diese Gnade, wenn ich bitten darf, Herr Untervogt!

Vogt. Du kannst es selber thun.

Kriecher. Ihr habt auch Recht, Herr Untervogt; es war unverschämt von mir, daß ich euch darum bat. Ich will nächstens expreß ins Schloß gehen; es ist meine Schuldigkeit.

Vogt. Am Montag Morgen gehen die Andern alle, und ich denke, du werdest wohl mitgehen können.

Kriecher. Natürlich, Herr Untervogt! ja freilich! ich wußte es nur nicht, daß sie auch giengen.

Vogt. Behüt' euch Gott, Kriecher!

Kriecher. Ich sag' euch schuldigen Dank, Herr Untervogt.

Vogt. Du hast mir Nichts zu danken. (Er geht, und sagt im Gehen zu sich selbst:) Wenn der nicht den Teufel im Schilde führt, so trügt mich denn Alles. Vielleicht wäre das ein Mann, wie ich einen brauchte gegen den Maurer; aber wer will einem Heuchler trauen? Ich will den Schabenmichel lieber; der ist geradezu ein Schelm.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Ein reines, fröhliches und dankbares Herz.

Vom Kriecher weg kommt der Vogt zu Äbi, dem jüngern. Als dieser hörte, was ihm begegnete, jauchzte er vor Freuden, und sprang auf, wie ein junges Rind am ersten Frühlingstage auf der Weide aufspringt, und sagte zu sich selber: Das will ich jetzt auch meiner Frau sagen, daß sie sich recht freue. Doch ich warte bis morgen; es sind just morgen acht Jahre, daß sie mich nahm. Es war Josephstag; ich weiß es noch, wie wenn es gestern gewesen wäre. Wir haben seitdem manche saure, aber auch manche frohe Stunde gehabt. Gott sei Lob und Dank für Alles! Aber ja, morgen, sobald sie erwachen wird, will ich es ihr dann sagen. Wär' es doch schon morgen! Es ist mir, ich sehe es jetzt schon, wie sie weinen und lachen wird durch einander, und wie sie ihre Lieben und mich in ihrer Freude ans Herz drücken wird. Ach, wär' es doch schon morgen! Ich tödte das eine Huhn ihr zur Freude, und koche es, ohne daß sie es merkt, in der Suppe; es freut sie dann doch, wenn es sie schon reut. Nein, ich mache mir kein Gewissen daraus; es ist für diese Freude nicht Sünde. Ich thue es, und tödte es. Den ganzen Tag bleib' ich daheim, und freue mich mit ihr und mit den Kindern, — nein, ich gehe mit ihr zur Kirche und zum Nachtmahl! Jauchzen und freuen wollen wir uns, und dem lieben Gott danken, daß er so gut ist.

So redete der jüngere Äbi in der Freude seines Herzens über des Vogts gute Botschaft mit sich selber, und konnte vor Sehnsucht den Morgen fast nicht erleben, und that dann, was er eben gesagt hatte.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Wie Schelme mit einander reden.

Vom Ábi weg gieng der Vogt zum Schabenmichel. Dieser sieht ihn von ferne, winkt ihm in eine Ecke hinter das Haus, und fragt ihn: Was Teufels hast du?

Vogt. Etwas Lustiges.

Michel. Ja du bist der Kerl, den man schickt zu Hochzeiten, zum Tanz und zum Lustigmachen einzuladen.

Vogt. Es ist einmal nichts Trauriges.

Michel. Was denn?

Vogt. Du seiest in eine neue Gesellschaft gekommen.

Michel. Mit wem denn einmal, und warum?

Vogt. Mit dem Hübelrudi, mit dem Lenk, mit dem Leemann, mit dem Kriecher und mit dem Marx auf der Reuti.

Michel. Du Narr, was soll ich mit diesen?

Vogt. Aufbauen und ausputzen das Haus des Herrn in Bonnal und seine Mauern am Kirchhof.

Michel. Im Ernst?

Vogt. Bei Gott!

Michel. Aber wer hat hiezu die Blinden und die Lahmen ausersehen?

Vogt. Mein wohledelgeborner, der wohlweise und gestrenge Junker.

Michel. Ist er ein Narr?

Vogt. Was weiß ich?

Michel. Es hat einmal das Ansehen.

Vogt. Vielleicht ist es nicht das Schlimmste, daß er so ist; leicht Holz ist gut drehen. Aber ich muß fort. Komm diesen Abend zu mir; ich muß mit dir reden.

Michel. Ich will nicht fehlen. Zu wem geht jetzt die Reise?

Vogt. Auf die Reutl zum Marx.

Michel. Das ist ein Kerl zur Arbeit! Man muß von Sinnen sein, so einen anzustellen. Ich glaube nicht, daß der bei Jahr und Tag einen Karst oder eine Schaufel in der Hand gehabt habe; und er ist auf der einen Seite halb lahm.

Vogt. Was macht das? Komm du auf den Abend richtig zu mir. — Jetzt gieng der Vogt von ihm weg zu Marx auf der Reuti.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Hochmuth in Armuth und Elend führt zu den unnatürlichsten, abscheulichsten Thaten.

Marx war vor Zeiten wohlhabend, und hatte Handelschaft getrieben; aber jetzt war das, was er besessen, schon längst vergantet, und er lebte fast gänzlich vom Almosen des Pfarrers und einiger bemittelter Verwandten, die er hatte. In all seinem Elend aber blieb er immer gleich hoch-

müthig, und verbarg den dringenden Mangel und Hunger seines Hauses (außer da, wo er bettelte) allenthalben, wie er konnte und mochte.

Dieser, als er den Vogt sah, erschrak heftig; aber er ward darum nicht blaß; denn er war ohne das schon todtgelb. Er nahm schnell die umherliegenden Lumpen, und schob sie unter die Decke des Bettes, und befahl den fast nackenden Kindern, auf der Stelle sich in die Kammer zu verbergen. — Herr Jesus! sagen die Kinder, es schneit und regnet ja herein. Höre doch, wie es stürmt, Vater! Es ist ja kein Fenster mehr in der Kammer. — Geht, ihr gottlosen Kinder! wie ihr mich so toll macht! Meint ihr, es sei euch nicht nöthig, daß ihr euer Fleisch kreuzigen lernet? — Es ist nicht auszustehen, Vater! sagen die Kinder. — Es wird ja nicht lange währen, ihr Ketzer! geht doch; sagt der Vater, stößt sie hinein, schließt die Thüre, und ruft dann dem Vogt in die Stube.

Dieser sagte ihm den Bericht. Der Marx aber dankt dem Vogt, und fragt: Bin ich Aufseher unter den Leuten?

Was denkst du, Marx? antwortete der Vogt. Nein, Arbeiter bist du wie die Andern.

Marx. So, Herr Untervogt?

Vogt. Es steht dir frei, wenn du allenfalls die Arbeit nicht willst.

Marx. Ich bin freilich sonst solcher Arbeit nicht gewohnt; aber weil es das Schloß und den Herrn Pfarrer antrifft, so darf ich wohl nicht anders, und ich will sie annehmen.

Vogt. Es wird sie gar freuen, und ich denke fast, der Junker werde mich noch einmal zu dir schicken, dir zu danken.

Marx. Ha, ich meine es nicht so; aber insgemein möchte ich doch nicht bei Jedermann taglöhnen.

Vogt. Du hast sonst Brot.

Marx. Gottlob, noch immer.

Vogt. Ich weiß es wohl. Aber wo sind deine Kinder?

Marx. Bei meiner Frau seligen Schwester; sie essen da zu Mittag.

Vogt. Es war mir, ich hörte eben in der Kammer schreien.

Marx. Es ist kein einziges bei Hause.

Der Vogt hört das Geschrei noch einmal, öffnet ohne Complimente die Kammerthüre, sieht die fast nackenden Kinder, von Wind, Regen und Schnee, der in die Kammer hinein stürmt, zitternd und schlotternd, daß sie fast nicht reden können, und sagt dann: Essen deine Kinder da zu Mittag, Marx? — Du bist ein Hund und ein Heuchler, und du hast das um deines verdammten Hochmuthes willen schon mehr so gemacht!

Marx. Um Gottes willen! sag' es doch Niemanden! bring mir es doch nicht aus, Vogt! um Gotteswillen! Unter der Sonne wäre kein unglücklicherer Mensch als ich, wenn es mir auskäme.

Vogt. Bist du denn von Sinnen? Auch jetzt sagst du nicht einmal, daß sie aus dem Hundsstall herauskommen sollen. Siehst du denn nicht, daß sie braun und blau sind vor Frieren? So würde ich einmal meinen Pudel nicht einsperren.

Marx. Kommt jetzt nur heraus! Aber Vogt, um Gottes willen! sag' es doch Niemanden!

Vogt. Und du spielst dann noch beim Pfarrer den Frommen!

Marx. Um Gottes willen! sag' es doch Niemanden!

Vogt. Das ist doch hündisch, du Heiliger! ja, du Ketzer! Hörst du, das bist du, ein Ketzer; denn so macht es kein Mensch. Du hast dem Pfaffen auch die vorige Woche den Schlaghandel erzählt; kein Mensch als du! Du giengst eben um zwölf Uhr, da es geschah, von einer frommen Fressfeten heim und neben meinem Haus vorbei.

Marx. Nein, um Gottes willen! glaube

doch das nicht! Gott im Himmel weiß, daß es nicht wahr ist.

Vogt. Darfst du auch das sagen?

Marx. Weiß Gott, es ist nicht wahr! Vogt, ich wollte, daß ich nicht mehr hier vom Platze käme, wenn es wahr ist!

Vogt. Marx, darfst du das, was du jetzt sagst, vor meinen Augen dem Pfarrer unter die Nase sagen? Ich weiß mehr, als du glaubst.

Der Marx stotterte: Ich weiß .. ich möchte ... ich ha ... habe nicht davon angefangen.

So einen Hund und einen Lügner, wie du bist, habe ich in meinem Leben keinen gesehen. Wir kennen jetzt einander, sagte der Vogt, gieng, und erzählte Alles in eben der Stunde des Pfarrers Köchin, die sich denn fast zu Tode lachte über den frommen Israeliten ab der Reuti, und heilig versprach, es dem Pfarrer getreulich zu überbringen. Der Vogt aber freute sich in seinem Herzen, daß hoffentlich der Pfarrer dem wüsten Ketzer das Wochenbrot jetzt nicht mehr geben würde, worin er sich aber gröblich irrte; denn der Pfarrer hatte ihm bis jetzt das Brot wahrlich nicht um seiner Tugend, sondern um seines Hungers willen gegeben.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Fleiß und Arbeitsamkeit ohne ein dankbares und mitleidiges Herz.

Vom Marx weg gieng der Vogt nun endlich zum Letzten. Dieses war der Kienast, ein kränklicher Mann. Er gieng zwar erst gegen die fünfzig, aber Armuth und Sorgen hatten ihn gar abgeschwächt, und heute war er besonders in einem erschrecklichen Kummer. Seine älteste Tochter hatte gestern in der Stadt Dienste genommen, und zeigte dann heute dem Vater den Dingpfennig, worüber der arme Mann gewaltig erschrocken war. Seine Frau, die noch kindete, war eben jetzt nähig, und das Susanneli war unter den Kindern das einzige, das der Haushaltung Hülfe leisten konnte; jetzt aber sollte es in vierzehn Tagen den Dienst antreten. Der Vater bat es mit weinenden Augen und um Gottes willen, es solle das Haftgeld wieder zurückgeben, und bei ihm bleiben bis nach der Mutter Kindbett. Ich will nicht, antwortete die Tochter. Wo find' ich denn gleich wieder einen andern Dienst, wenn ich diesen aufgebe?

Der Vater. Ich will nach der Kindbett selbst mit dir nach der Stadt gehen, und dir helfen, einen andern suchen. Bleib' doch nur so lange!

Die Tochter. Es geht ein halbes Jahr, Vater, bis zum andern Ziel, und der Dienst, den ich jetzt habe, ist gut. Wer kann wissen, wie dann der sein werde, den du mir willst suchen helfen? Und kurzum, ich warte nicht bis auf das andere Ziel.

Der Vater. Du weißt doch, Susanneli, daß ich auch Alles an dir gethan habe, was ich immer konnte. Denke doch auch an deine jüngern Jahre, und verlasse mich jetzt nicht in meiner Noth!

Die Tochter. Willst du mir denn vor meinem Glücke sein, Vater?

Der Vater. Ach, es ist nicht dein Glück, daß du deine armen Eltern in diesen Umständen verlässest. Thue es doch nicht, Susanneli! Meine Frau hat noch ein schönes Fürtuch; es ist das letzte, und es ist ihr lieb; sie hat es von ihrer sel. Gotten zum Seelgeräth (Todesandenken);

aber sie muß es dir nach der Kindbett geben, wenn du nur bleibst.

Die Tochter. Ich mag nichts, weder von euern Lumpen noch von eurer Hoffart; ich kann das und Besseres selber verdienen. Es ist einmal Zeit, daß ich für mich selber sorge. Wenn ich noch zehn Jahre bei euch bliebe, ich würde nicht zu Bett und Kasten kommen.

Der Vater. Es wird doch auch nicht Alles auf dieses halbe Jahr ankommen; ich will dich nach der Kindbett gewiß nicht mehr versäumen, bleib' doch nur noch diese wenigen Wochen.

Nein, ich thue es nicht, Vater, antwortete die Tochter, kehrt sich um und läuft fort zu einer Nachbarin.

Der Vater steht jetzt da, niedergeschlagen von seinen Sorgen und von seinem Kummer, und sagt zu sich selber: Wie will ich mir in diesem Unglück helfen? wie will ich sie nun meiner armen Frau anbringen, die Hiobsbotschaft? Ich bin doch ein elender Tropf, daß ich mit diesem Kinde so gefehlt habe. Es arbeitet so brav, dacht' ich immer, und verzieh ihm dann Alles. Meine Frau sagte mir hundertmal: Es ist so grob und so frech gegen seine Eltern, und was es seinen Geschwistern thun und zeigen muß, das thut und zeigt es ihnen allen so häßig, so unartig und so ganz ohne Anmuth und Liebe, daß keines etwas von ihm lernt. — Es arbeitet doch brav; vielleicht sind die Andern auch Schuld; man muß ihm verzeihen, war immer meine Antwort. — Jetzt habe ich dieses Arbeiten! Ich hätte es doch denken sollen: wenn bei einem Menschen das Herz einmal hart ist, so ist es aus; was er auch sonst Gutes hat, man kann nicht mehr auf ihn zählen. Aber wenn ich es nur auch meiner Frau schon gesagt hätte; wie wird sie doch thun!

Da der Mann so mit sich selber redete, stand der Vogt neben ihm, und er sah ihn nicht einmal.

Was darfst du denn deiner Frau nicht sagen, Kienast? fragt ihn jetzt dieser.

Der Kienast sieht auf, erblickt den Vogt, und sagt: Bist du da, Vogt? Ich sah dich nicht. Ha, was darf ich meiner Frau nicht sagen? Das Susanneli hat in der Stadt Dienste genommen, und wir hätten es jetzt auch so nöthig. Aber ich hätte fast vergessen zu fragen: was willst du bei mir?

Vogt. Es kann dir vielleicht ein Trost sein, was ich bringe, weil es mit dem Susanneli so ist.

Kienast. Das wäre wohl ein Glück in meiner Noth.

Vogt. Du hast Arbeit an dem Kirchbau und alle Tage 25 Kreuzer Taglohn; damit kannst du dir in allweg helfen.

Kienast. Herr Gott im Himmel! darf ich diese Hülfe hoffen?

Vogt. Ja ja, Kienast, es ist gewiß, wie ich sage.

Kienast. Nun so sei Gott gelobt und ihm gedankt! (Es wird ihm blöd, seine Glieder zittern.) Ich muß niedersitzen, diese Freude hat mich so übernommen auf meinen Schrecken. (Er setzt sich auf einen nahen Holzstock, und lehnet sich an die Wand des Hauses, daß er nicht sinke.)

Der Vogt sagte: Du magst wenig erleiden. Und der Kienast: Ich bin noch nüchtern.

So spät? erwiederte der Vogt, und gieng seines Weges fort.

Die arme Frau in der Stube sah, daß der Vogt bei ihrem Manne war, und jammerte entsetzlich: Das ist ein Unglück! Mein Mann ist heute den ganzen Tag wie verwirrt, und weiß nicht, was er thut; und eben jetzt sah ich das Susanneli bei der Nachbarin beide Hände zerwerfen, als wenn es vor Verdruß außer sich wäre; und jetzt noch der Vogt! Was ist doch für ein Unglück vorhanden? Es ist keine geplagtere Frau unter der Sonne . . . schon so weit in Vierzig und auch alle Jahre ein Kind, und Sorgen und Mangel und Angst um mich her. — So grämte sich die arme Frau in der

Stube; der Mann aber hatte sich indessen wieder erholt, und kam mit einem so heitern und freudigen Gesicht zu seiner Lieben, als er seit Jahren nicht hatte.

Du thust fröhlich. Meinst du, ich wisse nicht, daß der Vogt da war? sagte die Frau.

Und er antwortete: Wie vom Himmel herab ist er gekommen zu unserm Trost.

Ist das möglich? antwortete die Frau.

Kienast. Setze dich nieder, Frau; ich muß dir Gutes erzählen. — Da sagte er ihr, was eben mit dem Susanneli begegnet, und wie er in einer großen Herzensangst gewesen, und wie ihm, Gottlob, jetzt gänzlich aus der Noth geholfen sei.

Da aß er die Suppe, die er in der Angst zu Mittag hatte stehen lassen, und er und die Frau weinten heiße Thränen des Danks und der Freude gegen Gott, der ihnen also geholfen in der Noth, und sie ließen das Susanneli noch desselbigen Tages gehen in seinen Stadtdienst, wie es wollte.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Der Abend vor einem Festtage in eines Vogts Hause, der wirthet.

Nun eilte der Vogt, von seinem Laufen ermüdet und durstig, wieder heim. Es war schon sehr spät, und der Kienast wohnte beinahe eine Stunde vom Dorf weg auf dem Berg. Allenthalben hatte er heute durch seine Gesellen schon verkündet, daß er über den gestrigen Vorfall gar nicht erschrocken, und bei einem Jahre nie so lustig und munter gewesen sei wie heut. Das machte denn, daß auf den Abend Etliche wieder Muth faßten, und still dem Wirthshause zuschlichen. Da es dunkelte, kamen immer noch Mehrere, und zu Nacht, gegen sieben Uhr, waren die Tische alle fast wieder eben so voll als gewöhnlich.

So geht es. Wenn ein Jäger im Heuet von einem Kirschbaum einen Vogel herunter schießt, so fliegt die Schar der Vögel, die Kirschen fraß, erschrocken und schnell vom Baume weg, und alle Vögel kreischen vor der Gefahr; aber nach einer Weile setzt sich schon wieder einer, im Anfange nur einer, an den Baum, und sieht er dann den Jäger nicht mehr, so pfeift er, nicht das Gekreisch des erschreckten Vogels; er pfeift dann den muntern Laut der Freßlust bei der nahen Speise. Auf den Ruf des kühnern Fressers rücken dann die furchtsamen auch wieder an, und alle fressen Kirschen, als ob der Jäger keinen erschossen hätte.

So war es und kam es, daß die Stube jetzt wieder voll war von Nachbarn, die gestern und heute Vormittags sich noch nicht getrauten zu kommen.

Bei allem Bösen, und selbst bei Schelmenthaten, wird Alles munter und muthig, wenn die, so den Ton geben, herzhaft und frech sind.

Da das in den Wirthshäusern nie fehlt, so ist unstreitig, daß sie, das gemeine Volk zu allen Bosheiten und zu allen schlimmen Streichen frech und leichtsinnig genug zu bilden und zu stimmen, weit besser eingerichtet sind, als es die armen, einfältigen Schulen sind, die Menschen zu einem braven, stillen, wirthschaftlichen Leben zu bilden. Aber zur Historie!

Die Nachbarn im Wirthshause waren jetzt alle wieder des Vogts Freunde; denn sie saßen bei seinem Wein. Da sprach der Eine, wie der

Vogt ein Mann sei, und wie ihn — bei Gott! — noch Keiner gemeistert habe; ein Anderer, wie Arner ein Kind sei, und wie der Vogt seinen Großvater in Ordnung gehalten habe; ein Anderer, wie es vor Gott im Himmel nicht recht, und am jüngsten und letzten Tage nicht zu verantworten sei, daß er dem armen Gemeindlein das Wirthsrecht abstehlen wolle, das es doch seit Noahs und Abrahams Zeiten besessen hätte; dann wieder ein Anderer, wie er es — beim Donner! — doch noch nicht habe, und wie er es vor allen Teufeln erzwingen wolle, daß morgen schon dawider Gemeinde sein müsse. Dann erzählt wieder ein Anderer, wie es mit dem gar nicht so Noth thue, und wie der Vogt seine Feinde alle immer so schön in die Grube gebracht habe, und wie er jetzt weder mit dem gnädigen Herrn noch mit dem Bettler, dem Maurer, eine neue Mode anfangen werde.

So schwatzten die Männer und soffen. Die Vögtin lachte mitunter, trug einen Krug nach dem andern auf den Tisch, und zeichnete alle richtig an die Tafel in der Nebenstube mit ihrer Kreide. Indessen kam der Vogt, und es freute ihn in seinem Herzen, daß er die Tische alle wieder so besetzt fand mit seinen Lumpen. Das ist brav, ihr Herren, daß ihr mich nicht verlassetet, sagte er zu ihnen.

Du bist uns noch nicht feil, antworteten die Bauern, und tranken mit Lärmen und Brüllen auf seine Gesundheit.

Der Lärm ist groß, Nachbarn; man muß ohne Ärgerniß leben, sagte der Vogt, es ist heiliger Abend.

Mache die Fensterläden zu, Frau, und lösche die Lichter gegen der Gasse. Es ist besser, wir gehen in die hintere Stube, Nachbarn. Ist es warm dort, Frau?

Frau. Ja, ich habe daran gedacht, und einheizen lassen.

Vogt. Gut. Nehmt Alles vom Tisch in die hintere Stube.

Da nahmen die Frau und die Nachbarn Gläser, Flaschen, Brot, Käs, Messer und Teller und Karten und Würfel und trugen Alles in die hintere Stube, von der man, geschähe auch ein Mord, auf der Gasse Nichts hört.

Da sind wir jetzt sicher vor Schelmen, die vor den Fenstern horchen, und vor den heiligen Knechten*) des Schwarzen. Aber ich bin durstig wie ein Jagdhund. Wein her!

Die Frau bringt ihn, und Christen frägt alsobald: Ist das vom heutigen, Vogt, den des Scherers Hund mitsäuft?

Vogt. Ja, so ein Narr bin ich wieder.

Christen. Was hattest du wohl für eine Teufels-Absicht dabei?

Vogt. Bei Gott, keine! es war ein bloßer Narreneinfall. Ich war noch nüchtern, und wollte nicht saufen.

Christen. Pfeif' das dem Scheitstock, vielleicht glaubt er es; ich mag nicht.

Vogt. Warum nicht?

Christen. Warum nicht? Weil dein Wein, den wir soffen, auch nach Schwefel roch wie die Pest.

Vogt. Wer sagt das?

Christen. Ich, Meister Urias! Ich merkte es nicht in der Stube; aber da ich den leeren Krug heim trug, roch es mir noch in die Nase, daß es mich fast zurückschlug. Alles und Alles zusammengenommen, so ist einmal ziemlich am Tage, daß du, mit Gunst! etwas gesucht hast.

Vogt. Ich weiß so wenig, was die Frau geschickt hat, als ein Kind in der Wiege. Mit deinen Einbildungen, du Narr!

Christen. Aber du weißt doch auch noch, daß du eine schöne Predigt von den Rechten

*) Er meint Chorrichter, Stillständer, Kirchenälteste, deren Pflicht es ist, dem Pfarrer solche nächtliche Ungebühren anzuzeigen, und dieser ist es den der gottlose Vogt nach einem wirklich eingerissenen Ton den Schwarzen nennt.

im Lande gehalten hast? Du hast das, denk' ich, auch so aus unbedachtem Muthe gethan, wie man eine Pfeife Tabak nimmt.

Vogt. Schweig' jetzt, Christen! Das Beste wäre, ich ließe dich brav abprügeln, daß du mir den Krug umgeleert hast. Aber ich muß jetzt wissen, wie es heute beim Scherer gegangen ist, da ich fort war.

Christen. Aber das Versprechen, Vogt?

Vogt. Was für ein Versprechen?

Christen. Daß ich weinfrei sein soll bis am Morgen, wenn ich was Rechtes wisse.

Vogt. Wenn du aber Nichts weißt, willst du doch saufen?

Christen. Ja, Nichts wissen! Nur Wein her, und höre dann.

Der Vogt giebt ihm, sitzt zu ihm hin, und Christen erzählt jetzt, was er weiß, und was er nicht weiß. Einst machte er es so bunt, daß es der Vogt merkte.

Lüge doch auch so, du Hund, daß man es nicht mit Händen greift! sagte er.

Nein, bei Gott! antwortete Christen; so wahr ich ein Sünder bin, es fehlt kein Haar und kein Punkt an dem, was ich sage.

Nun denn, sagte der Vogt, der jetzt doch genug hatte, der Schabenmichel ist eben gekommen; ich muß Etwas mit ihm reden — und geht dann an den andern Tisch, wo dieser saß, klopft ihm auf die Achsel, und sagt:

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Fortsetzung, wie Schelme mit einander reden und handeln.

Bist du auch unter den Sündern? Ich dachte, du seiest seit deinem Berufe an der Kirchmauer auf einmal heilig geworden, wie unser Metzger, als er einst eine Woche für den Sigrist Mittag läuten mußte.

Michel. Nein, Vogt! meine Bekehrung geht nicht so blitzschnell; aber wenn es einmal angeht, so lasse ich dann nicht nach.

Vogt. Ich möchte dann dein Beichtiger sein, Michel.

Michel. Ich mag dich aber nicht hiezu.

Vogt. Warum nicht?

Michel. Du würdest mir die Sünden wohl doppelt machen mit deiner heiligen Kreide.

Vogt. Wäre dir das nicht recht?

Michel. Nein, Vogt, ich will einen Beichtiger haben, der die Sünden verzeiht und nachläßt; und nicht einen, der sie aufkreidet.

Vogt. Ich kann auch Sünden verzeihen und nachlassen.

Michel. Sünden aus deinem Buche?

Vogt. Freilich, oft und viel muß ich es leider! Aber besser ist es, man halte sich, daß ich es gern thue.

Michel. Kann man das, Herr Untervogt?

Vogt. Wir wollen sehen. (Er winkt ihm). Sie gehen mit einander ans kleine Tischlein an der Ecke beim Ofen, und der Vogt sagt: Es ist gut, daß du da bist; es kann dein Glück sein.

Michel. Ich habe Glück nöthig.

Vogt. Ich glaube es; aber wenn du dich anschickst, so fehlt es nicht, du machst Geld auf deinem Posten.

Michel. Aber wie muß ich das anstellen?

Vogt. Du mußt dich bei dem Maurer einschmeicheln, und recht hungrig und arm thun.

Michel. Das kann ich, ohne zu lügen.

Vogt. Du mußt dann oft und viel deinen Kindern dein Abendbrot geben, damit er glaube, du habest ein Herz so weich wie zerlassene Butter; und die Kinder müssen dir barfuß und zerlumpt nachlaufen.

Michel. Auch das ist nicht schwer.

Vogt. Und dann, wenn du unter allen Zehen der liebste sein wirst, erst dann wird deine rechte Arbeit angehen.

Michel. Und was ist denn die?

Vogt. Alles zu thun, was bei dem Bau Streit und Verdacht anzetteln, was die Arbeit in Unordnung bringen, und was die Taglöhner und den Meister dem Junker verleiden kann.

Michel. Das mag jetzt wohl ein Bißchen ein schwereres Stücklein sein.

Vogt. Aber es ist auch so ein Stücklein, dabei du Geld verdienen kannst.

Michel. Ohne diese Hoffnung könnte wohl ein Gescheidter diese Wegweisung geben, aber nur ein Narr könnte sie annehmen.

Vogt. Das versteht sich, daß du Geld dabei verdienen mußt.

Michel. Zwei Thaler Handgeld, Herr Untervogt, das muß baar voraus bezahlt sein; sonst ding ich nicht in diesen Krieg.

Vogt. Du wirst alle Tage unverschämter, Michel! Du verdienst bei der Arbeit, die ich dir zeige, Geld mit Müssiggehen; und du willst dann noch, ich soll dir den Lohn geben, daß du guten Rath annimmst.

Michel. Ich mag nichts hören. Du willst, daß ich in deinem Dienst den Schelm mache, und ich will es thun und treu sein und herzhaft; aber Handgeld und einen Dingpfennig! Zwei Thaler, und keinen Kreuzer minder, das muß heraus; sonst stehe du selber hin, Vogt.

Vogt. Du Hund! du weißt, wo du zwingen kannst. Da sind die zwei Thaler.

Michel. Nun ist es in der Ordnung, Meister; jetzt nur befohlen!

Vogt. Ich denke, so etwa in der Nacht Gerüststangen abbrechen, und mit einem Schlag ein paar Kirchenfenster von oben herunter spalten, das sei dir ein Leichtes; und daß Seile und Kärste, und was Kleines herum liegt, bei einem solchen Ehrenanlaß verschwinden müssen, das versteht sich von selbst.

Michel. Natürlich.

Vogt. Und dann in einer dunkeln Nacht die Gerüstbretter alle den Hügel hinab in den Fluß tragen, daß sie weiter nach Holland fahren, das ist auch nicht schwer.

Michel. Nichts weniger, das kann ich vollkommen. Ich hänge ein großes weißes Hemd mitten auf den Kirchhof an eine Stange, daß der Wächter und die Frau Nachbarin, wenn sie ein Gepolter hören, das Gespenst sehen, sich segnen, und mir vom Leibe bleiben.

Vogt. Du loser Ketzer du, was für ein Einfall!

Michel. Ich thue es gewiß; es bewahrt vor dem Halseisen.

Vogt. Ja, aber das muß noch sein. Wenn Zeichnungen, Rechnungen und Pläne, die dem Junker gehören, etwa umher liegen, die mußt du ordentlich hintragen, wo sie kein Hund sucht, und des Nachts dann abholen zum Einheizen.

Michel. Ganz wohl, Herr Untervogt!

Vogt. Auch mußt du es so einfädeln, daß deine ehrende Gesellschaft im Herrendienst sich recht wohl sein lasse, daß sie liederlich arbeite, und besonders, daß, wenn der Junker oder Jemand aus dem Schloß kommt, die Lumpenordnung am größten sei, und daß du dann auch Diesen winken mußt, wie schön es gehe, versteht sich.

Michel. Ich will Alles probiren, und ich verstehe jetzt ganz wohl, was du eigentlich willst.

Vogt. Aber vor Allem aus ist es wahrlich nöthig, daß du und ich Feinde werden.

Michel. Auch das versteht sich.

Vogt. Wir wollen damit gerade jetzt an-

fangen. Es könnten Mameluken da sein und erzählen, wie wir hier in Eintracht in dieser Ecke Rath gehalten haben.

Michel. Du hast Recht.

Vogt. Trink noch ein paar Gläser; dann thu' ich dergleichen, als ob ich mit dir rechnen wollte, und du läugnest mir Etwas. Ich fange Lärm an, du schmälst auch, und wir stoßen dich zur Thüre hinaus.

Michel. Das ist gut ausgedacht! (Er säuft geschwind den Krug aus, und sagt dann zum Vogt: Fang jetzt nur an!)

Der Vogt murmelte von der Rechnung, und sagt etwas vernehmlich: Nun einmal den Gulden habe ich nicht erhalten.

Michel. Besinne dich, Vogt.

Vogt. Ich weiß in Gottes Namen Nichts davon. (Er ruft seiner Frau:) Frau, hast du die vorige Woche einen Gulden von Michel erhalten?

Die Frau. Behüte Gott, keinen Kreuzer!

Vogt. Das ist wunderlich. Gieb mir den Rodel. (Sie bringt ihn, und der Vogt liest:) Da ist Montag, Nichts von dir; Dienstag, Nichts von dir; da ist Mittwoch .... Am Mittwoch sagtest du ja, war es.

Michel. Ja.

Vogt. Da ist Mittwoch; siehe da, es ist Nichts von dir; und auch Donnerstag, Freitag und Samstag, es ist kein Wort da von dem Gulden.

Michel. Das ist vom Teufel! ich habe ihn doch bezahlt.

Vogt. Sachte, sachte, Herr Nachbar! ich schreibe Alles auf.

Michel. Was habe ich von deinem Aufschreiben, Vogt? Ich habe den Gulden bezahlt.

Vogt. Das ist nicht wahr, Michel.

Michel. Ein Schelm sagt, ich habe ihn nicht bezahlt.

Vogt. Was sagst du, ungehängter Spitzbube?

Etliche Bauern stehen auf: Er hat den Vogt gescholten; wir haben es gehört.

Michel. Es ist nicht wahr; aber ich habe den Gulden bezahlt.

Bauern. Was sagst du, Schelm, du habest ihn nicht gescholten? Wir haben es alle gehört.

Vogt. Werft mir den Hund aus der Stube!

Michel. (Mit dem Messer in der Hand). Wer mich anrührt, der sehe zu ...

Vogt. Nehmt ihm das Messer!

Sie nehmen ihm das Messer, stoßen ihn zur Thüre hinaus, und kommen dann wieder.

Vogt. Es ist gut, daß er fort ist; er war nur ein Spion vom Maurer.

Bauern. Bei Gott, das war er! Es ist gut, daß der Schelm fort ist.

Dreißigstes Kapitel.

Fortsetzung, wie Schelme mit einander reden und handeln; auf eine andere Manier.

Wein her, Frau Vögtin! Vogt, wir saufen auf die Ernte hin, eine Garbe vom Zehnten für die Maß!

Vogt. Ihr wollt mich bald bezahlen.

Bauern. Nicht so bald, aber desto schwerer.

Der Vogt setzt sich zu ihnen, und sauft auch mit ihnen nach Herzenslust auf den künftigen Zehnten. Nun sind alle Mäuler offen; ein wildes Gewühl von Fluchen und Schwören, von Zoten und Possen, von Schimpfen und Trotzen erhebt sich an allen Tischen. Sie erzählen von Hurereien und Diebstahl, von Schlaghändeln und Schmähworten, von Schulden, die sie listig geläugnet, von Prozessen, die sie mit feinen Streichen gewonnen haben; von Bosheiten und Unsinn, davon das Meiste erlogen, viel aber leider! wahr war; wie sie den alten Arner in Holz und Feld um den Zehnten bestohlen haben; auch wie ihre Weiber jetzt bei den Kindern Trübsal blasen, wie die eine das Betbuch nehme, die andere einen Krug Wein im Spreu oder in einen Strohsack verberge; auch von ihren Buben und Mädchen, wie eines dem Vater helfe die Mutter betrügen, und ein anderes der Mutter helfe den Vater erwischen, und wie sie es als Buben auch so gemacht haben und noch viel schlimmer. Dann kamen sie auf den armen Uli, der über etlichen solcher Narrenpossen ertappt worden, und elendiglich am Galgen umgekommen sei; wie er andächtig gebetet habe, und gewiß selig gestorben sei, nachdem er, wie man wohl wisse, nicht das Halbe bekannt habe, aber doch um des unchristlichen Pfarrers willen habe ins Grab beißen müssen.

Sie waren eben an dieser Geschichte und an des Pfarrers Bosheit, als die Vögtin ihrem Manne winkte, daß er heraus komme.

Wart, bis die Geschichte mit dem Gehängten vorüber ist, war seine Antwort. Sie aber sagte ihm leise ins Ohr: Der Joseph ist da. Er antwortete: Versteck ihn; ich will bald kommen.

Der Joseph hatte sich in die Küche geschlichen. Es war aber so viel Volk im Haus, daß die Vögtin befürchtete, man sehe ihn da. Sie löschte das Licht aus, und sagte ihm: Joseph, zieh deine Schuhe ab, und schleiche mir nach in die untere Stube; der Mann kommt hinunter. Der Joseph nahm seine Schuhe in die Hand, und folgte ihr nach auf den Zehen in die untere Stube. Und es ging nicht lange, so kam der Vogt auch, und fragte ihn: Was willst du noch so spät, Joseph?

Joseph. Nicht viel; ich will ihm nur sagen, es sei mit den Steinen recht gut in der Ordnung.

Vogt. Das freut mich, Joseph.

Joseph. Der Meister redete heute von der Mauer, und schwatzte da, daß die nahen Kiesel und Feldsteine recht gut wären; ich sagte ihm aber geradezu, daß er ein Narr sei, und seine Sache nie recht anstellen wolle. Die Mauer werde vom Schwendistein so schön und glatt werden wie ein Teller. Er sagte kein Wort dagegen, und ich fuhr fort, wenn er nicht Schwendisteine nehme, so stoße er sein Glück mit Füßen von sich.

Vogt. Hat er sich dazu entschlossen?

Joseph. Ja freilich, das war im Augenblick richtig. Am Montag werden wir den Bruch angreifen.

Vogt. Die Taglöhner müssen ja am Montag ins Schloß.

Joseph. Sie werden zu Mittag schon wieder zurück und mit der Waare in dem Kalk sein. Das hat seine Richtigkeit, wie wenn es schon drinnen wäre.

Vogt. Das ist recht und gut. Wenn es doch nur schon gemacht wäre! Dein Trinkgeld liegt schon parat, Joseph.

Joseph. Ich hätte es eben jetzt recht nöthig, Vogt.

Vogt. Komm nur am Montag, wenn ihr den Bruch angefangen haben werdet; es liegt parat.

Joseph. Meint er, ich halte nicht Wort?

Vogt. Wohl, Joseph, ich traue dir.

Joseph. So geb' er mir doch gerade jetzt drei Thaler auf unsere Abrede. Ich wollte gern morgen meine neuen Stiefel beim Schuster

abholen; es ist mein Namenstag, und ich mag dem Meister kein Geld fordern.

Vogt. Ich kann jetzt nicht wohl; komm doch am Montag Abend.

Joseph. Da sehe ich, wie er mir traut. Man mag wohl Etwas versprechen; aber halten, das ist was Anders. Ich glaubte, auf sein Trinkgeld zählen zu dürfen, Herr Untervogt!

Vogt. Bei meiner Seele, ich gebe es dir!

Joseph. Ich seh' es ja.

Vogt. Es ist am Montag auch noch Zeit.

Joseph. Vogt, er zeigt mir, daß man es mit Händen greifen kann, daß er mir nicht traut. Also darf ich auch sagen, wie es mir ist. Wird der Steinbruch einmal angegriffen sein, so wird er mir kein gutes Wort mehr geben.

Vogt. Das ist doch unverschämt, Joseph; ich werde dir gewiß Wort halten.

Joseph. Ich mag nicht hören. Wenn es nicht jetzt sein kann, so ist Alles aus.

Vogt. Kannst du es jetzt nicht mit zwei Thalern machen.

Joseph. Nein, ich muß drei haben; aber dann kann er auf mich zählen in Allem.

Vogt. Ich will es endlich thun; aber du hältst mir dann doch Wort?

Joseph. Wenn ich ihn dann anführe, so sage er, wo er will, ich sei der größte Schelm und Dieb auf der Erde.

Der Vogt rief jetzt der Frau, und sagte ihr: Gieb dem Joseph drei Thaler. Die Frau nimmt ihn beiseits, und sagt ihm: Thu doch das nicht!

Vogt. Rede mir Nichts ein; thue, was ich sage.

Frau. Sei doch kein Narr! Du bist besoffen; es wird dich morgen reuen.

Vogt. Rede mir kein Wort ein! Drei Thaler im Augenblick! Hörst du, was ich sage?

Die Frau seufzt, holt die Thaler, und wirft sie dem Vogt dar. Dieser giebt sie dem Joseph, und sagt noch einmal: Du wirst mich doch nicht anführen wollen?

Behüte mich Gott davor! was denkt er auch, Vogt? antwortete Joseph; geht, zählt vor der Thüre noch einmal seine drei Thaler, und sagt zu sich selbst: Nun ist mein Lohn zwischen den Fingern, und da ist er sicherer als in des Vogts Kiste. Er ist ein alter Schelm, und ich will nicht sein Narr sein. Nehme jetzt meinethalben der Meister Kiesel- oder Blaustein.

Die Vögtin heulte vor Zorn auf der Herdstätte in der Küche, und gieng nicht mehr in die Stube bis nach Mitternacht. Auch dem Vogt ahnete, sobald er fort war, daß er sich übereilt habe; aber er vergaß es bald wieder bei der Gesellschaft. Der Gräuel der Saufenden dauerte bis nach Mitternacht. Endlich kam die Vögtin aus der Küche, und sagte: Es ist Zeit aufzubrechen; es geht gegen den Morgen, und ist heiliger Abend.

Heiliger Abend! sagten die Kerls, streckten sich, gähnten, soffen aus, und standen nach und nach auf. Jetzt taumelten, wankten sie allenthalben umher, hielten sich an Tischen und Wänden, und kamen mit Mühe zum Hause hinaus.

Geht doch ein Jeder allein, und macht kein Gewühl! sagte ihnen die Vögtin; sonst kriegen der Pfarrer und sein Chorgericht Strafen.

Nein es ist besser, wir versaufen das Geld, antworteten die Männer. Und die Vögtin: Wenn ihr den Wächter antreffet, so sagt ihm, es stehe ein Glas Wein und ein Stück Brot für ihn da. Und sie waren kaum fort, so erschien der Wächter vor den Fenstern des Wirthshauses, und rief:

Wollt ihr hören, was ich euch will sagen?
Die Glock' und die hat ein Uhr g'schlagen!
Ein Uhr g'schlagen!

Die Vögtin verstand den Ruf, brachte ihm den Wein, und bat, daß er doch dem Pfarrer nicht sage, wie lange sie gewirthet habe. Und nun half sie noch dem schlummernden Besoffenen

aus den Schuhen und Strümpfen . . . .
. . . . . *)

Und sie brummte noch von Josephs Thalern und von der Dummheit ihres Mannes; er aber schlummerte, schnarchte, wußte nicht, was er that. Endlich kamen Beide am heiligen Abend zur Ruhe.

Und nun, Gottlob, habe ich eine Weile Nichts mehr von ihnen zu erzählen. Ich kehre zurück zu Lienhard und Gertrud.

Wie das eine Welt ist! Bald steht neben einem Hundsstall ein Garten, und auf einer Wiese ist bald stinkender Unrath, bald herrliches, milchreiches Futter. Ja, es ist wunderlich auf der Welt. Selbst die schönen Wiesen geben ohne den Unrath, den wir darauf schütten, kein Futter-

*) Hier standen noch ein paar Zeilen. — Das ist unflätbig, sagte ein Knabe von noch nicht zehn Jahren, der sie lesen hörte. Ich umarmte ihn, und strich die Stelle durch. — Jüngling, wirst du dein reines Gefühl und das sanfte Erröthen deiner Wangen behalten, so wird der Zug deiner Jugend dir Freude machen im Alter. Aber wirst du diese sanfte Unschuld deines Herzens der Kühnheit deines wachsenden Muths aufopfern, wird dein blitzendes Auge einst sich nicht mehr niederschlagen, nicht mehr Thränen fallen lassen; wird deine Wange nicht mehr erröthen beim Anblick dessen, was unrecht und schändlich ist: Jüngling, dann wirst du ob dieser Stelle weinen, oder sie vielleicht nicht mehr werth achten, daß du sie lesest In diesem Augenblicke mußte mir natürlich der Gedanke auffallen: Wie weit darf ein sittlicher Schriftsteller das Laster malen? Darf mein Mund aussprechen, was Hogarth und * * gemalt haben? aussprechen das Thun dieser Menschen, die ich ohne Bedenken vom Pinsel und vom Grabstichel gemalt sehe? Mein Gefühl bebt zurück, wenn ich es in Worte bringe und ausspreche das Thun dieser Menschen; und ich sehe mich um, ob mich Niemand höre. Aber das Bild des Malers sehe ich hingelehnt am Arme des Besten, des Edelsten, und ich scheue mich nicht. Die Zunge des Menschen, sein Mund sind enger mit dem Gefuhle seines Herzens verbunden als seine Hand. Die Kunst, die mit Hand und Pinsel das Laster malt, und kühn ist, und das Tiefste treffend enthüllet, entweihet das Herz nicht mit der Gewalt, mit der es der Mund thut, wenn er mit gleicher Kühnheit das Laster entblößt darstellt. Das ist keine Lobrede für alle angebeteten Dichter; aber es dünkt mich hingegen besonders in einem Jahrhundert, wo es der allgemeine Ton ist, den Kopf mit Bildern des Müssiggangs, anstatt mit Berufs- und Geschäftssachen zu füllen, eine für das Menschengeschlecht höchst wichtige Wahrheit.

Einunddreißigstes Kapitel.

Der Abend vor einem Festtage im Hause einer rechtschaffenen Mutter.

Gertrud war noch allein bei ihren Kindern. Die Vorfälle der Woche und der kommende festliche Morgen erfüllten ihr Herz. In sich selbst geschlossen und still bereitete sie das Nachtessen, nahm ihrem Mann und den Kindern und sich selber ihre Sonntagskleider aus dem Kasten, und bereitete Alles auf morgen, damit dann am heiligen Tage sie Nichts mehr zerstreue. Und da sie ihre Geschäfte vollendet hatte, setzte sie sich mit ihren Lieben an den Tisch, um mit ihnen zu beten.

Es war alle Samstage ihre Gewohnheit, den Kindern in der Abendgebetstunde ihre Fehler und auch die Vorfälle der Woche, die ihnen wichtig und erbaulich sein konnten, ans Herz zu legen; und heute war sie besonders eingedenk der Güte Gottes gegen sie in dieser Woche, und wollte diesen Vorfall, so gut ihr möglich war, den jungen Herzen tief einprägen, daß er ihnen unvergeßlich bleibe. Die Kinder saßen still um sie her, falteten ihre Hände zum Gebet, und die Mutter redete also mit ihnen:

Ich habe euch etwas Gutes zu sagen, Kinder. Der liebe Vater hat in dieser Woche eine

gute Arbeit bekommen, an der sein Verdienst viel besser ist, als an dem, was er sonst thun muß.

Kinder, wir dürfen hoffen, daß wir in Zukunft das tägliche Brot mit weniger Sorgen und Kummer haben werden. Danket, Kinder, dem lieben Gott, daß er so gut gegen uns ist; und denket fleißig an die alte Zeit, wo ich euch jeden Mundvoll Brot mit Angst und Sorgen abtheilen mußte! Es that mir da so manchmal im Herzen weh, daß ich euch so oft und viel nicht genug geben konnte; aber der liebe Gott im Himmel wußte schon, daß er helfen wollte, und daß es besser für euch sei, meine Lieben, daß ihr zur Armuth, zur Geduld und zur Überwindung der Gelüste erzogen würdet, als daß ihr Überfluß hättet. Denn der Mensch, der Alles hat, was er will, wird gar zu gerne leichtsinnig, vergißt seines Gottes, und thut nicht das, was ihm selbst das Nützlichste und Beste ist. Kinder, denket doch, so lange ihr leben werdet, an diese Armuth und an alle Noth und Sorgen, die wir hatten; und wenn es jetzt besser geht, Kinder, so denket an die, so Mangel leiden, wie ihr Mangel leiden mußtet. Vergesset nie, wie Hunger und Mangel ein Elend sind, auf daß ihr mitleidig werdet gegen den Armen, und wenn ihr einen Mundvoll Überflüssiges habet, es ihm gerne gebet. Nicht wahr, Kinder, ihr wollet es gerne thun? — O ja, Mutter, gewiß gerne, sagten alle Kinder.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Die Freuden der Gebetsstunde.

Mutter. Niklas, wen kennst du, der am meisten Hunger leiden muß?

Niklas. Mutter, den Rudeli. Du warst gestern bei seinem Vater. Der muß schier Hungers sterben; er ißt Gras ab dem Boden.

Mutter. Wolltest du ihm gerne dann und wann dein Abendbrot geben?

Niklas. O ja, Mutter! Darf ich gerade morgen?

Mutter. Ja, du darfst es.

Niklas. Das freut mich.

Mutter. Und du, Lise, wem wolltest du dann und wann dein Abendbrot geben?

Lise. Ich besinne mich jetzt nicht gerade, wem ich es am liebsten gäbe.

Mutter. Kommt dir denn kein Kind in den Sinn, das Hunger leiden muß?

Lise. Wohl freilich, Mutter.

Mutter. Warum weißt du denn nicht, wem du es geben willst? Du hast immer so kluges Bedenken, Lise.

Lise. Ich weiß es jetzt auch, Mutter.

Mutter. Wem denn?

Lise. Des Reuti-Marxen Betheli. Ich sah es heute auf des Vogts Mist verdorbene Erdäpfel heraussuchen.

Niklas. Ja Mutter, ich sah es auch, und suchte in allen meinen Säcken; aber ich fand keinen Mundvoll Brot mehr. Hätte ich es mir auch eine Viertelstunde länger gespart!

Die Mutter fragte jetzt eben das auch die andern Kinder, und sie hatten alle eine herzinnige Freude darüber, daß sie morgen ihr Abendbrot armen Kindern geben sollten. Die Mutter ließ sie eine Weile diese Freude genießen; dann sagte sie zu ihnen: Kinder, es ist jetzt genug hievon. Denket jetzt auch daran, wie unser gnädige Herr euch so schöne Geschenke gemacht hat.

Ja unsere schönen Batzen! Willst du sie uns doch zeigen, Mutter? sagten die Kinder.

Hernach, nach dem Beten, sagte die Mutter; und die Kinder jauchzten vor Freude.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Die Ernsthaftigkeit in der Gebetsstunde.

Ihr lärmet, Kinder, sagte die Mutter.

Wenn euch etwas Gutes begegnet, so denket doch bei Allem an Gott, der uns Alles giebt. Wenn ihr das thut, Kinder, so werdet ihr in keiner Freude wild und ungestüm sein. Ich bin gerne selber mit euch fröhlich, ihr Lieben; aber wenn man in Freude und Leid ungestüm und heftig ist, so verliert man die stille Gleichmüthigkeit und Ruhe seines Herzens. Und wenn der Mensch kein stilles, ruhiges und heiteres Herz hat, so ist ihm nicht wohl; darum muß er Gott vor Augen haben. Die Gebetsstunde des Abends und Morgens ist dafür, daß ihr das nie vergesset; denn, wenn der Mensch Gott dankt oder betet, so ist er in seinen Freuden nie ausgelassen und in seinen Sorgen nie ohne Trost; aber darum, Kinder, muß der Mensch, besonders in seiner Gebetsstunde, suchen ruhig und heiter zu sein. Sehet, Kinder, wenn ihr dem Vater recht danket für Etwas, so jauchzet und lärmet ihr nicht; ihr fallet ihm still und mit wenig Worten um den Hals; und wenn es euch recht zu Herzen geht, so steigen euch Thränen in die Augen. Sehet, Kinder, so ist es auch gegen Gott. Wenn es euch recht freut, was er euch Gutes thut, und wenn es euch recht im Herzen ist zu danken, so macht ihr gewiß nicht viel Geschrei und Gerede; aber Thränen kommen euch in die Augen, daß der Vater im Himmel so gut ist. Sehet, Kinder, dafür ist alles Beten, daß einem das Herz im Leibe gegen Gott und Menschen immer dankbar bleibe. Und wenn man recht betet, so thut man auch recht, und wird Gott und Menschen lieb in seinem ganzen Leben.

Niklas. Auch dem gnädigen Herrn werden wir recht lieb, wenn wir recht thun, sagtest du gestern.

Mutter. Ja, Kinder, es ist ein recht guter und frommer Herr. Gott lohne ihm Alles, was er an uns thut. Wenn du ihm einst nur recht lieb wirst, Niklas!

Niklas. Ich will ihm thun, was er will. Wie dir und dem Vater will ich ihm thun, was er will, weil er so gut ist.

Mutter. Das ist brav, Niklas. Denk nur immer so, so wirst du ihm gewiß lieb werden.

Niklas. Wenn ich nur auch einmal mit ihm reden dürfte!

Mutter. Was wolltest du mit ihm reden?

Niklas. Ich wollte ihm danken für den schönen Batzen.

Anneli. Dürftest du ihm danken?

Niklas. Warum das nicht?

Anneli. Ich dürfte es nicht.

Lise. Ich auch nicht.

Mutter. Warum dürftet ihr das nicht, Kinder?

Lise. Ich müßte lachen.

Mutter. Was, lachen, Lise? und noch voraus sagen, daß du nicht anders als läppisch thun könntest? Wenn du nicht viel Thorheiten im Kopf hättest, es könnte dir an so Etwas kein Sinn kommen?

Anneli. Ich müßte nicht lachen, aber ich würde mich fürchten.

Mutter. Er würde dich bei der Hand nehmen, Anneli, und würde auf dich herablächeln wie der Vater, wenn er recht gut mit dir ist. Dann würdest du dich doch nicht mehr fürchten, Anneli?

Anneli. Nein, dann nicht.

Jonas. Und ich dann auch nicht.

Vierunddreißigstes Kapitel.

So ein Unterricht wird verstanden, und geht ans Herz; aber es giebt ihn eine Mutter.

Aber, ihr Lieben, wie ist es diese Woche mit dem Rechtthun gegangen?

Die Kinder sehen Eines das Andere an, und schweigen.

Mutter. Anneli, thatest du recht in dieser Woche?

Anneli. (die Augen niederschlagend) Nein, Mutter, du weißt es wohl mit dem Brüderlein . . .

Mutter. Anneli, es hätte dem Kinde Etwas begegnen können; es sind schon Kinder, die man so allein gelassen hat, erstickt. Und über das, denk' nur, wie es dir wäre, wenn man dich in eine Kammer einsperrte, und dich da hungern und dürsten und schreien ließe. Die kleinen Kinder werden auch zornig, und schreien, wenn man sie lange ohne Hülfe läßt, so entsetzlich, daß sie für ihr ganzes Leben elend werden können. Anneli, so dürfte ich, weiß Gott, keinen Augenblick mehr ruhig vom Hause weg, wenn ich fürchten müßte, du würdest mit dem Kinde nicht sorgfältig sein.

Anneli. Glaube mir es doch, Mutter, ich will gewiß nicht mehr von ihm weggehen.

Mutter. Ich will es zum lieben Gott hoffen, du werdest mich nicht mehr so in Schrecken setzen.

Und Niklas, wie ist es dir in dieser Woche gegangen?

Niklas. Ich weiß nichts Böses.

Mutter. Denkst du nicht mehr daran, daß du am Montag das Gritteli umgestoßen hast?

Niklas. Ich habe es nicht mit Fleiß gethan, Mutter.

Mutter. Ja, wenn du es noch gar mit Fleiß gethan hättest! Schämst du dich nicht, das zu sagen?

Niklas. Es ist mir leid; ich will es nicht mehr thun, Mutter.

Mutter. Wenn du einmal groß sein, und so wie jetzt nicht Achtung geben wirst, was um dich her ist, so wirst du es mit deinem großen Schaden lernen müssen. Schon unter den Knaben kommen die Unbedachtsamen immer in Händel und Streit; und so muß ich fürchten, mein lieber Niklas, daß du dir mit deinem unbedachtsamen Wesen viel Unglück und Sorgen auf den Hals ziehen werdest.

Niklas. Ich will gewiß Acht geben, Mutter.

Mutter. Thue es doch, mein Lieber; und glaube mir, dieses unbedachtsame Wesen würde dich gewiß unglücklich machen.

Niklas. Liebe, liebe Mutter! ich weiß es, und ich glaube es, und ich will gewiß Acht geben.

Mutter. Und du, Lise, wie hast du dich in dieser Woche aufgeführt?

Lise. Ich weiß einmal nichts anders diese Woche, Mutter.

Mutter. Gewiß nicht?

Lise. Nein einmal, Mutter, so viel ich mich besinne; ich wollte es sonst gerne sagen, Mutter.

Mutter. Daß du immer, auch wenn du

Ein Samstag-Abend-Gebet.

Nichts weißt, mit so viel Worten antwortest als ein Anderes, wenn es recht viel zu sagen hat!

Lise. Was habe ich denn jetzt auch gesagt, Mutter?

Mutter. Eben Nichts, und doch viel geantwortet. Es ist das, was wir dir tausendmal schon sagten: du seiest nicht bescheiden, du besinnest dich über Nichts, was du reden dürfest; und müssest doch immer geredet haben. — Was hattest du gerade vorgestern dem Untervogt zu sagen, du wissest, daß Arner bald kommen werde?

Lise. Es ist mir leid, Mutter.

Mutter. Wir haben es dir schon oft gesagt, daß du nicht in Alles, was dich nicht angeht, reden sollest, insonderheit vor fremden Leuten; und doch thust du es immerfort. Wenn jetzt dein Vater es nicht hätte sagen dürfen, daß er es schon wisse, und wenn er so Verdruß von deinem Geschwätze gehabt hätte?

Lise. Es würde mir sehr leid sein; aber weder du noch er haben ein Wort gesagt, daß es Niemand wissen soll.

Mutter. Ja, ich will es dem Vater sagen, wenn er heim kömmt. Wir müssen so zu den Worten, die wir in der Stube reden, allemal hinzusetzen: Das darf jetzt die Lise sagen bei den Nachbarn und beim Brunnen erzählen; aber das nicht, und das wieder wohl. So weißt du denn ordentlich und richtig, wovon du plappern darfst.

Lise. Verzeihe mir doch, Mutter; ich meinte es auch nicht so.

Mutter. Man hat dir für ein und allemal gesagt, daß du in Nichts, was dich nicht angeht, plaudern sollst; aber es ist vergeblich. Dieser Fehler ist dir nicht anders abzugewöhnen als mit Ernst; und das erste Mal, daß ich dich wieder bei so unbesonnenem Geschwätz antreffe, werde ich dich mit der Ruthe abstrafen.

Thränen schossen der Lise in die Augen, da die Mutter von der Ruthe redete. Die Mutter sah es, und sagte zu ihr: Lise, die größten Unglücke entstehen aus unvorsichtigem Geschwätze, und dieser Fehler muß dir abgewöhnt sein.

So redete die Mutter mit Allen, sogar mit dem kleinen Gritteli, zu dem sie sagte: Du mußt deine Suppe nicht mehr so ungestüm fordern; sonst laß ich dich ein andermal noch länger warten, oder ich gebe sie einem Andern.

Nach allem Diesem beteten die Kinder ihre gewöhnlichen Abendgebete und nach denselben das Samstaggebet, das Gertrud sie gelehrt hatte. Es lautet also:

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Ein Samstagabend-Gebet.

Lieber Vater im Himmel, du bist immer gut mit den Menschen auf Erden, und auch mit uns bist du immer gut, und giebst uns Alles, was wir nöthig haben. Ja, du giebst uns Gutes zum Überfluß. Alles kommt von dir, das Brot und Alles, was uns der liebe Vater und die liebe Mutter geben. Alles giebst du ihnen, und sie geben es uns gern. Sie freuen sich über Alles, was sie uns thun und geben können, und sagen uns, wir sollen es dir danken, daß sie so gut mit uns sind. Sie sagen uns, wenn sie dich nicht kennten, und du ihnen nicht lieb wärest, so wären auch wir ihnen nicht so lieb; und sie würden, wenn sie dich nicht kennten und lieb-

ten, uns gar viel weniger Gutes thun können. Sie sagen uns ferner, daß wir es dem Heiland der Menschen danken sollen, daß sie dich, himmlischer Vater, erkennen und lieben, und daß alle Menschen, welche diesen lieben Heiland nicht kennen und lieben, und nicht allem guten Rath folgen, den er den Menschen auf Erden gegeben hat, auch dich, himmlischer Vater, nicht so lieben, und ihre Kinder nicht so fromm und sorgfältig erziehen als die, so dem Heiland der Welt glauben. Unser lieber Vater und die liebe Mutter erzählen uns immer viel von diesem lieben Jesus, wie er es so gut mit den Menschen auf Erden gemeint; wie er, damit er Alles thue, was er könne, die Menschen zeitlich und ewig glücklich zu machen, sein Leben in tausendfachem Elend zugebracht habe, und wie er endlich am Kreuze gestorben sei; wie ihn Gott wieder vom Tode auferweckt habe, und wie er jetzt in der Herrlichkeit des Himmels zur Rechten auf dem Throne Gottes, seines Vaters, lebe, und noch jetzt alle Menschen auf Erden gleich liebe, und suche, sie glücklich und selig zu machen. Es geht uns allemal ans Herz, wenn wir von diesem lieben Jesus hören. Wenn wir nur auch lernen, so zu leben, daß wir ihm lieb werden, und daß wir einst zu ihm kommen in den Himmel! Lieber Vater im Himmel, wir arme Kinder, die wir hier beisammen sitzen und beten, sind Brüder und Schwestern; darum wollen wir immer recht gut mit einander sein, und einander nie Etwas zu Leide thun, sondern alles Gute, was wir können und vermögen. Zu den Kleinen wollen wir Sorge tragen mit aller Treue und mit allem Fleiß, daß der liebe Vater und die liebe Mutter ohne Sorgen ihrer Arbeit und ihrem Brote nachgehen können. Das ist das Einzige, so wir ihnen thun können für alle Mühe und Sorgen und Ausgaben, die sie für uns haben. Vergilt ihnen, du Vater im Himmel, Alles, was sie an uns thun; und laß uns ihnen in Allem, was sie wollen, folgen, daß wir ihnen lieb bleiben bis ans Ende ihres Lebens, da du sie von uns nehmen und belohnen wirst für ihre Treue, die sie uns erwiesen haben. Lieber himmlischer Vater, laß uns an dem morgenden heiligen Tag deiner Güte und der Liebe Jesu Christi und auch alles dessen, was uns unser Vater und unsere Mutter und alle Menschen Gutes thun, recht eingedenk sein, damit wir gegen Gott und Menschen dankbar werden und gehorsam, und damit wir in der Liebe wandeln vor deinen Augen unser Lebenlang!

Hier mußte Niklas innehalten. Dann sprach Gertrud allemal, nach den Vorfällen der Woche, das Weitere vor. Heute sagte sie zu ihnen: Wir danken dir, himmlischer Vater, daß du unsern lieben Eltern in dieser Woche die schweren Sorgen für ihr Brot und für ihre Haushaltung erleichtert, und dem Vater einen guten, einträglichen Verdienst gezeigt hast. Wir danken dir, daß unsere Obrigkeit mit wahrem Vaterherzen unser Schutz, unser Trost und unsere Hülfe in allem Elend und in aller Noth ist. Wir danken dir für die Gutthat unsers gnädigen Herrn. Wir wollen, will's Gott, aufwachsen, wie zu deiner Ehre also auch zu seinem Dienst und Wohlgefallen; denn er ist uns wie ein treuer Vater.

Hierauf sprach sie der Lise vor: Verzeihe mir, o mein Gott, meine alte Unart, und lehre mich, meine Zunge im Zaume halten, schweigen, wo ich nicht reden soll, und behutsam und bedächtlich antworten, wo man mich fragt.

Sodann sprach sie dem Niklas vor: Bewahre mich, Vater im Himmel, doch in Zukunft vor meinem hastigen Wesen, und lehre mich, besser Acht zu geben auf das, was ich mache, und wer um mich und neben mir ist.

Dann dem Anneli: Es ist mir leid, mein lieber Gott, daß ich mein Brüderlein so leichtsinnig verlassen, und damit die liebe Mutter so in Schrecken gesetzt habe. Ich will es in meinem Leben nicht mehr thun, mein lieber Gott.

Und nachdem die Mutter allen Kindern so vorgesprochen hatte, betete sie ferner: Herr, erhöre uns! 'Vater, verzeihe uns! Jesus, erbarme dich unser! — Dann betete Niklas das heilige Unser Vater, und dann Enne: Behüte mir, Gott, den lieben Vater und die liebe Mutter und die lieben Geschwister, auch unsern lieben, gnädigen Herrn von Arnheim, und alle guten, lieben Menschen auf Erden! — Dann betete die Lise: Das walt' Gott der Vater, der Sohn und der heilige Geist! — Dann die Mutter: Nun, Gott sei mit euch! Gott erhalte euch! Der Herr lasse sein heiliges Angesicht über euch leuchten, und sei euch gnädig!

Eine Weile noch saßen die Kinder und die Mutter in der ernsten Stille, die ein wahres Gebet allen Menschen einflößen muß.

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Noch mehr Mutterlehren. Reine Andacht und Emporhebung der Seele zu Gott.

Lise unterbrach diese Stille. Du zeigst uns jetzt die neuen Batzen? sagte sie zur Mutter.

Ja, ich will sie euch zeigen, antwortete die Mutter. Aber Lise, du bist immer das, so zuerst redet.

Niklas juckt jetzt vom Ort auf, wo er sitzt, drängt sich hinter dem Grittle hervor, daß er näher beim Licht sei, um die Batzen zu sehen, und stößt dann das Kleine, daß es laut weint.

Da sagte die Mutter: Niklas, es ist nicht recht. In eben der Viertelstunde versprachst du, sorgfältiger zu sein, und jetzt thust du das!

Niklas. Ach Mutter, es ist mir leid! ich will es in meinem Leben nicht mehr thun.

Mutter. Das sagtest du eben jetzt zu deinem lieben Gott, und thatest es wieder. Es ist dir nicht Ernst!

Niklas. Ach ja, Mutter, es ist mir gewiß Ernst! Verzeihe mir; es ist mir gewiß Ernst und recht leid!

Mutter. Mir auch, du Lieber; aber du denkst nicht daran, wenn ich dich nicht abstrafe. Du mußt jetzt ohne zu essen ins Bett.

Sie sagte es, und führte den Knaben von den andern Kindern weg in seine Kammer. Seine Geschwister standen alle traurig in der Stube umher; es that ihnen weh, daß der liebe Niklas nicht zu Nacht essen durfte.

Daß ihr euch doch nicht mit Liebe leiten lassen wollet, Kinder! sagte ihnen die Mutter.

Laß ihn doch dießmal wieder heraus, sagten die Kinder.

Nein, meine Lieben, seine Unvorsichtigkeit muß ihm abgewöhnt werden, antwortete die Mutter.

So wollen wir jetzt die Batzen nicht sehen bis morgen; er sieht sie dann mit uns, sagte Enne.

Und die Mutter: Das ist recht, Enne! Ja er muß sie alsdann mit euch sehen. — Jetzt gab sie noch den Kindern ihr Nachtessen, und gieng dann mit ihnen in ihre Kammer, wo Niklas noch weinte. Nimm dich doch ein andermal in Acht, lieber, lieber Niklas! sagte ihm die Mutter.

Und Niklas sagte: Verzeihe mir es doch, meine liebe, liebe Mutter! verzeihe mir es doch und küsse mich! Ich will gern Nichts zu Nacht essen. Da küßte Gertrud ihren Niklas, und eine heiße Thräne floß auf sein Antlitz, als sie ihm

sagte: O Niklas, Niklas, werde bedachtsam! — Mit beiden Händen umschlingt er den Hals der Mutter, und sagt: O Mutter, Mutter, verzeihe mir! Gertrud segnete noch ihre Kinder, und gieng wieder in ihre Stube. Jetzt war sie ganz allein. Eine kleine Lampe leuchtete nur schwach in der Stube, und ihr Herz war feierlich still; und ihre Stille war ein Gebet, das unaussprechlich ohne Worte ihr Innerstes bewegte. Empfindung von Gott und seiner Güte, Gefühl von der Hoffnung des ewigen Lebens und von der innern Glückseligkeit der Menschen, die auf Gott im Himmel trauen und bauen, alles Dieses bewegte ihr Herz, daß sie hinsank auf ihre Kniee, und ein Strom von Thränen floß ihre Wangen herunter.

Schön ist die Thräne des Kindes, wenn es, von der Wohlthat des Vaters gerührt, schluchzend zurücksteht, seine Wange trocknet, und sich erholen muß, ehe es den Dank seines Herzens stammeln kann. Schön sind die Thränen des Niklas, die er in dieser Stunde weint, daß er die gute, gute Mutter erzürnt hat, die ihm so lieb ist. Schön sind die Thränen des Menschen alle, die er also aus gutem Kindesherzen weint. Der Herr im Himmel sieht herab auf das Schluchzen seines Dankes und auf die Thränen seiner Augen, wenn er ihn lieb hat.

Der Herr im Himmel sah die Thränen der Gertrud, und hörte das Schluchzen ihres Herzens, und das Opfer ihres Dankes war ein angenehmer Geruch vor ihm.

Gertrud weinte lange vor dem Herrn, ihrem Gott, und ihre Augen waren noch naß, als ihr Mann heimkam.

Warum weinst du, Gertrud? Deine Augen sind roth und naß. Warum weinst du heute, Gertrud? fragte sie Lienhard.

Gertrud antwortete: Mein Lieber, es sind keine Thränen des Kummers; fürchte dich nicht! Ich wollte Gott danken für diese Woche; da ward mir das Herz zu voll. Ich mußte hinsinken auf meine Kniee. Ich konnte nicht reden, ich mußte nur weinen; aber es war mir, ich habe in meinem Leben Gott nie so gedankt.

Du Liebe, antwortete Lienhard, wenn ich nur auch mein Herz wie du so schnell emporheben und zu Thränen bringen könnte! Es ist mir jetzt auch gewiß Ernst, recht zu thun und gegen Gott und Menschen redlich und dankbar zu sein; aber es wird mir nie so, daß ich auf meine Kniee fallen und Thränen vergießen möchte.

Gertrud. Wenn es dir nur Ernst ist, recht zu thun, so ist alles Andere gleich viel. Der Eine hat eine schwache Stimme und der Andere eine starke, daran liegt Nichts; nur wozu sie ein Jeder braucht, darauf kömmt es allein an. Mein Lieber, Thränen sind Nichts, und Kniefallen ist Nichts; aber der Entschluß, gegen Gott und Menschen redlich und dankbar zu sein, das ist Alles. Daß der eine Mensch weichmüthig, und daß der andere es weniger ist, das ist eben so viel, als daß der eine Wurm schwerfälliger und der andere leichter in dem Staube daherschleicht. Wenn es dir nur Ernst ist, mein Lieber, so wirst du ihn finden, ihn, der aller Menschen Vater ist.

Lienhard senkt mit einer Thräne im Auge sein Haupt auf ihren Schoß, und sie hält ihr Angesicht in stiller Wehmuth über das seinige. Sie bleiben eine Weile in dieser Stellung still, staunen und schweigen. Endlich sagte Gertrud zu ihm: Willst du nicht zu Nacht essen? — Ich mag nicht, antwortete er; mein Herz ist zu voll, ich könnte jetzt nicht essen. — Ich mag auch nicht, mein Lieber, erwiederte sie. Aber weißt du, was wir thun wollen? Ich trage das Essen zu dem armen Rudi, dem heute seine Mutter gestorben ist.

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Sie bringen einem armen Mann eine Erbsenbrühe.

Lienhard. Ist sie endlich ihres Elends los?

Gertrud. Ja Gottlob; aber du hättest sie sollen sterben sehen, mein Lieber. Denk', sie entdeckte an ihrem Todestag, daß ihr Rudeli uns Erdäpfel gestohlen. Der Vater und der Knabe mußten zu mir kommen, und um Verzeihung bitten. Sie ließ uns ausdrücklich in ihrem Namen bitten, wir sollten es ihr verzeihen, daß sie die Erdäpfel nicht zurückgeben könne, und der gute Rudi versprach so herzlich, daß er sie dir abverdienen wolle. Denke, mein Lieber, wie mir bei allem dem war! Ich lief zu der Sterbenden; aber ich kann es dir nicht erzählen, es ist nicht auszusprechen, mit welcher Wehmuth, wie innig betrübt sie mich noch einmal fragte, ob ich es ihnen verziehen habe; und da sie sah, daß mein Herz gerührt war, empfahl sie mir ihre Kinder. Wie sie das fast nicht thun, und fast nicht wagen durfte; wie sie es bis auf den letzten Augenblick versparte, und dann, da sie empfand, daß sie eilen müsse, endlich es wagte; wie sie eine Demuth und Liebe gegen die Ihrigen zeigte, und wie sie, mitten indem sie es that, auf immer entschlief: das ist nicht auszusprechen und nicht zu erzählen!

Lienhard. Ich will mit dir zu ihnen gehen.

Gertrud. Ja, komm, wir wollen gehen.

Sie nimmt ihre Erbsenbrühe, und sie gehen.

Da sie kamen, saß der Rudi neben der Todten auf ihrem Bett, weinte und seufzte, und der Kleine rief dem Vater aus seiner Kammer, und bat ihn um Brot — nein, nicht um Brot, um rohe Wurzeln nur, oder was es wäre. Ach, ich habe Nichts, gar Nichts. Um Gottes willen, schweige doch bis morgen! ich habe Nichts! sagte ihm der Vater. Und der Kleine: O wie mich hungert, Vater! ich kann nicht schlafen. O wie mich hungert, Vater!

O wie mich hungert! hören ihn Lienhard und Gertrud rufen, öffnen die Thüre, stellen das Essen den Hungrigen dar, und sagen zu ihnen: Esset doch geschwind, eh' es kalt ist.

O Gott, sagte der Rudi, was ihr an mir thut! Rudeli, das sind die Leute, denen du Erdäpfel gestohlen hast, und wovon ich auch gegessen habe.

Gertrud. Schweige doch einmal hievon, Rudi.

Rudi. Ich darf euch nicht ansehen, so geht es mir ans Herz, daß ich euch das habe thun dürfen.

Lienhard. Iß doch jetzt, Rudi.

Rudeli. Iß doch, Vater; wir wollen doch essen, Vater.

Rudi. So bete denn.

Rudeli. Speis', Gott, tröst', Gott, alle armen Kind', die auf Erden sind, an Seel' und Leib. Amen!

So betete der Knabe, nimmt den Löffel, zittert, weint und ißt. So vergelt' es euch Gott zu tausend Malen! sagt der Vater, ißt auch, und Thränen fallen über seine Wangen in seine Speise.

Sie aßen aber das Essen nicht auf, sondern

stellten ein Plättlein voll beiseits für die Kinder, welche schliefen; dann betete der Rudeli ab Tisch: Wer gegessen hat, Gott danken soll, der uns gespiesen hat abermal. Ihm sei Lob, Preis und Dank gesagt von nun an bis in Ewigkeit. Amen!

Als nun der Rudi ihnen noch einmal danken wollte, entfuhr ihm ein Seufzer.

Achtunddreißigstes Kapitel.

Die reine, stille Größe eines wohlthätigen Herzens.

Fehlt dir etwas, Rudi? Wenn es Etwas ist, da wir dir helfen können, so sag' es, sagten Lienhard und Gertrud zu ihm.

Nein, es fehlt mir jetzt Nichts; ich danke euch, antwortete der Rudi. Aber sichtbar erstickte er das tiefe Seufzen des Herzens, das immer emporbringen wollte.

Mitleidig und traurig sahen ihn Lienhard und Gertrud an, und sprachen: Du seufzest doch, und man sieht es, dein Herz ist über Etwas beklemmt.

Sag' es doch! ach, sag' es doch, Vater! sie sind ja so gut, bittet ihn der Kleine. Thu' es doch, und sag' es, wenn wir helfen können, bitten ihn Lienhard und Gertrud.

Darf ich es? erwiederte der Arme. Ich habe weder Schuhe noch Strümpfe, und sollte morgen mit der Mutter zum Grabe, und übermorgen ins Schloß gehen.

Lienhard. Daß du dich auch so grämen magst über Dieses! Warum sagtest du doch das nicht auch geradezu? Ich kann und will dir ja das gern geben.

Rudi. Wirst du mir, ach mein Gott! nach Allem, was vorgefallen ist, auch glauben, daß ich es dir unversehrt und mit Dank wieder zurückgeben werde?

Lienhard. Schweige doch hievon, Rudi! Ich glaube dir noch mehr als das; aber dein Elend und deine Noth haben dich zu ängstlich gemacht.

Gertrud. Ja, Rudi, trau auf Gott und Menschen, so wird dir leichter ums Herz werden, und du wirst dir in allen Umständen besser helfen können.

Rudi. Ja, Gertrud, ich sollte wohl meinem Vater im Himmel mehr trauen, und euch kann ich nicht genug danken.

Lienhard. Rede nicht hievon, Rudi.

Gertrud. Ich möchte deine Mutter noch sehen.

Sie gehen mit einer schwachen Lampe an ihr Bett; und Gertrud und Lienhard und der Rudi und der Kleine, Alle mit Thränen in den Augen, staunen in tiefem, stillem Schweigen eine Weile sie an, decken sie dann wieder zu, und nehmen fast ohne Worte herzlich Abschied von einander. Und im Heimgehen sagte Lienhard zu Gertrud: Welche Tiefe des Elends! Es geht mir ans Herz. Nicht mehr in die Kirche gehen können! nicht mehr um Arbeit bitten, nicht mehr dafür danken können, weil man keine Kleider, nicht einmal Schuhe und Strümpfe dazu hat!

Gertrud. Wenn der Mann nicht unschuldig an seinem Elend wäre, er müßte verzweifeln.

Lienhard. Ja, Gertrud, er müßte verzweifeln, gewiß er müßte verzweifeln, Gertrud! Wenn ich meine Kinder so um Brot schreien

hörte, und keines hätte, und Schuld daran wäre — Gertrud, ich müßte verzweifeln; und ich war auf dem Weg zu diesem Elend.

Gertrud. Ja, wir sind aus großen Gefahren errettet.

Indem sie so redeten, kamen sie neben dem Wirthshaus vorbei, und das dumpfe Gewühl der Säufer und Prasser ertönte in ihren Ohren. Dem Lienhard klopfte das Herz schon von ferne; aber ein Schauer durchfuhr ihn und ein banges Entsetzen, als er sich ihm näherte. Sanft und wehmüthig sah ihn Gertrud jetzt an, und beschämt erwiederte Lienhard den wehmüthigen Anblick seiner Gertrud, und sagte: O des herrlichen Abends an deiner Seite! Ach! wenn ich jetzt auch hier gewesen wäre. So sagte er.

Die Wehmuth der Gertrud wächst jetzt zu Thränen, und sie hebt ihre Augen gen Himmel. Lienhard sieht es; Thränen steigen auch ihm in die Augen und gleiche Wehmuth in das Antlitz wie seiner Geliebten. Auch er hebt seine Augen gen Himmel, und Beide hefteten eine Weile ihr Antlitz auf den schönen Himmel. Sie sahen mit wonnevollen Thränen den hellleuchtenden Mond an, und noch wonnevollere innere Zufriedenheit versicherte sie, daß Gott im Himmel die reinen und unschuldigen Gefühle ihrer Herzen gerne sehe.

Nach dieser kleinen Verweilung giengen sie in ihre Hütte. Alsobald suchte Gertrud Schuhe und Strümpfe für den Rudi, und Lienhard brachte sie ihm noch am gleichen Abend. Da er wieder zurück war, beteten sie noch ein Vorbereitungsgebet zum heiligen Nachtmahl, und entschliefen in gottseligen Gedanken. Am Morgen standen sie früh auf, und freuten sich des Herrn, lasen die Leidensgeschichte des Heilands und die Einsetzung des heiligen Abendmahls, und lobten Gott in der frühen Stunde vor dem Aufgange der Sonne am heiligen Tage. Dann weckten sie ihre Kinder, warteten noch ihr Morgengebet ab, und giengen zur Kirche.

Eine Viertelstunde vor dem Zusammenläuten stand auch der Vogt auf. Er konnte den Schlüssel zum Kleiderkasten nicht finden, fluchte Entsetzen und Gräuel, stieß den Kasten auf mit dem Schuh, kleidete sich an, gieng zur Kirche, setzte sich in den ersten Stuhl des Chors, nahm den Hut vor den Mund, blickte mit den Augen in alle Ecken der Kirche, und betete zugleich unter dem Hute. Bald darauf kam auch der Pfarrer. Da sang die Gemeinde zwei Stücke von dem Passionslied „O Mensch, bewein' dein Sünde groß", und wie es weiter lautet. Dann trat der Pfarrer auf die Kanzel, und predigte und lehrte an diesem Tage seine Gemeinde also:

Neununddreißigstes Kapitel.

Eine Predigt.

Meine Kinder!

Wer den Herrn fürchtet, und fromm und aufrichtig vor seinen Augen wandelt, der wandelt im Lichte; aber wer des Herrn, seines Gottes, in seinem Thun vergißt, der wandelt in der Finsterniß. Darum lasset euch nicht verführen; es ist nur Einer gut, und der ist euer Vater. Warum laufet ihr in der Irre umher, und tappet in der Finsterniß? Es ist Niemand euer Vater als nur Gott. Hütet euch

vor den Menschen, daß ihr von ihnen nicht Dinge lernet, die euerm Vater mißfallen. Selig ist der Mensch, dessen Vater Gott ist! Selig ist der Mensch, der sich vor dem Bösen fürchtet, und das Arge hasset!

Denn es geht denen nicht wohl, die Böses thun, und der Arge verstrickt sich in seiner Arglist. Es geht denen nicht wohl, die ihren Nächsten drücken und drängen; nein, es geht dem Menschen nicht wohl, über den der Arme zu Gott schreit. Wehe dem Elenden, der im Winter den Armen speiset, und in der Ernte das Doppelte von ihm wieder abnimmt! Wehe dem Gottlosen, der dem Armen im Sommer Wein aufdringt, und im Herbst von ihm zweimal so viel wieder fordert! Wehe ihm, wenn er dem Armen sein Stroh und sein Futter abdrückt, daß er sein Land nicht mehr bauen kann! Wehe ihm, wenn die Kinder des Armen um seiner Hartherzigkeit willen Brot mangeln! Wehe dem Gottlosen, der den Armen Geld leiht, daß sie seine Knechte werden, ihm zu Gebote stehen, ohne Lohn arbeiten und doch zinsen müssen! Wehe ihm, wenn sie vor Gericht und Recht für ihn aussagen, falsches Zeugniß geben, und Meineide schwören, daß er Recht habe. Wehe ihm, wenn er Bösewichte in seinem Haus versammelt, und mit ihnen dem Gerechten auflauert, ihn zu verführen, daß er auch werde wie sie, und daß er seines Gottes und seines Weibes und seiner Kinder vergesse, und verschwende bei ihnen den Lohn seiner Arbeit, auf den die Mutter sammt den Kindern hoffet. Und wehe auch dem Elenden, der sich also von den Gottlosen verführen läßt, und in seinem Unsinn verschwendet das Geld, das in seiner Haushaltung nöthig ist! Wehe ihm, wenn sein Weib über ihn zu Gott seufzt, daß sie nicht Milch hat, den Säugling zu nähren; wehe ihm, wenn der Säugling um seines Saufens willen serbt; wehe ihm, wenn die Mutter über seiner Kinder Brotmangel und über unvernünftig aufgebürdete Arbeit weint! Wehe dem Elenden, der das Lehrgeld seiner Söhne verspielt! Wenn sein Alter kommen wird, werden sie zu ihm sagen: Du warst nicht unser Vater, du lehrtest uns nicht Brot verdienen; womit können wir dir helfen? Wehe denen, die mit Lügen umgehen, und das Krumme gerad' und das Gerade krumm machen; denn sie werden zu Schanden werden! Wehe euch, wenn ihr der Wittwe Äcker und des Waisen Haus zu wohlfeil gekauft habt — wehe euch! denn der Wittwe und des Waisen Vater ist euer Herr, und die Armen, die Wittwen und die Waisen sind ihm lieb; und ihr seid ihm ein Gräuel und ein Abscheu, darum daß ihr böse seid und hart mit den Armen! Wehe euch, die ihr euer Haus voll habet von dem, was nicht euer ist! Ob ihr gleich jauchzet beim Saufen des Weins, der in den Reben des Armen gewachsen ist; ob ihr gleich lachet, wenn elende, hungernde Menschen ihr Korn mit Seufzen in euere Säcke ausschütten; ob ihr gleich spöttelt und scherzet, wenn euer Unterdrückter sich vor euch wie ein Wurm windet, und den zehnten Theil eures Raubes von euch wieder um Gottes willen auf Borg bittet, ob ihr euch gleich gegen alles das verhärtet, so ist es euch doch keine Stunde wohl in eurem Herzen. Nein, es ist dem Menschen nicht wohl auf Gottes Erdboden, der den Armen aussaugt. Möge er sein, wer er will; möge er über alle Gefahr, über alle Verantwortung und über alle Strafe auf der Erde hinaus sein; möge er sogar Richter im Lande sein, und Elende, die besser sind als er, mit seiner Hand gefangen nehmen, und mit seinem Munde anklagen; möge er sogar sitzen und richten selber über sie auf Leben und Tod, und sprechen das Urtheil auf Schwert und Rad: er ist schlimmer als sie. Wer den Armen aus Übermuth drückt, und elenden Leuten Fallstricke legt, und die Häuser der Wittwen aussaugt, der ist schlimmer als Diebe und Mörder, deren Lohn der Tod ist. Darum ist dem Menschen auf Erden, der das thut, auch

keine Stunde wohl in seinem Herzen. Er irrt auf Gottes Erdboden umher, belastet mit dem Fluche des Brudermörders, der seinem Herzen keine Ruhe läßt. Er irrt umher, und will und sucht immer die Schrecken seines Inwendigen vor sich selber zu verbergen. Mit Saufen und Prassen, mit Muthwillen und Bosheiten, mit Hader und Streit, mit Lug und Betrug, mit Zoten und Possen, mit Schmähen und Schimpfen, mit Aufhetzen und Hinterreden will er sich selbst die Zeit, die ihm zur Last ist, vertreiben. Aber er wird die Stimme seines Gewissens nicht immer ersticken, er wird dem Schrecken des Herrn nicht immer entgehen können; er wird ihn überfallen wie ein Gewaffneter, und ihr werdet ihn sehen zittern und zagen wie einen Gefangenen, dem der Tod droht.

Aber selig ist der Mensch, der keinen Theil hat an seinem Thun! Selig ist der Mensch, der nicht Schuld ist an der Armuth eines seiner Nebenmenschen! Selig ist der Mensch, der von keinem Armen Gaben oder Gewinn in seiner Hand hat! Selig seid ihr, wenn eure Mund rein ist von harten Worten und euer Augen von harten Blicken! Selig seid ihr, wenn der Arme euch segnet, und wenn Wittwen und Waisen Thränen des Dankes über euch zu Gott weinen! Selig ist der Mensch, der in der Liebe wandelt vor dem Herrn, seinem Gott, und vor allem seinem Volk! Selig seid ihr, ihr Frommen! kommet, und freuet euch beim Mahle des Herrn der Liebe! Der Herr, euer Gott, ist euer Vater. Die Pfänder der Liebe aus seiner Hand werden euch erquicken, und das Heil eures Herzens wird wachsen, weil eure Liebe gegen Gott, euern Vater und gegen die Menschen, eure Brüder, wachsen und stark werden wird.

Aber ihr, die ihr ohne Liebe wandelt, und in euerm Thun nicht achtet, daß Gott euer Vater ist, daß eure Nebenmenschen Kinder eures Gottes sind, und daß der Arme euer Bruder ist — ihr Gottlosen, was thut ihr hier? Ihr, die ihr morgen wieder wie gestern den Armen drücken und drängen werdet, was thut ihr hier? Wollt ihr das Brot des Herrn essen und seinen Kelch trinken, und sagen, daß ihr Ein Leib und Ein Herz, Ein Geist und Eine Seele mit euern Brüdern seid? Verlasset doch diese Vorhöfe, und meidet das Mahl der Liebe! Bleibet, bleibet von hinnen, daß der Arme nicht beim Mahle des Herrn über euerm Anblick erblasse, und daß er in der Stunde seiner Erquickung nicht denken müsse, ihr werdet ihn morgen erwürgen. Gönnet, ach gönnet ihm doch diese Stunde des Friedens, daß er Ruhe habe vor euch, und euch nicht sehe; denn der Arme zittert vor euch, und dem Waisen klopft das Herz, wo ihr um den Weg seid. — Aber warum rede ich mit euch? Ich verschwende umsonst meine Worte. Ihr geht nicht von da weg, wo ihr Menschen kränken könnet. Wo ihr sie vor euch zitternd und angstvoll sehet, da ist euch wohl, und ihr meinet, es müsse wie ihr Niemand Ruhe haben in seinem Herzen. Aber ihr irret euch! Siehe, ich wende mich von euch weg, als ob ihr nicht da wäret; und ihr, Arme und Gedrückte in meiner Gemeinde, wendet euch von ihnen weg, als ob ihr sie nicht sähet, als ob sie nicht da wären. Der Herr ist da, auf den ihr hoffet; der Herr ist da. Glaubet und trauet auf ihn, und die Frucht eurer Trübsale und eurer Leiden wird euch zum Segen werden. Glaubet und trauet dem Herrn, eurem Gott, und fürchtet euch nicht vor den Gottlosen! Aber hütet euch vor ihnen! Geduldet euch lieber, traget lieber allen Mangel, leidet lieber Schaden, als daß ihr Hülfe suchet bei dem Hartherzigen; denn die Worte eines harten Mannes sind Lügen, und seine Hülfe ist eine Lockspeise, womit er den Armen fängt, um ihn zu tödten. Darum fliehet den Gottlosen, wenn er euch lächelnd grüßet, wenn er seine Hand euch bietet, und die eure schüttelt und drückt. Wenn er euch alle seine Hülfe anträgt, so fliehet; denn der Gottlose verstrickt den Ar-

men. Fliehet vor ihm, und bindet nicht mit ihm an! Aber fürchtet ihn nicht, wenn ihr ihn sehet stehen fest und groß, wie die hohe Eiche fest und groß; fürchtet ihn nicht!

Gehet hin, ihr Lieben, in euren Wald, an den Ort, wo die hohen alten Eichen standen, und sehet, wie die kleinen Bäume, die unter ihrem Schatten serbten, jetzt zugenommen haben, wie sie grünen und blühen. Die Sonne scheint jetzt wieder auf die jungen Bäume, und der Thau des Himmels fällt auf sie in seiner Pracht, und die großen, weiten Wurzeln der Eiche, die alle Nahrung aus der Erde sogen, faulen jetzt, und geben den jungen Bäumen Nahrung, die im Schatten der Eiche serbten. Darum hoffet auf den Herrn; denn seine Hülfe mangelt denen nie, die auf ihn hoffen. Der Tag des Herrn wird über den Gottlosen kommen, und an demselben Tage wird er, wenn er den Unterdrückten und Elenden ansehen wird, heulen und sprechen: Wäre ich wie dieser Einer! Darum trauet auf den Herrn, ihr Betrübten und Unterdrückten, und freuet euch, daß ihr den Herrn erkennet, der das Mahl der Liebe eingesetzt hat; denn durch die Liebe traget ihr der Erde Leiden wie einen Schatz von dem Herrn, und unter euren Lasten wachsen eure Kräfte und euer Segen. Darum freuet euch, daß ihr den Herrn der Liebe erkennet; denn ohne Liebe würdet ihr erliegen und werden wie die Gottlosen, die euch plagen und betrügen. Lobpreiset den Herrn der Liebe, daß er das Abendmahl eingesetzt, und unter seinen Millionen auch euch zu seinem heiligen Geheimniß berufen hat! Lobpreiset den Herrn! Die Offenbarung der Liebe ist die Erlösung der Welt. Liebe ist das Band, das den Erdkreis verbindet. Liebe ist das Band, das Gott und Menschen verbindet. Ohne Liebe ist der Mensch ohne Gott, und ohne Gott und ohne Liebe, was ist der Mensch? Dürft ihr es sagen, dürft ihr es aussprechen, dürft ihr es denken, was der Mensch ist ohne Gott und ohne Liebe? Ich darf es nicht sagen, ich kann es nicht aussprechen. Nicht Mensch, — Unmensch ist der Mensch ohne Gott und ohne Liebe. Darum freuet euch, daß ihr den Herrn der Liebe erkennet, der den Erdkreis von der Unmenschlichkeit zur Liebe, von der Finsterniß zum Licht und vom Tod zum ewigen Leben berufen hat! Und noch einmal sage ich euch: Freuet euch, daß ihr den Herrn erkennet, und betet für alle die, so ihn nicht erkennen, daß sie zur Erkenntniß der Wahrheit und zu eurer Freude gelangen!

Meine Kinder, kommet zum heiligen Mahl eures Herrn. Amen!

Nachdem der Pfarrer dieses gesagt, und fast eine Stunde seine Gemeinde christlich gelehrt hatte, betete er mit ihnen, und die ganze Gemeinde nahm das Nachtmahl des Herrn. Der Vogt Hummel aber diente zu beim Nachtmahl des Herrn. Und nachdem alles Volk dem Herrn gedankt hatte, sangen sie wieder ein Lied, und der Pfarrer segnete die Gemeinde, und ein Jeder gieng in seine Hütte.

Vierzigstes Kapitel.

Ein Beweis, daß die Predigt gut war; item, vom Wissen und Irrthum, und von dem, was es heiße, den Armen drücken.

Der Vogt Hummel aber ergrimmte über die Rede des Pfarrers, die er über den Gottlosen gehalten hatte, in seinem Herzen; und am Tage des Herrn, den die ganze Gemeinde in stiller Feier heiligte, tobte und wüthete er, schimpfte und redete er gräuliche Dinge über den Pfarrer.

Sobald er vom Tische des Herrn heimgieng, sandte er sogleich zu den gottlosen Gesellen seines Lebens, daß sie geschwind zu ihm kommen sollten. Diese waren bald da, und führten mit dem Vogt lasterhafte, leichtfertige Reden über den Pfarrer und über seine christliche Predigt.

Der Vogt fieng zuerst an. Ich kann das verdammte Schimpfen und Sticheln nicht leiden, sagte er.

Es ist auch nicht recht, es ist Sünde; besonders an einem heiligen Tage ist es Sünde, daß er es thut, sagte Äbi.

Und der Vogt: Er weiß es, der Bösewicht, daß ich es nicht leiden kann; aber desto mehr thut er es. Es muß ihm ein rechtes Wohlleben sein, wenn er die Leute mit seinem Predigen und mit seinem Verdrehen alles dessen, was er nicht versteht, und was ihn Nichts angeht, recht in Zorn und Wuth bringen kann.

Äbi. Einmal der liebe Heiland und die Evangelisten und die Apostel im neuen Testament haben Niemanden geschimpft.

Christen. Das mußt du nicht sagen; sie haben auch geschimpft, und noch mehr als der Pfarrer.

Äbi. Das ist nicht wahr, Christen.

Christen. Du bist ein Narr, Äbi! Ihr blinden Führer, ihr Schlangen, ihr Otterngezüchte, und so Tausenderlei. Du verstehst die Bibel schön, Äbi.

Bauern. Ja, Äbi, es ist wahr, sie haben auch geschimpft.

Christen. Ja; aber Rechtshändel, die sie nicht verstanden, und Rechnungssachen, die vor der Obrigkeit ausgemacht und in der Ordnung sind, ahndeten sie doch nicht; und zudem, es waren andere Leute, die das wohl durften.

Bauern. Es versteht sich, es waren andere Leute.

Christen. Ja, es mußten wohl andere Leute sein; denn sonst hätten sie es nicht dürfen. Denket, wie sie es einst einem Annas — ja Annas hieß er — und hintennach auch seiner Frau machten. Nur daß sie eine Lüge sagten, sind sie zu Boden gefallen, und waren todt.

Bauern. Ist das auch wahr, um einer Lüge willen?

Christen. Ja, so wahr ich lebe, und da vor euch stehe.

Äbi. Es ist doch schön, wenn man die Bibel versteht.

Christen. Ich danke es meinem Vater unter dem Boden. Er war zwar, leider Gott erbarm! eben nichts Sonderbares. Er hat uns unser ganzes Muttergut durchgebracht bis auf den letzten Heller; und das könnte ich noch wohl verschmerzen, hätte er sich nur nicht mit dem gehängten Uli so eingelassen. So Etwas trägt man Kind und Kindeskindern nach. Aber lesen konnte er in der Bibel wie ein Pfarrer, und das mußten wir auch können; er ließ es Keinem nach.

Äbi. Es hat mich tausendmal gewundert, wie er auch so ein Schlimmling hat sein können, da er doch so viel wußte.

Bauern. Ja, es ist freilich wunderlich.

Jost. (ein Fremder, der eben im Wirthshaus ist) Ich muß nur lachen, Nachbarn, daß ihr euch hierüber verwundert. Wenn vieles Wissen die Leute brav machen würde, so wären ja eure Anwälde (Advokaten) und Tröler, eure Vögte und Richter, mit Respekt zu melden, immer die Brävsten.

Bauern. Ja, es ist so, Nachbar, es ist so.

Jost. Glaubt es nur, Nachbarn, es ist zwischen Wissen und Thun ein himmelweiter Unterschied. Wer aus dem Wissen allein sein Handwerk macht, der hat wahrlich sehr Acht zu geben, daß er das Thun nicht verlerne.

Bauern. Ja, Nachbar, es ist so; was einer nicht treibt, das verlernt er.

Jost. Natürlich, und wenn einer den Müßiggang treibt, so wird er Nichts nütze; und so geht es denen, die sich aus Müßiggang und langer Weile aufs Frägeln und Schwatzen legen.

Gebt nur Acht, die meisten dieser Bursche, die immer bald Kalender- und bald Bibelhistorien, bald die alten und bald die neuen Mandate in der Hand oder im Mund haben, sind Tagdieben. Wenn man mit ihnen Etwas über Hausordnung, Kinderzucht, Gewinn und Gewerb reden will; wenn sie Rath geben sollen, wie dieses oder jenes, das jetzt nothwendig ist, anzugreifen wäre, so stehen sie da wie Tröpfe, und wissen Nichts, und können Nichts. Nur da, wo man müßig ist, in Wirthshäusern, auf Tanzplätzen, bei dem Sonn- und Feiertagsgeschwätz, da wollen sie sich dann zeigen. Sie bringen aber Quacksalbereien, Dummheiten und Geschichten an, an denen hinten und vornen Nichts wahr ist; und doch ist es weit und breit eingerissen, daß ganze Stuben voll brave Bauern bei Stunden so einem Großmaul, das ihnen eine Lüge nach der andern aufbindet, zuhören können.

Äbi. Es ist bei meiner Seele so, wie der Nachbar da sagt, und deinen Vater, Christen, hat er durch und durch abgemalt. Vollkommen so hatten wir es mit ihm. Dumm war er in Allem, was Holz und Feld, Vieh und Futter, Dreschen und Pflügen und alles Dergleichen betraf, wie ein Ochs, und zu Allem, was er angreifen sollte, träg wie ein Hammel. Aber im Wirthshaus und bei den Kirchständen*), bei Lichtstubeten**) und auf den Gemeindplätzen redete er wie ein Weiser aus dem Morgenland, bald vom Doktor Faust, bald vom Herrn Christus, bald von der Hexe von Endor oder der von Hirzau, und bald von den Stiergefechten in Mastricht und den Pferderennen in London. So toll und dumm er Alles machte, und so handgreiflich er Lügen aufband, so hörte man ihm dennoch immer gern zu, bis er fast gehenkt wurde. Da hat endlich sein Credit mit dem Erzählen abgenommen.

Jost. Das ist ziemlich spät.

Äbi. Ja, wir waren lange Narren, und zahlten ihm manchen guten Krug Wein für lauter Lügen.

Jost. Ich denke, es wäre ihm besser gewesen, ihr hättet ihm keinen bezahlt.

Äbi. Bei Gott! ich glaube selbst, wenn wir ihm keinen bezahlt hätten, so wäre er nicht unter den Galgen gekommen. Er hätte alsdann arbeiten müssen.

Jost. So ist ihm eure Gutherzigkeit eben übel bekommen.

Bauern. Ja wohl, in Gottes Namen!

Jost. Es ist ein verflucht verführerisches Ding um das müßiggängerische Histörlein-Aufsuchen und Histörlein-Erzählen, und gar heillos, die Bibel in diesen Narren-Zeitvertreib hineinzuziehen.

Leupi. Mein Vater hat mich einst tüchtig geprügelt, da ich über so einem Histörlein — ich glaube, es war auch aus der Bibel — vergessen hatte, das Vieh ab der Weide zu holen.

Jost. Er hatte auch Recht. Thun, was in der Bibel steht, ist unser einem seine Sache, und davon erzählen des Pfarrers. Die Bibel ist ein Mandat, ein Befehl; und was würde der Commandant zu dir sagen, wenn er einen Befehl ins Dorf schickte, man sollte Fuhren in die Festung thun, und du dann, anstatt in den Wald zu fahren und zu laden, dich ins Wirthshaus setztest, den Befehl zur Hand nähmest, ihn abläsest, und den Nachbarn bei deinem Glas Wein bis auf den Abend erklärtest, was er ausweise und wolle?

Äbi. Ha, was würde er mir sagen? Alle Schand und Spott würde er mir sagen, und mich ins Loch werfen lassen, daß ich ihn für einen Narren gehalten hätte.

Jost. Und just das sind die Leute auch werth, die aus lauter Müßiggang, und damit

*) Die Plätze, wo die Bauern, Mann und Weib, Jung und Alt, am Sonntag zwischen den Predigten und am Abend, leider Gott erbarm! lange Zeit zusammenstehen und schwatzen.

**) Nächtliche Zusammenkünfte von Personen verschiedenen Alters und Geschlechts zur Unterhaltung durch Gespräche und gesellschaftliche Spiele.

damit sie im Wirthshaus Histörlein erzählen können, in der Bibel lesen.

Christen. Ja, aber man muß doch darin lesen, damit man den rechten Weg nicht verfehle.

Jost. Das versteht sich; aber die, so bei allen Stauden stille stehen, und vor allen Brunnen und Marksteinen und Kreuzen, die sie auf dem Weg antreffen, Geschwätz treiben, sind nicht die, welche auf dem Wege fortwandeln wollen.*)

Ähi. Aber wie ist denn das, Nachbar? Man sagt sonst, man trage an Nichts zu schwer, das man wisse; aber es dünkt mich, man könne am Vielwissen auch zu schwer tragen.

Jost. Ja freilich, Nachbar. Man trägt an Allem zu schwer, was einen an etwas Besserm und Nothwendigerm versäumt. Man muß Alles nur wissen um des Thuns willen; wenn man sich aber darauf legt, um des Schwatzens willen viel wissen zu wollen, so wird man gewiß Nichts nütze. Es ist mit dem Wissen und Thun wie mit einem Handwerk. Ein Schuhmacher z. B. muß arbeiten, das ist seine Hauptsache. Er muß aber auch das Leder kennen und seinen Einkauf verstehen; das ist das Mittel, durch welches er in seinem Handwerk wohl fährt. Und so ist es in Allem. Thun und Ausüben ist für alle Menschen immer die Hauptsache; Wissen und Verstehen ist das Mittel, durch welches sie in ihrer Hauptsache wohl fahren. Aber darum muß sich auch alles Wissen des Menschen nach dem richten, was er auszuüben und zu thun hat, oder was für ihn die Hauptsache ist.

*) Man verwundert sich wahrscheinlich über die Ernsthaftigkeit des Gesprächs, an welchem ausgezeichnete Säufer Theil nehmen; aber es giebt Gesichtspunkte von Sachen, welche diese Leute interessiren wie unser einen, und Augenblicke, wo sie sehr ernsthaft und nach ihrer Art sehr naiv und richtig von allen Dingen reden und urtheilen; und man ist sehr irrig, wenn man den liederlichen Bauer und Säufer sich immer als einen besoffenen Trunkenbold ohne Verstand und ohne Theilnehmung an ernsten Sachen vorstellt. Er ist nur alsdann so beschaffen, wenn er wirklich zu viel getrunken hat, und das war jetzt noch nicht der Fall.

Ähi. Jetzt fange ich es bald an zu merken. Wenn man den Kopf mit zu Vielem und Fremdem voll hat, so hat man ihn nicht bei seiner Arbeit und bei dem, was allemal am nöthigsten ist.

Jost. Eben das ist es. Gedanken und Kopf sollten einem Jeden bei dem sein, was ihn am nächsten angeht; ich wenigstens mach' es so. Ich habe keine Wassermatten; darum liegt es mir nicht schwer im Kopf, wie man wässern muß, und bis ich eigenes Gehölz habe, sinne ich gewiß nicht mit Mühe nach, wie man es am Besten besorge; aber meine Güllenbehälter*) sind mir wohl im Kopf, weil sie meine magern Matten fett machen. So würde es in allen Ecken gut gehen, wenn ein Jeder das Seine recht im Kopf hätte. Man kömmt immer früh genug zum Vielwissen, wenn man lernt recht wissen; und recht wissen lernt man nie, wenn man nicht in der Nähe bei dem Seinigen und bei dem Thun anfängt. Auf diese Weise kömmt das Wissen in seiner Ordnung in den Kopf, und man kömmt gewiß weit im Leben, wenn man so anfängt; aber beim müßigen Schwatzen von Kalenderhistorien oder andern Träumen aus den Wolken und aus dem Mond lernt man gewiß Nichts als liederlich werden.

Ähi. Man fängt das in der Schule an.

Während des ganzen Gesprächs stand der Vogt am Ofen, staunte, wärmte sich, hörte kaum, was sie sagten, und sprach nur wenig und ganz verwirrt in das, was sie redeten. Er vergaß sogar den Wein bei seinem Staunen; darum währte auch das Gespräch mit dem Ähi und dem Fremden so lange. Vielleicht aber hat er seinen Kram nicht gerne ausgeleert, bis der Fremde ausgetrunken hatte, und fort war; denn er fieng endlich auf einmal an, und sagte ihnen, als ob er es bei seinem langen Staunen auswendig gelernt hätte:

„Der Pfarrer kömmt immer mit dem, daß man die Armen drücke. Wenn das, was er die

*) Behälter der Jauche, des flüssigen Düngers.

Armen drücken heißt, Niemand thäte, so wären — mich soll der Teufel holen, wenn es nicht so ist! — gar keine Armen in der Welt. Aber wo ich mich umsehe, vom Fürsten an bis zum Nachtwächter, von der ersten Landeskammer bis zur letzten Dorfgemeinde, sucht Alles seinen Vortheil, und drückt Jedes gegen das, was ihm im Wege steht. Der alte Pfarrer hat selbst Wein ausgeschenkt wie ich, und Heu und Korn und Haser so wohlfeil an die Zahlung genommen, als ich es immer bekomme. Es drückt in der Welt Alles den Niedern; ich muß mich auch drücken lassen. Wer Etwas hat, oder zu Etwas kommen will, der muß drücken, oder er muß das Seine wegschenken und betteln. Wenn der Pfarrer die Armen kennte wie ich, er würde nicht so viel Kummer für sie haben; aber es ist ihm nicht um die Armen. Er will nur schimpfen, und die Leute hinter einander richten und irre machen. Ja, die Armen sind Bursche! Wenn ich zehen Schelme nöthig habe, so finde ich eilf unter den Armen.*) Ich wollte wohl gerne, man brächte mir mein Einkommen auch alle Frohnfasten richtig ins Haus; ich würde zuletzt wohl auch lernen, es fromm und andächtig abnehmen. Aber in meinem Gewerb, auf einem Wirthshaus und auf Bauernhöfen, wo Alles auf den Heller ausgespitzt sein muß, und wo man einen auch in allen Ecken rupft, da hat es eine andere Bewandtniß. Ich wette, wer da gegen Taglöhner und Arme nachsichtig und weichmüthig handeln wollte, der würde um Habe und Gut kommen; denn das sind allenthalben Schelme."

So redete der Vogt, und verdrehete sich selber in seinem Herzen die Stimme seines Gewissens, die ihn unruhig machte, und ihm laut sagte, daß der Pfarrer Recht habe, und daß er der Mann sei, der allen Armen im Dorf den Schweiß und das Blut unter den Nägeln hervordrücke. Aber wie er auch mit sich selber künstelte, so war ihm doch nicht wohl. Angst und Sorgen quälten ihn sichtbar. Er ging in seiner Unruhe beklemmt die Stube hinauf und hinunter. Alsdann sagte er wieder:

„Ich bin so erbittert über des Pfarrers Predigt, daß ich nicht weiß, was ich thue, und es ist mir sonst nicht wohl. Ist es auch so kalt, Nachbarn? Es friert mich immer, seitdem ich daheim bin."

Nein, sagten die Nachbarn, es ist nicht kalt; aber man sah dir es in der Kirche schon an, daß dir nicht wohl ist. Du saheſt todtblaß aus.

Vogt. Sah man mir es an? Ja es war mir schon da wunderlich. Ich kriege das Fieber; es ist mir so blöde. Ich muß saufen; wir wollen in die hintere Stube gehen während der Predigt.

*) Der Erzschelm vergißt, daß die reichen Schelme für sich selbst schaffen, und sich darum nicht brauchen lassen.

Einundvierzigstes Kapitel.

Der Ehegaumer zeigt dem Pfarrer Unfug an.

Aber der Ehegaumer*), der an des Vogts Gasse wohnte, und den Äbi, den Christen und die andern Lumpen zwischen der Predigt ins Wirthshaus gehen sah, ärgerte sich in seinem Herzen, und gedachte in dieser Stunde an seinen

*) Ehegaumer (Verwahrer der ehelichen Treue) sind in der Schweiz Kirchenälteste, die nebst den Pfarrern auf die Handhabung von Religion, Sitten und Ordnung zu wachen haben.

Eid, den er geschworen hatte, Acht zu geben auf allen Unfug und auf alles gottlose Wesen, und Solches dem Pfarrer anzuzeigen. Und der Ehegaumer bestellte einen ehrbaren Mann, daß er Acht geben sollte auf diese Burschen, ob sie vor der Predigt wieder aus dem Wirthshause giengen oder nicht; und da es bald zusammen läuten wollte, und noch Niemand wieder heraus kam, gieng er zum Pfarrer, und sagte ihm, was er gesehen, und wie er den Samuel treu bestellt habe, Acht zu geben. Der Pfarrer aber erschrak über diesen Bericht, seufzte still bei sich selber, und redete nicht viel. Da dachte der Ehegaumer, der Herr Pfarrer studiere noch an seiner Predigt, und redete bei seinem Glas Wein auch minder, als er sonst gewohnt war.

Endlich, als der Pfarrer eben in die Kirche gehen wollte, kam der Samuel, und der Ehegaumer sagte zu ihm: Du kannst jetzt dem wohlehrwürdigen Herrn Pfarrer Alles selber erzählen.

Da sagte der Samuel: Gott grüß' Euch, wohlehrwürdiger Herr Pfarrer!

Der Pfarrer dankte ihm, und sagte: Sind denn die Leute noch nicht wieder heim?

Samuel. Nein, Herr Pfarrer. Ich gieng von dem Augenblick an, da mich der Ehegaumer bestellte, immer um das Wirthshaus herum, und es ist kein Mensch, außer der Vögtin, die in der Kirche ist, zum Hause herausgegangen.

Pfarrer. Sie sind also noch Alle ganz gewiß im Wirthshause?

Samuel. Ja, Herr Pfarrer, ganz gewiß.

Ehegaumer. Da seht Ihr jetzt, wohlehrwürdiger Herr Pfarrer, daß ich mich nicht geirrt habe, und daß ich es habe anzeigen müssen.

Pfarrer. Es ist ein Unglück, daß an einem heiligen Tage solche Sachen einem Zeit und Ruhe rauben müssen.

Ehegaumer. Was wir thaten, wohlehrwürdiger Herr Pfarrer, war unsere theure Pflicht.

Pfarrer. Ich weiß es, und danke Euch für Eure Sorgfalt; aber Nachbarn, vergesset doch ob einer kleinen, leichten Pflicht die schwerere und größere nicht. Acht auf uns selber zu haben und über unsre eigenen Herzen zu wachen, ist immer die erste und wichtigste Pflicht des Menschen. Darum ist es allemal ein Unglück, wenn solche böse Sachen einem Menschen Zerstreuungen veranlassen.

Nach einer Weile sagte er dann wieder: Nein, es ist doch nicht länger auszustehen, dieses grenzenlose Unwesen, und mit aller Nachsicht wird es immer nur ärger.

Darauf gieng er mit diesen Männern zur Kirche.

Zweiundvierzigstes Kapitel.

Zugabe zur Morgenpredigt.

Es folgten ihm aber in der Leidensgeschichte die Worte: Und da Judas den Bissen genommen hatte, fuhr der Satan in sein Herz u. s. w. Und er redete mit seiner Gemeinde über die ganze Geschichte des Verräthers, und er kam in einen großen Eifer, also daß er mit den Händen stark auf die Kanzel schlug, welches er sonst bei Jahren nicht gethan hatte. Und er sagte, daß alle die, so vom Nachtmahle des Herrn zum Spiel und Saufen weglaufen, nicht um ein Haar

besser seien als Judas, und daß ihr Ende sein werde wie das Ende des Verräthers.

Die Leute in der Kirche fiengen an zu staunen und nachzusinnen, was doch der große Eifer des Pfarrers bedeute. Da und dort stieß man die Köpfe zusammen, und murmelte umher, der Vogt habe sein Haus voll von seinen Lumpen, und bald warf Alles links und rechts die Augen auf seinen leeren Kirchstuhl und auf die Vögtin. Diese merkte es, zitterte, schlug die Augen nieder, durfte keinen Menschen mehr ansehen, und lief im Anfange des Singens zur Kirche hinaus. Da sie aber das that, war das Gerede erst noch größer, so daß man auch mit den Fingern auf sie zeigte, und es standen in den hintersten Weiberstühlen Einige sogar auf die Bänke, sie zu sehen, und der Gesang selbst mißtönte ob dem Gemurmel.

Dreiundvierzigstes Kapitel.

Die Bauern im Wirthshause werden beunruhigt.

Sie aber lief, so schnell sie vermochte, heim; und als sie in die Stube kam, warf sie das Kirchenbuch im Zorn mitten unter die Flaschen und Gläser, und fieng an, überlaut zu heulen.

Der Vogt und die Nachbarn fragten: Was ist das?

Vögtin. Ihr solltet es wohl wissen; es ist nicht recht, daß ihr an einem heiligen Tage hier saufet.

Vogt. Ist es nur das, so ist es wenig.

Bauern. Und das erste Mal, daß du darüber heulst.

Vogt. Ich glaubte aufs wenigste, du habest den Geldseckel verloren.

Vögtin. Treib jetzt noch den Narren! Wenn du in der Kirche gewesen wärest, du würdest nicht narren.

Vogt. Was ist es denn? Heule doch nicht so, und rede! Was ist es denn?

Vögtin. Der Pfarrer muß vernommen haben, daß deine Herren da saufen während der Predigt.

Vogt. Das wäre verflucht!

Vögtin. Er weiß es gewiß.

Vogt. Welcher Satan kann es ihm jetzt schon gesagt haben?

Vögtin. Welcher Satan? Du Narr! sie kommen ja mit ihren Tabackspfeifen über die Straße und nicht zum Kamin hinab ins Haus, und dann noch ordentlich neben des Ehegaumers Haus vorbei. Jetzt hat der Pfarrer gethan, daß es nicht auszusprechen ist, und alle Leute haben mit den Fingern auf mich gezeigt.

Vogt. Das ist abermal ein verdammtes Stück, das mir so ein Satan angerichtet hat.

Vögtin. Warum mußtet ihr eben heute kommen, ihr Saufhunde? Ihr wußtet wohl, daß es nicht recht ist.

Bauern. Wir sind nicht Schuld; er hat uns einen Boten geschickt.

Vögtin. Ist das wahr?

Bauern. Ja, ja.

Vogt. Es war mir so wunderlich, als es mir sein konnte, und unausstehlich allein zu sein.

Vögtin. Das ist gleichviel! Aber Nachbarn, geht doch, so schnell ihr könnet, durch die hintere Thüre heim, und machet, daß das Volk, wenn es aus der Kirche kömmt, einen Jeden

Wohin kömmt es noch weiter? Wohin kömmt es noch mit mir.

vor seinem Hause antreffe. So könnt ihr die Sache noch bemänteln. Man hat noch nicht vollends ausgesungen, aber gehet, es ist noch Zeit!

Vogt. Ja, gehet, gehet! Das ist ein Abigailsrath.

Die Bauern giengen. Da erzählte ihm die Frau erst recht, daß der Pfarrer vom Judas gepredigt habe, wie der Teufel ihm in sein Herz gefahren sei, wie er sich erhängt habe, und wie die, so vom Nachtmahl weggehen zu saufen und zu spielen, ein gleiches Ende nehmen werden. Er war so eifrig, sagte die Frau, daß er mit den Fäusten aufs Kanzelbrett schlug, und mir ist schier geschwunden und ohnmächtig geworden. Der Vogt aber erschrak über das, so die Frau erzählte, so sehr, daß er war wie ein Stummer, und kein Wort antwortete; aber schwere, tiefe Seufzer tönten jetzt aus dem stolzen Munde, den man Jahre lang nie so seufzen gehört hatte.

Seine Frau fragte ihn oft und viel, warum er so seufze; aber er antwortete ihr kein Wort. Mehr als einmal sagte er mit bangem Seufzen zu sich selber: Wohin kommt es noch weiter? wohin kommt es noch mit mir? So gieng er jetzt lange seufzend in der Stube hin und her. Endlich sagte er zur Frau: Bringe mir ein Jastpulver vom Scherer! Mein Geblüt wallt in mir, und macht mich unruhig. Ich will morgen zu Ader lassen, wenn es auf das Pulver nicht besser wird. Die Frau brachte ihm das Pulver. Er nahm es, und eine Weile darauf ward ihm wirklich leichter.

Vierundvierzigstes Kapitel.

Geschichte eines Menschenherzens während des Nachtmahls.

Da erzählte er der Frau, wie er heute mit gutem, versöhntem Herzen zur Kirche gegangen sei, wie er auch in seinem Stuhle Gott um Verzeihung seiner Sünden gebeten habe, aber da über die Predigt des Pfarrers toll geworden sei, und seither keinen guten Gedanken mehr habe hegen können; auch wie ihm erschreckliche und gräuliche Dinge während des Nachtmals zu Sinn gekommen seien. Ich konnte, so sagte er zur Frau, ich konnte während des Nachtmahls nicht beten und nicht seufzen. Mein Herz war mir wie ein Stein; und da mir der Pfarrer das Brot gab, so sah er mich an, daß es nicht auszusprechen war. Nein, ich kann es nicht aussprechen, aber auch nicht vergessen, wie er mich ansah. Wenn ein Richter einen armen Sünder dem Rad und dem Scheiterhaufen übergiebt, und eben über ihn den Stab bricht — er kann ihn nicht so ansehen. Vergessen kann ich es nicht, wie er mich ansah. Ein kalter Schweiß floß über meine Stirne, und meine Hand zitterte, da ich von ihm das Brot nahm. Und da ich es gegessen hatte, übernahm mich ein wüthender, schrecklicher Zorn über den Pfarrer, daß ich mit meinen Zähnen knirschte, und ihn nicht mehr ansehen durfte. Frau, ein Abscheulicheres stieg mir dann nach dem andern ins Herz. Ich erschrak über diese Gedanken, wie ich bei großen Wetterstrahlen erschrecke; aber ich konnte ihrer nicht los werden. Ich zitterte vor dem Taufstein*), daß ich den Kelch vor Schauer und Entsetzen fast

*) In Bonnal geben die Communikanten zum Taufstein, und empfangen da vom Pfarrer das Brot und von den Dorfvorgesetzten den Kelch.

nicht halten konnte. Da kam Joseph in zerrissenen Stiefeln, und schlug seine Schelmenaugen vor mir zu Boden. Und meine drei Thaler — wie es mir durch Leib und Seele schauderte, der Gedanke an meine drei Thaler! Dann kam Gertrud, hub ihre Augen gen Himmel und dann auf den Kelch, als ob sie mich nicht sähe, als ob ich nicht da wäre. Dann kam der Maurer, sah mich so wehmüthig an, als ob er aus tiefem Herzensgrunde zu mir sagen wollte: Verzeih mir, Vogt! — er, der mich, wenn er könnte, an den Galgen bringen würde. Dann kam auch Schabenmichel, blaß und erschrocken wie ich, und zitternd wie ich. Denke, Frau, wie mir bei dem Allem zu Muthe war. Ich fürchtete immer, auch Hans Wüst komme noch. Dann hätte ich es nicht ausgehalten; der Kelch wäre mir aus der Hand gefallen; ich selbst, ich würde gewiß zu Boden gesunken sein. Ich konnte mich fast nicht mehr auf den Füßen halten; und als ich in den Stuhl zurückkam, überfiel mich ein Zittern in meinen Gliedern, daß ich beim Singen das Buch nicht in den Händen halten konnte. Und bei Allem kam mir immer in den Sinn: Arner, Arner ist an all Diesem Schuld; und Zorn und Wuth und Rache tobten in meinem Herzen während der Stunde meines Dienstes. Woran ich in meinem Leben nie dachte, das kam mir während des Nachtmahls in den Sinn. Ich darf es fast nicht sagen; es schauert mir, es nur zu denken. Es kam mir in den Sinn, ich wolle ihm den großen Markstein auf dem Berg über den Felsen hinunterstürzen; es weiß den Markstein Niemand als ich.

Fünfundvierzigstes Kapitel.

Die Frau sagt ihrem Manne große Wahrheiten, aber viele Jahre zu spät.

Die Vögtin erschrak über diese Reden ihres Mannes heftig; sie wußte aber nicht, was sie sagen sollte, und schwieg, so lange er redete, ganz still. Jetzt schwiegen Beide eine Weile; endlich aber fieng die Vögtin wieder an, und sagte zu ihm: Es ist mir angst und bang wegen Allem, was du gesagt hast. Du mußt diesen Gesellen entsagen. Das Ding geht nicht gut, und wir werden älter.

Vogt. Du hast durchaus Recht; aber es ist gar nicht leicht.

Vögtin. Es mag schwer sein oder nicht, es muß sein; sie müssen dir vom Hals.

Vogt. Du weißt wohl, wie viel mich an sie bindet, und was sie wissen.

Vögtin. Du weißt noch viel mehr von ihnen. Sie sind Schelme, und dürfen Nichts sagen. Du mußt dich von ihnen losmachen.

Der Vogt seufzt, die Frau aber fährt fort: Sie fressen und saufen immer bei dir, und zahlen dich nicht; und wenn du besoffen bist, so lässest du dich noch von ihnen anführen wie ein Tropf. Denk doch um Gottes willen nur, wie es gestern mit dem Joseph gegangen ist. Ich habe dir — ach mein Gott, wie gut habe ich es gemeint! — rathen wollen; aber wie bist du mit mir umgegangen? Und ohne das sind auch gestern zwei Thaler aus deinem Kamisolsack weiter spaziert, und sind nicht einmal aufgeschrieben. Wie lange kann das noch gehen? Wenn du bei deinen schlimmen Händeln nachrechnest, was nebenhin gegangen ist, so hast du bei Allem verloren; und doch fährst du noch immer fort mit

diesen Leuten, und oft und viel nur um deines gottlosen Hochmuthes willen. Bald muß dir so ein Hund reden, was du willst, und bald ein anderer schweigen, wo du willst. Dafür fressen und saufen sie dann bei dir; und zum schönen Dank, wenn dich einer kann in eine Grube bringen, so thut er es. Ja vor Alters, da dich Alles fürchtete wie ein Schwert, da konntest du die Burschen in Ordnung halten; aber jetzt bist du ihrer nicht mehr Meister. Und zähle darauf, du bist ein verlorner Mann in deinen alten Tagen, wenn du dich von ihnen nicht los machst. Es steht so schlüpfrig um uns, als es nur sein kann. Sobald du weg bist, lachen und narren die Knechte, arbeiten nicht, und wollen nur saufen.

So sagte die Frau. Der Vogt aber antwortete auf Alles kein Wort, sondern saß stillschweigend und staunend vor ihr, da sie so redete. Endlich stand er auf, und gieng in den Garten, aus dem Garten in seine Brunnenmatte, aus dieser in den Pferdestall. Angst und Sorgen trieben ihn so umher; doch blieb er eine Weile im Pferdestall, und redete da mit sich selber:

Sechsundvierzigstes Kapitel.

Selbstgespräch eines Mannes, der mit seinem Nachdenken unglücklich weit kömmt.

Mehr als Recht hat die Frau; aber was will ich machen? Ich kann nicht helfen. Unmöglich kann ich mir aus Allem, worin ich stecke, heraushelfen. So sagte er, fluchte dann wieder auf Arner, als ob dieser ihm Alles auf den Hals gezogen, und dann auf den Pfarrer, daß er ihn auch noch in der Kirche rasend gemacht habe. Dann kam er wieder auf den Markstein, und sprach: Ich versetze ihn nicht, den verwünschten Stein; aber wenn es Jemand thäte, so würde der Junker um den dritten Theil seiner Waldung kommen. Dann wieder: Das ist ganz richtig! der achte und neunte obrigkeitliche Markstein würden ihm das Stück in gerader Linie wegschneiden. Aber behüte mich Gott davor, ich versetze keinen Markstein! Dann wieder: Wenn es auch kein rechter Markstein wäre? Er liegt da, wie seit der Sündfluth; er hat keine Nummer und kein Zeichen. Dann gieng er in die Stube, nahm sein Hausbuch, rechnete, schrieb, blätterte, that Papiere von einander, legte sie wieder zusammen, vergaß, was er gelesen, suchte wieder, was er eben geschrieben hatte, legte dann das Buch wieder in den Kasten, gieng die Stube auf und ab, und dachte und redete immer mit sich selber vom Markstein ohne Schloßzeichen und Nummer. „Sonst ist kein einziger Markstein ohne Zeichen. Was mir in Sinn kömmt! Ein alter Arner soll die obrigkeitliche Waldung so hart beschnitten haben. Wenn es auch hier wäre? Bei Gott, es ist hier! Es ist die unnatürlichste Krümmung in die obrigkeitlichen Grenzen hinein. Bei zwei Stunden geht sie sonst in geraderer Linie als hier, und der Stein hat kein Zeichen und die Scheidung keinen Graben. Wenn die Waldung der Obrigkeit gehörte, ich thäte dann nicht Unrecht; ich wäre treu am Landesherrn. Aber wenn ich mich irrte? Nein, ich versetze den Stein nicht! Ich müßte ihn umgraben; in der finstern Nacht müßte ich ihn einen starken Steinwurf weit auf der Ebene fortrücken bis an den Felsen, und er ist schwer. Er läßt sich nicht versenken wie ein Brunnquell. Am Tage würde man jeden Karststreich hören,

so nahe ist er an der Landstraße, und zu Nacht .... Ich darf nicht, ich würde vor jedem Geräusche erschrecken. Wenn ein Dachs daher schliche, oder ein Reh aufspränge, ich würde ohnmächtig bei der Arbeit hinsinken. Und wer weiß, ob nicht im Ernst ein Gespenst mich über der Arbeit ergreifen könnte? Es ist wahrlich unsicher des Nachts um die Marksteine, und es ist besser, ich lasse es bleiben."

Nach einer Weile sagte er dann wieder: Warum wohl so viele Leute weder Hölle noch Gespenster glauben? Der alte Schreiber glaubte von Allem kein Wort; und der Vikari — es ist bei Gott! nicht möglich, daß er Etwas geglaubt hat. Der Schreiber sagte es überlaut und wohl hundertmal zu mir: Wenn ich todt sein werde, da sei es mit mir aus wie mit meinem Hund oder mit meinem Roß. Er glaubte das, fürchtete sich vor Nichts, und that, was er wollte. Wenn er Recht gehabt hätte? Wenn ich es glauben könnte, wenn ich es hoffen dürfte, wenn ich es in mein Herz hinein bringen könnte, daß es wahr wäre — bei der ersten Jagd würde ich hinter den Gebüschen Arnern auflauern und ihn todtschießen; ich würde dem Pfaffen sein Haus abbrennen. Aber es ist vergebens; ich kann es nicht glauben, ich darf es nicht hoffen. — Es ist nicht wahr! Narren sind es, verirrte Narren, die es glauben, oder sie thun nur dergleichen. — O, o, es ist ein Gott! es ist ein Gott! — Markstein, Markstein, ich versetze dich nicht!

So redete der Mann und zitterte, und konnte dieser Gedanken nicht los werden. Entsetzen durchfuhr sein Innerstes. Er wollte sich selbst entfliehen, gieng auf die Straße, zum ersten besten Nachbar, sprach mit ihm über Wetter und Wind und von den Schnecken, die im Herbst vor drei Jahren den Roggen verdünnert hatten. Dann kam er nach einer Weile mit ein paar Durstigen wieder in sein Wirthshaus, gab ihnen zu trinken, daß sie blieben, nahm noch ein Jastpulver vom Scherer, und brachte so endlich den Tag des Herrn zu Ende.

Siebenundvierzigstes Kapitel.

Häusliche Sonntagsfreude.

Und nun verlasse ich dich eine Weile, Haus des Entsetzens! Mein Herz war mir schwer, mein Auge finster, meine Stirne umwölkt, und bang war es mir im Busen über deinen Gräueln. Nun verlasse ich dich eine Weile, Haus des Entsetzens. Mein Auge erheitert sich wieder, meine Stirne entwölkt sich, und mein Busen athmet wieder unbeklommen und frei. Ich nähere mich wieder einer Hütte, in welcher Menschlichkeit wohnt.

Da heute am Morgen Lienhard und seine Frau zur Kirche gegangen waren, saßen ihre Kinder fromm und still in der Wohnstube beisammen, beteten, sangen, und wiederholten, was sie in der Woche gelernt hatten; denn sie mußten Solches alle Sonntage des Abends der Gertrud wiederholen. Lise, das älteste, mußte allemal während der Kirche das kleine Gritteli versorgen, es aufnehmen, es trocknen, ihm seinen Brei geben, und das ist immer für Lise die größte Sonntagsfreude. Wenn sie das Kleine so aufnimmt und speist, so meint sie dann, sie sei auch schon groß. Wie sie dann die Mutter spielt, ihr nachäffet, das Kleine tausendmal herzt,

ihm nickt und lächelt; wie das Kleine ihr wieder entgegen lächelt, seine Hände zerwirft, und mit den Füßen zappelt auf ihrem Schoße; wie es seine Lise bald bei der Haube nimmt, bald bei den kleinen Zöpfen, bald bei der Nase; dann wie es über dem bunten Sonntagshalstuch J—ä, J—ä macht, und Niklas und Enne ihm J—ä antworten; wie dann das Kleine Kopf und Augen herumdreht, den Ton sucht, den Niklas erblickt, und auch gegen ihn lacht; wie Niklas dann zuspringt, und das lachende Schwesterlein herzt: das Alles ist schön! Wie dann Lise den Vorzug haben will, und Allem aufbietet, daß das Liebe gegen sie lache; auch wie sie für dasselbe Sorge trägt, und seinem Weinen zuvorkömmt; wie sie ihm Freude macht, es bald in die Höhe hebt bis an die Bühne (Decke), bald wieder gleich lustig und sorgfältig hinunterläßt bis an den Boden; wie dann das Gritteli bei diesem Spiele jauchzet, auch wie sie Hände und Kopf dem Kind in den Spiegel hinein drückt; und dann endlich, wie es beim Anblicke der Mutter weit hinunter in die Gasse jauchzet, wie es ihr entgegennickt und lächelt, wie es seine beiden Händchen nach ihr ausstreckt, und nach ihr hängend fast überwälzt auf des Schwesterleins Arm: das Alles ist wahrlich schön! Es ist die Morgenfreude der Kinder des Lienhards an den Sonntagen und an den heiligen Festen, und diese Freuden frommer Kinder sind wahrhaft schön vor dem Herrn, ihrem Gott. Er sieht mit Wohlgefallen auf die Unschuld der Kinder, wenn sie sich also ihres Lebens freuen, und er segnet sie, daß es ihnen wohl gehe ihr Lebenlang, wenn sie folgen und recht thun.

Gertrud war heute mit ihren Kindern zufrieden; denn sie hatten Alles in der Ordnung gethan, was ihnen befohlen war.

Es ist die größte Freude frommer Kinder auf Erden, wenn Vater und Mutter mit ihnen zufrieden sind.

Die Kinder der Gertrud genossen jetzt diese Freude. Sie drängten sich an den Schoß ihrer Eltern, riefen bald Vater, bald Mutter, suchten ihre Hände, hielten sich an ihren Armen, und sprangen an den Armen des Vaters und der Mutter an ihren Hals. Das war dem Lienhard und der Gertrud ein Labsal am Festtage des Herrn. So lange sie Mutter ist, ist es die Sonntagsfreude der Gertrud, die Freude über ihre Kinder und über ihre kindliche Sehnsucht nach Vater und Mutter. Darum sind ihre Kinder auch fromm und gut. Lienhard weinte heute, daß er so oft diese Freuden des Lebens sich selber entriß.

Die häuslichen Freuden des Menschen sind die schönsten der Erde, und die Freude der Eltern über ihre Kinder ist die heiligste Freude der Menschheit. Sie macht das Herz der Eltern fromm und gut; sie hebt die Menschheit empor zu ihrem Vater im Himmel. Darum segnet der Herr die Thränen solcher Freuden, und lohnet den Menschen jede Vatertreue und jede Mutterforge an ihren Kindern. Aber der Gottlose, der seine Kinder für Nichts achtet, dem sie eine Last sind und eine Bürde; der Gottlose, der in der Woche vor ihnen flieht, und am Sonntag sich vor ihnen verbirgt; der Gottlose, der Ruhe sucht vor ihrer Unschuld und ihrer Freude, und der sie nicht leiden kann, bis ihre Unschuld und ihr Frohsinn dahin ist, bis sie wie er erzogen sind: der Gottlose, der das thut, stößt den besten Segen der Erde mit Füßen von sich weg. Er wird auch keine Freude erleben an seinen Kindern, und keine Ruhe finden vor ihnen.

In der Freude ihres Herzens redeten Lienhard und Gertrud mit ihren Kindern am heiligen Festtage von dem guten Vater im Himmel und den Leiden ihres Erlösers. Die Kinder hörten still und aufmerksam zu, und die Mittagsstunde gieng schnell und froh vorüber, wie die Stunde eines Hochzeitfestes. Da läuteten die Glocken zusammen, und Lienhard und Gertrud giengen nochmals zur Kirche.

Der Weg führte sie wieder bei des Vogts Haus vorbei, und Lienhard sagte zu Gertrud: Der Vogt sah diesen Morgen in der Kirche erschrecklich aus; in meinem Leben sah ich ihn nie so. Der Schweiß tropfte von seiner Stirne, da er zudiente. Hast du es nicht bemerkt, Gertrud? Ich sah, daß er zitterte, da er mir den Kelch gab.

Gertrud. Ich habe es nicht bemerkt.

Lienhard. Es gieng mir ans Herz, wie der Mann aussah. Hätte ich es dürfen, Frau, ich hätte ihm überlaut zugerufen: Verzeihe mir, Vogt! Wenn ich ihm mit Etwas zeigen könnte, daß ich es nicht böse meine, ich würde es gerne thun.

Gertrud. Lohne dir Gott deine Gesinnungen, Lieber! Es ist recht, wenn du Anlaß hast, dieses zu thun; aber des Rudis hungernde Kinder und noch Andere schreien Rache über diesen Mann, und er wird dieser Rache gewiß nicht entrinnen.

Lienhard. Der Mann dauert mich; er ist höchst unglücklich. Ich sah schon lange mitten im Lärm seines Hauses, daß ihn nagende Unruhe plagt.

Gertrud. Mein Lieber, wer von einem stillen, eingezogenen, frommen Leben abläßt, dem kann es niemals wohl sein in seinem Herzen.

Lienhard. Wenn ich je Etwas in meinem Leben deutlich erfahren und gesehen habe, so ist es dieses: was immer die gewaltthätigen Anhänger des Vogts in seinem Haus rathschlagten, vornahmen, erschlichen oder erzwangen, Alles dieses machte sie nie eine Stunde zufrieden und ruhig.

Unter diesen Gesprächen kamen sie zur Kirche, und wurden da sehr von dem Eifer gerührt, mit welchem der Pfarrer über die Geschichte des Verräthers redete.

Achtundvierzigstes Kapitel.

Etwas von der Sünde.

Gertrud hatte das Gemurmel, das in den Weiberstühlen allgemein war: des Vogts Haus sei schon wieder voll von seinen Lumpen, auch gehört, und sagte es nach der Kirche dem Lienhard.

Dieser antwortete: Ich kann es doch fast nicht glauben — während der Kirche! an einem heiligen Tage!

Gertrud. Es ist freilich erschrecklich; aber die Verwicklungen eines gottlosen Lebens führen zu Allem, auch zu dem Abscheulichsten.

Lienhard seufzt; Gertrud fährt fort:

Ich erinnere mich, so lang ich lebe, an das Bild, das unser selige Pfarrer von der Sünde machte, da er uns das letzte Mal zum heiligen Nachtmahle vorbereitete. Er verglich sie mit einem See, der bei anhaltendem Regen nach und nach anschwillt. Das Steigen des Sees, sagte er, ist immer unmerklich; aber es nimmt doch alle Tage und alle Stunden zu. Der See wird immer höher und höher, und die Gefahr wird gleich groß, als wenn er plötzlich und mit Sturm so anschwellte. Darum geht der Vernünftige und Erfahrne im Anfange zu den Wehren und Dämmen, sie zu besichtigen, ob sie dem Ausbruch zu steuern in Ordnung sind. Der Unerfahrne, Unweise aber achtet das Steigen des Sees nicht, bis die Dämme zerrissen, bis Felder

und Wiesen verwüstet sind, und bis die Sturmglocke dem Lande aufbietet, der Verheerung zu wehren. So, sagte er, sei es mit der Sünde und dem Verderben, das sie anrichte.

Ich bin noch nicht alt, aber ich habe es doch schon hundertmal erfahren, daß der redliche Seelsorger Recht hatte, und daß ein Jeder, der in irgend einer Sünde anhaltend fortwandelt, sein Herz so verhärtet, daß er das Steigen ihrer Gräuel nicht mehr achtet, bis Verheerung und Entsetzen ihn aus dem Schlafe weckt.

Neunundvierzigstes Kapitel.

Kindercharakter und Kinderlehren.

Unter diesen Gesprächen kamen sie aus der Kirche wieder in ihre Hütte, und die Kinder alle liefen dem Vater und der Mutter die Stiege hinunter entgegen, riefen und baten, sobald sie sie sahen: Wir wollen doch geschwind wiederholen, was wir diese Woche gelernt haben. Komm doch geschwind, Mutter, daß wir bald fertig werden.

Gertrud. Warum so eifrig heute, ihr Lieben? warum thut es so Noth?

Kinder. Ja wir dürfen dann, Mutter, wenn wir es können, mit dem Abendbrot — gelt, Mutter, wir dürfen? Du hast es uns gestern versprochen.

Mutter. Ich will gerne sehen, wie ihr das könnet, was ihr gelernt habet.

Kinder. Aber, Mutter, wir dürfen dann?

Mutter. Ja, wenn ihr fertig sein werdet.

Die Kinder freuten sich herzlich, und wiederholten, was sie in der Woche gelernt hatten, geschwind und gut. Da gab die Mutter ihnen ihr Abendbrot und zwei Schüsseln Milch, von der sie, weil es Fasttag war, den Rahm nicht abgenommen hatte. Sie nahm jetzt auch das Gritteli an ihre Brust, und hörte mit Herzensfreude zu, wie die Kinder während des Essens einander erzählten, wem sie ihr Abendbrot geben wollten. Keines aß einen Mundvoll von seinem Brot; Keines that ein Bröcklein davon in die Milch, und Jedes freute sich über sein Brot, zeigte es dem Andern, und Jedes wollte, sein Stück sei das größte. Jetzt waren sie fertig mit ihrer Milch, das Brot lag noch neben der Mutter. Niklas schlich zu ihr hin, nahm ihr die Hand, und sagte: Du giebst mir doch auch noch einen Mundvoll Brot für mich, Mutter?

Mutter. Du hast ja schon, Niklas.

Niklas. Ich muß es ja dem Rudeli geben.

Mutter. Ich habe dir es nicht befohlen; du darfst es essen, wenn du willst.

Niklas. Nein, ich will es nicht essen; aber du giebst mir doch einen Mundvoll?

Mutter. Nein, gewiß nicht.

Niklas. Ei, warum nicht?

Mutter. Damit du nicht meinest, man müsse erst, wenn man den Bauch voll hat, und Nichts mehr mag, an die Armen denken.

Niklas. Ist es darum, Mutter?

Mutter. Aber giebst du es ihm jetzt doch ganz?

Niklas. Ja Mutter, gewiß, gewiß. Ich

weiß, er hungert entsetzlich, und wir essen um sechs Uhr zu Nacht.

Mutter. Und, Niklas, ich denke, er bekomme dann auch Nichts.

Niklas. Ja, weiß Gott, Mutter, er bekömmt gewiß Nichts zu Nacht.

Mutter. Ja, das Elend der Armen ist groß, und man muß grausam und hart sein, wenn man das, was man kann, nicht gerne an sich selbst und an seinem eigenen Munde erspart, um ihnen dafür ihre große Noth zu erleichtern.

Thränen stehen dem Niklas in den Augen. Die Mutter frägt sodann auch noch die andern Kinder.

Mutter. Lise, giebst du das Deine auch ganz weg?

Lise. Ja gewiß, Mutter.

Mutter. Und du, Enne, du auch?

Enne. Ja freilich, Mutter.

Mutter. Und du auch, Jonas?

Jonas. Das denke ich, Mutter.

Mutter. Nun das ist brav, Kinder; aber wie wollet ihr es jetzt auch anstellen? Es hat Alles so seine Ordnung, und wenn man es noch so gut meint, so kann man Etwas doch unrecht anstellen. Niklas, wie willst du es machen mit dem Brot?

Niklas. Ich will laufen, was ich vermag, und ihm rufen, dem Rudeli. Ich stecke es nur nicht in den Sack, damit er es geschwind kriege. Laß mich doch jetzt gehen, Mutter.

Mutter. Warte noch ein wenig, Niklas. Und du Lise, wie willst du es machen?

Lise. Ich will es nicht so machen, wie der Niklas. Ich winke dem Betheli in eine Ecke; ich verstecke das Brot da unter meine Schürze, und gebe es ihm, daß es Niemand siehet, nicht einmal sein Vater.

Mutter. Und du, Enne, wie willst du es machen?

Enne. Weiß ich es, wie ich den Heireli antreffen werde? Ich werde es ihm geben, wie es mir kommen wird.

Mutter. Und du, Jonas, du kleiner Schelm, du hast Tücke im Sinn; wie willst du es machen?

Jonas. In den Mund stecke ich ihm mein Brot, Mutter, wie du mir es machst, wenn du lustig bist. Den Mund auf und die Augen zu! sage ich ihm; dann lege ich es ihm zwischen die Zähne. Es wird lachen; gelt, Mutter, es wird lachen?

Mutter. Das ist Alles recht, Kinder; aber ich muß euch doch Etwas sagen. Ihr müsset das Brot den Kindern still und allein geben, daß es Niemand sehe, damit man nicht meine, ihr wollet groß thun.

Niklas. Potz Tausend, Mutter! so muß ich mein Brot auch in den Sack thun?

Mutter. Das versteht sich, Niklas.

Lise. Ich habe mir das wohl eingebildet, Mutter, und sagte es vorher, ich wollte es nicht so machen.

Mutter. Du bist immer das allerwitzigste, Lise. Ich habe nur vergessen, dich dafür zu rühmen; du thust also recht wohl, daß du mich selbst daran erinnerst.

Lise erröthete und schwieg, und die Mutter sagte zu den Kindern: Ihr könnet jetzt gehen, aber denket an das, was ich euch gesagt habe.

Die Kinder gehen. Niklas läuft und springt, was er vermag, zu des Rudis Hütte hinunter; aber dieser ist nicht auf der Gasse. Niklas hustet, räuspert sich, ruft, aber vergebens; er kömmt nicht herunter und nicht ans Fenster. Da sagte er zu sich selber: Was soll ich jetzt machen? Gehe ich zu ihm in die Stube? Ich sollte es ihm aber allein geben. Ich will doch hineingehen und ihm nur sagen, er soll herauskommen auf die Gasse.

Der Rudeli saß eben mit seinem Vater und seinen Geschwistern bei dem offenen Sarge der lieben gestorbenen Großmutter, die man in ein

paar Stunden begraben sollte, und der Vater und die Kinder redeten alle mit Thränen von der großen Treue und Liebe, die die Verstorbene ihnen im Leben erzeigt hatte. Sie weinten über ihren letzten Kummer wegen der Erdäpfel, und versprachen vor dem offenen Sarge dem lieben Gott im Himmel, in keiner Noth, auch wenn sie noch so sehr hungern würden, irgend einem Menschen mehr Etwas zu stehlen.

Eben jetzt öffnet Niklas die Thüre, sieht die Gestorbene, erschrickt, und läuft wieder aus der Stube. Der Rudi aber, der ihn sieht, denkt, der Lienhard wollte ihm Etwas sagen lassen, läuft dem Knaben nach, und fragt ihn, was er wolle. Nichts, Nichts, antwortete Niklas, nur zu dem Rudeli habe ich gehen wollen; aber er betet jetzt.

Rudi. Das macht Nichts, wenn du zu ihm willst.

Niklas. Laß ihn doch nur ein wenig zu mir auf die Gasse.

Rudi. Es ist ja so kalt, und er geht nicht gerne von der Großmutter weg. Komm doch zu ihm in die Stube.

Niklas. Ich mag nicht hinein, Rudi; laß ihn doch nur einen Augenblick zu mir herauskommen.

Ich mag es wohl leiden, antwortete der Rudi, und geht zurück nach der Stube. Niklas geht ihm nach bis an die Thüre, und ruft dem Rudeli: Komm doch einen Augenblick zu mir heraus!

Rudeli. Ich mag jetzt nicht auf die Gasse, Niklas. Ich bin jetzt lieber bei der Großmutter; man nimmt sie mir bald weg.

Niklas. Komm doch nur einen Augenblick.

Rudi. Geh doch, und sieh, was er will.

Der Rudeli geht hinaus; der Niklas nimmt ihn bei dem Arm, und sagt: Komm, ich muß dir Etwas sagen, führt ihn in eine Ecke, steckt ihm sein Brot geschwind in den Sack, und läuft davon. Der Rudeli dankt, und ruft ihm nach: Danke doch auch deinem Vater und deiner Mutter. Niklas kehrte sich um, deutet ihm mit den Händen, daß er doch schweige, und sagt: Es muß es Niemand wissen; und läuft wie ein Pfeil davon.

Fünfzigstes Kapitel.

Unarten und böse Gewohnheiten verderben dem Menschen auch die angenehmen Stunden, in denen er etwas Gutes thut.

Lise geht indessen allgemach in ihrem Schritt ins obere Dorf zu des Reuti-Marxen Betheli. Dieses stand eben am Fenster. Lise winkt ihm, und das Betheli schleicht aus der Stube zu ihm heraus; der Vater aber, der es merkt, schleicht ihm nach, und versteckt sich hinter das Tennthor. Die Kinder vor dem Tennthor denken an keinen Vater, und schwatzen nach Herzenslust.

Lise. Du, Betheli, ich habe dir da Brot.

Betheli. (zitternd die Hand darnach ausstreckend) Du bist gut, Lise, es hungert mich; aber warum bringst du mir jetzt Brot?

Lise. Weil du mir lieb bist, Betheli. Wir haben jetzt genug Brot; mein Vater muß die Kirche bauen.

Betheli. Der meinige auch.

Lise. Ja, aber der deinige ist nur Handlanger.

Betheli. Das ist gleichviel, wenn es nur Brot giebt.

Lise. Habt ihr großen Hunger leiden müssen?

Betheli. Ach, wenn es nur jetzt besser wird!

Lise. Was habt ihr zu Mittag gehabt?

Betheli. Ich darf es dir nicht sagen.

Lise. Warum nicht?

Betheli. Wenn es der Vater erfahren würde, er würde mir . . . . .

Lise. Ich würde es ihm gewiß gleich sagen?

Das Betheli nimmt nun ein Stück ungekochte, weiße Rüben aus dem Sack, und sagt: Da siehe!

Lise. Herr Jesus! sonst Nichts?

Betheli. Nein, weiß Gott, jetzt schon zwei Tage lang.

Lise. Und du darfst es Niemanden sagen, und Niemanden um etwas bitten?

Betheli. Ja, wenn er nur wüßte, was ich dir gesagt habe, es würde mir schön gehen.

Lise. Iß doch das Brot, ehe du wieder hinein mußt.

Betheli. Ja, ich will; ich muß bald wieder hinein, sonst fehlt es.

Es fängt an zu essen, und eben öffnet der fromme Marx ab der Reuti das kleinere Tennthürlein, und sagt: Was issest du da, mein Kind? Sein Kind worget und schluckt, über den lieben Vater ganz erschrocken, den ungekauten Mundvoll hinunter, und sagt: Nichts, Nichts, Vater.

Marx. Ja Nichts, wart' nur! Und du, Lise . . . es ist mir kein Gefallen, wenn man meinen Kindern im Geheimen Brot giebt, damit sie erzählen, was man im Hause esse oder trinke, und dabei so gottlos lügen. — Du gottloses Betheli! aßen wir nicht einen Eierkuchen zu Mittag?

Lise zieht jetzt so geschwind wieder ab, als es allgemach daher gekommen war; das Betheli aber nimmt der liebe Vater mit wildem, zornigem Blick am Arme in die Stube, und Lise hört es weit vom Hause weg noch schreien.

Enne trifft den Heireli unter seiner Hausthüre an, und sagt ihm: Willst du Brot?

Heireli. Ja, wenn du hast.

Enne giebt es ihm; er dankt und ißt, und Enne geht wieder fort.

Der Jonas schlich um des Schabenmichels Haus herum, bis Bäbeli ihn sah, und herab kam.

Bäbeli. Was machst du da, Jonas?

Jonas. Ich möchte gerne etwas Lustiges machen.

Bäbeli. Ich will mich mit dir lustig machen, Jonas.

Jonas. Willst du thun, was ich will, Bäbeli? Es geht dann gewiß lustig.

Bäbeli. Was willst du denn machen?

Jonas. Du mußt den Mund aufthun und die Augen zu.

Bäbeli. Jä, du thust mir etwas Garstiges in den Mund.

Jonas. Nein, das thue ich dir nicht, Bäbeli, bei meiner Treue nicht!

Bäbeli. Nu — aber sieh, wenn du mich anführst!

Es thut den Mund auf und die Augen nur halb zu.

Jonas. Recht zu mit den Augen! sonst gilt es nicht.

Bäbeli. Ja; aber wenn du ein Schelm bist. . . .

Es thut jetzt die Augen ganz zu. Flugs schiebt ihm Jonas das Brot in den Mund, und läuft fort. Das Bäbeli aber nimmt das Brot aus dem Mund, und sagt: Das ist lustig! sitzt dann nieder und ißt.

Einundfünfzigstes Kapitel.

Es kann keinem Menschen in den Sinn kommen, was für gute Folgen auch die kleinste gute Handlung haben kann.

Sein Vater Michel sieht das Spiel der Kinder vom Fenster, und erkennt des Lienhards Jonas, und es geht ihm ein Stich ins Herz. — Was ich für ein Satan bin! sagte er zu sich selber. Ich verkaufe mich dem Vogt zum Verräther wider den Maurer, der mir Brot zeigt und Verdienst; und jetzt muß ich noch sehen, daß dieser Kleine ein Herz hat wie ein Engel. Nein, ich kann diesen Leuten nichts Böses thun. Der Vogt ist mir seit gestern ein Gräuel. Ich kann es nicht vergessen, wie er aussah, da er mir den Kelch gab. So sagte der Mann, und blieb den ganzen Abend in ernsten Betrachtungen über sein Leben bei Hause.

Die Kinder Lienhards waren jetzt auch wieder bei Hause, und erzählten dem Vater und der Mutter, wie es ihnen gegangen war. Sie waren alle sehr munter; nur Lise allein war es nicht, obgleich sie sich zwang, fröhlich zu scheinen, und mit viel Worten erzählte, wie sie das Betheli so herzlich erfreuet habe.

Mutter. Es ist dir gewiß Etwas begegnet, Lise.

Lise. Nein, es ist mir gewiß Nichts begegnet, und es hat ihm gewiß Freude gemacht.

Die Mutter fragte jetzt nicht weiter, sondern betete mit ihren Kindern, gab ihnen ihr Nachtessen, und begleitete sie zur Ruhe. Gertrud und Lienhard lasen noch eine Stunde in ihrer Bibel, und redeten mit einander von dem, was sie lasen. Und es war ihnen herzinniglich wohl am Abend des heiligen Festes.

Zweiundfünfzigstes Kapitel.

Am Morgen sehr früh ist viel zu spät für das, was man am Abend vorher hätte thun sollen.

Am Morgen aber sehr früh, sobald der Maurer erwachte, hörte er Jemanden ihm vor dem Fenster rufen. Er stand alsobald auf, und öffnete die Thüre. Es war Flink, der Harschier aus dem Schloß. Er grüßte den Maurer, und sagte: Maurer, ich hätte dir schon gestern den Befehl bringen sollen, daß man ungesäumt heute mit dem Steinbrechen anfangen solle.

Maurer. So viel ich gehört habe, hat der Vogt den Arbeitern befohlen, heute ins Schloß zu gehen. Doch, es ist noch früh. Ich denke, sie werden noch nicht fort sein; ich will es ihnen sagen.

Da rief er dem Lenk, der in der Nähe wohnte, vor seinem Fenster; aber es antwortete Niemand. Nach einer Weile kam Killer, der mit ihm unter einem Dache wohnte, hervor, und sagte: Der Lenk ist bei einer halben Stunde schon fort mit den Andern ins Schloß. Der Vogt hat ihnen gestern nach dem Nachtessen noch sagen lassen, daß sie unfehlbar vor vier Uhr fort sollen, weil er auf den Mittag wieder daheim sein müsse.

Der Harschier war sehr betroffen über diesen Bericht, und sagte: Das ist verflucht!

Maurer. Aber was ist zu machen?

Flink. Kann ich sie vielleicht noch einholen?

Maurer. Auf des Martis Hügel siehst du sie ja auf eine halbe Stunde weit; da kannst du sie, je nachdem der Wind geht, zurückrufen, so weit du sie siehst.

Dieser säumt jetzt nicht, läuft schnell auf den Hügel, ruft, pfeift und schreit, was er aus dem Halse vermag; aber vergebens. Sie hören ihn nicht, gehen ihres Weges fort, und sind ihm bald aus den Augen.

Der Vogt aber, der noch nicht so weit entfernt war, hörte das Rufen vom Hügel, kehrte sich um, erkannte an dem im Morgenstrahle der Sonne glänzenden Gewehre den Harschier, und wunderte sich, was er wolle. Er gieng daher zurück und der Harschier ihm entgegen. Dieser erzählte ihm jetzt, wie er gestern bis zum Sterben Kopfweh gehabt, und versäumt habe, dem Maurer anzusagen, daß man schon heute mit dem Steinbrechen anfangen müsse.

Dreiundfünfzigstes Kapitel.

Je fehlerhafter der Mensch ist, desto unverschämter begegnet er denen, die auch fehlen.

Vogt. Du vermaledeiter Schlingel! was du für Streiche machst!

Flink. Es wird so gar übel nicht sein. Wie habe ich, zum Teufel! wissen können, daß die Kerls alle vor Tage zum Dorf hinaus fliegen werden? Hast du es ihnen befohlen?

Vogt. Ja eben, du Hund! Ich muß jetzt vielleicht deinen Fehler ausfressen.

Flink. Ich werde auch kaum leer davon kommen.

Vogt. Es ist verflucht!

Flink. Das war genau auch mein Wort, da ich hörte, daß sie fort seien.

Vogt. Ich mag jetzt nicht spaßen, Schlingel!

Flink. Ich eben auch nicht; aber was machen?

Vogt. Du Narr, nachdenken.

Flink. Es ist eine halbe Stunde zu spät für meinen Kopf.

Vogt. Wart, man muß nur nie verzagt sein. Es fällt mir Etwas ein. Sag du nur keck und mit Ernst, du habest den Befehl am Abend der Frau oder einem Kinde des Maurers gesagt. Sie richten wider dich Nichts aus, wenn du mit Ernst daran setzest.

Flink. Mit dem habe ich Nichts zu thun; es könnte fehlen.

Vogt. Nein, es könnte nicht fehlen, wenn

du daran setzen würdest. Aber bei mehrerem Nachdenken fällt mir Etwas ein, das noch besser ist.

Flink. Was denn?

Vogt. Du mußt zurücklaufen zum Maurer, dich grämen und jammern, und sagen, es könne dir übel gehen, daß du den Befehl versäumt habest; aber er könne dir mit einem einzigen guten Worte aus Allem helfen, wenn er nur etwa einmal dem Junker sage: er habe den Zettel am Sonntag empfangen, und aus Mißverstand, da es heiliger Abend gewesen sei, es ihnen erst heute ansagen wollen. Das schadet dem Maurer kein Haar, und thut er es, so ist vollkommen geholfen.

Flink. Du hast Recht; ich glaube, das würde angehen.

Vogt. Es fehlt gewiß nicht.

Flink. Ich muß gehen, ich habe noch Briefe. Aber ich will doch noch diesen Morgen zum Maurer gehen. Behüte dich Gott, Vogt. (Er geht).

Der Vogt, der nun allein war, sagte zu sich selber: Ich erzähle es einmal jetzt, so wie abgeredet, im Schloß. Fehlt es dann, so sage ich, der Harschier habe mir es so erzählt.

Vierundfünfzigstes Kapitel.

Armer Leute unnöthige Arbeit.

Indessen kamen die Taglöhner zum Schloß, setzten sich auf die Bänke bei der Scheune, und warteten da, bis Jemand sie rufen, oder bis der Vogt kommen würde, der ihnen versprochen hatte, alsobald nachzukommen. Als aber der Hausknecht vom Schlosse sie bei der Scheune sah, gieng er zu ihnen hinunter, und sagte: Warum seid ihr da, Nachbarn? Unser Herr glaubt, ihr seid an der Arbeit, beim Kirchbau. Die Männer antworteten, der Untervogt habe ihnen befohlen, hieher zu kommen, um dem Junker für die Arbeit zu danken. Das war nicht nöthig, erwiederte Klaus; er wird euch auch nicht viel darauf halten. Aber ich will euch melden. Der Hausknecht meldete die Männer. Der Junker ließ sie sogleich vor sich kommen, und fragte sie freundlich, was sie wollten. Nachdem sie es gesagt, und mit Mühe und Arbeit Etwas davon gestammelt hatten, daß sie danken wollten, sagte der Junker: Wer hat euch befohlen, deßwegen hieher zu kommen? Der Untervogt, antworteten die Männer, und wollten noch einmal danken. Das ist wider meinen Willen geschehen, sagte Arner. Geht jetzt in Gottes Namen, und seid fleißig und treu; dann freut es mich, wenn der Verdienst diesem oder jenem unter euch aufhelfen kann. Saget dem Meister, daß man noch heute mit dem Steinbrechen anfangen müsse.

Da giengen die Männer wieder heim.

Fünfundfünfzigstes Kapitel.

Ein Heuchler macht sich einen Schelm zum Freunde.

Und in ihrem Heimgehen sagte Einer zum Andern: Das ist doch ein herzguter Herr, der junge Junker. Der alte wäre es auch gewesen, wenn er nicht auf hunderterlei Art betrogen und hintergangen worden wäre, sagten die ältern Männer alle aus Einem Munde.

Ä b i. Mein Vater hat es tausend mal gesagt, wie er in der Jugend so gewesen, und es geblieben sei, bis er endlich ganz am Vogt den Narren gefressen habe.

L e e m a n n. Da war es aus mit des Herrn Güte; sie träufelte nur in des Vogts Kiste, und der führte ihn wie einen Polnischen Bären am Seile, wohin er wollte.

L e n k. Was er für ein Hund ist, daß er uns jetzt so ohne Befehl im Feld herumsprengt, und noch dazu allein läßt!

K i e n a s t. Das ist so sein Brauch.

L e n k. Aber ein Hundsbrauch!

Ja, der Herr Untervogt ist doch ein braver Mann; unser einer kann eben nicht Alles wissen, was vorfällt, antwortete der Kriecher fast so laut, als er konnte; denn er sah, daß der Untervogt im Hohlwege still daher schlich, und nahe bei ihnen war.

Der Teufel! du magst ihn wohl rühmen. Ich rühme jetzt den Junker, sagte Lenk auch ganz laut; denn er sah den Vogt nicht im Hohlwege.

Dieser tritt jetzt aber, indem er das sagte, außer den Hag, grüßt die Nachbarn, und fragt dann den Lenk: Warum rühmst du den Junker so mächtig?

Der Lenk antwortete betroffen: Ha, wir redeten da mit einander, wie er so liebreich und freundlich war.

V o g t. Das war aber doch nicht Alles.

L e n k. Ich weiß einmal nichts Anderes.

K r i e c h e r. Das ist nicht schön, Lenk, wenn man so in seinen Worten zurückgeht. Er war aber nicht allein, Herr Untervogt, es murrten da Etliche, daß ihr sie allein gelassen habet; ich sagte aber, unser einer könne ja nicht wissen, was so einem Herrn allemal vorfalle. Auf dieses hin sagte der Lenk, ich möge wohl den Vogt rühmen, er einmal rühme jetzt den Junker.

Aha, mit mir hast du also den Junker verglichen, sagte der Vogt, und lachte laut.

Er hat es eben doch nicht so gemeint, wie man es ihm jetzt aufnimmt, sagen etliche Männer, schütteln die Köpfe, und murren über den Kriecher. Es hat gar Nichts zu bedeuten, und ist nichts Böses. Es ist ein altes Sprüchwort: „Weß Brot ich eß', deß Lied ich sing',“ sagt jetzt der Vogt, drückt dem Kriecher die Hand, redet aber Nichts weiter hievon, sondern fragt die Mäuner, ob Arner zornig gewesen sei.

Nein, gar nicht, antworteten die Männer; er sagte nur, wir sollten heim eilen, und ungesäumt noch heute an die Arbeit gehen.

Berichtet das dem Maurer, und saget ihm, ich lasse ihn grüßen, und es habe mit dem Mißverstand Nichts zu bedeuten, sagte ihnen der Vogt, gieng seines Weges, und auch die Männer giengen den ihrigen.

Der Harschier aber war schon längst bei dem Maurer, und bat ihn, und flehte, er solle

doch sagen, er habe den Befehl am Sonntag erhalten.

Der Maurer wollte dem Vogt und dem Harschier gerne gefällig sein, und redete mit seiner Frau.

Ich fürchte Alles, was krumm ist, antwortete die Frau; und ich wette, der Vogt hat sich jetzt schon damit entschuldiget. Mich dünkt, wenn der Junker dich fragt, so müsseſt du ihm die Wahrheit sagen; wenn aber, wie es auch sein kann, der Sache Niemand mehr nachfragt, so könneſt du es gelten lassen, wie sie es machen, indem das Niemanden weiter schadet.

Lienhard sagte hierauf dem Harschier diese Meinung, und indessen kamen die Männer von Arnburg zurück.

Maurer. Ihr seid geschwind wieder da.

Die Männer. Wir hätten den Gang ersparen können.

Maurer. War er erzürnt wegen dieses Versehens?

Die Männer. Nein, gar nicht. Er war gar freundlich und liebreich, und sagte uns, daß wir heim eilen, und noch heute an die Arbeit gehen sollten.

Flink. Da siehst du jetzt selbst, daß es für dich Nichts zu bedeuten hat. Für mich ist es etwas ganz Anderes, und auch für den Vogt.

Ja, unterbricht sie der ehrliche Hübelrudi; dieser Anlaß, da gerade vom Vogt die Rede ist, mahnt mich, dir Etwas zu sagen; ich hätte es fast vergessen. Der Vogt läßt dich grüßen und dir bemerken, es habe mit dem Mißverständniß gar Nichts zu bedeuten.

Lienhard. Ist er schon beim Junker gewesen, da ihr ihn antrafet?

Die Männer. Nein, wir trafen ihn auf dem Weg zu ihm an.

Lienhard. Er weiß also Nichts, als was ihr ihm sagtet, und was ich jetzt auch weiß?

Die Männer. Es kann nicht wohl anders sein.

Flink. Du bleibst doch bei deinem Versprechen?

Der Maurer. Ja, aber ganz wie ich es gesagt habe.

Jetzt befahl der Maurer den Männern, noch bei Zeiten an der Arbeit zu sein, und rüstete noch einige Werkzeuge. Und nachdem er gegessen, gieng er mit den Männern das erste Mal an die Arbeit.

Wolle sie dir Gott segnen! sagte ihm Gertrud, da er gieng. Wolle sie ihm Gott segnen! muß ich wohl auch sagen, da er geht.

Sechsundfünfzigstes Kapitel.

Es wird Ernst, der Vogt muß nicht mehr Wirth sein.

Da der Vogt ins Schloß kam, ließ ihn Arner lange warten; endlich kam er heraus auf die Laube, und fragte ihn mit Unwillen: Was ist das, warum hießeſt du heute die Leute alle ins Schloß kommen, ohne Befehl?

Ich glaubte, es wäre meine Pflicht, den Männern zu rathen, Euer Gnaden für die Arbeit zu danken, antwortete der Vogt.

Arner erwiederte: Deine Pflicht ist, zu thun, was mir und meinen Untergebenen nützlich ist, und was ich dir befehle; aber gar nicht, arme Leute im Felde herumzusprengen, und sie Com-

plimente zu lehren, die nichts nützen, und die ich nicht suche. Das aber, warum ich dich habe hieher kommen lassen, ist, dir zu sagen, daß ich die Vogtsstelle nicht länger in einem Wirthshause lasse.

Der Vogt erblaßte, zitterte, und wußte nicht, was er antworten wollte; denn er hatte Nichts weniger als einen so plötzlichen Entschluß erwartet.

Arner fuhr fort: Ich will dir die Wahl lassen, welches von beiden du lieber bleiben willst; aber in vierzehn Tagen will ich deinen Entschluß wissen.

Der Vogt hatte sich wieder etwas erholt, und dankte stammelnd für die Bedenkzeit.

Arner erwiederte: Ich übereile Niemanden gern, und ich suche dich nicht zu unterdrücken, alter Mann; aber diese zwei Berufe schicken sich nicht zusammen.

Diese Güte Arners machte dem Vogte Muth. Er antwortete: Es haben doch bisher alle Vögte Ihrer Herrschaft gewirthet, und in allen Landen unsers Fürsten ist das eine allgemeine Sitte.

Arner aber war kurz, und sagte: Du hast jetzt meine Meinung gehört! nimmt dann den Taschenkalender, und sagt ferner: Heute ist der zwanzigste März, und in vierzehn Tagen wird der dritte April sein. Also auf den dritten April erwarte ich deine Antwort; weiter habe ich dermalen Nichts zu sagen. Arner zeichnete noch den Tag in seinen Kalender, und gieng dann in seine Stube.

Siebenundfünfzigstes Kapitel.

Wie er sich geberdet.

Bange und beklemmt in seinem Herzen gieng der Vogt auch fort. Dieser Schlag hatte ihn so verwirrt, daß er die Leute, neben denen er durch die Laube und die Stiege hinunter vorbeigieng, nicht sah und nicht kannte. So, fast seiner selber nicht bewußt, kam er bis unten an die Schloßhalde zum alten, dickstämmigen Nußbaum. Da stand er dann wieder still, und sagte zu sich selber: Ich muß Athem holen. Wie mir das Herz klopft! Ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht. Ohne einzutreten in eine Klage, ohne Etwas gegen mich zu beweisen, bloß weil es ihm so beliebt, soll ich nicht Vogt sein oder nicht Wirth. Das ist über alle Grenzen! Kann er mich dazu zwingen? Ich glaube es nicht. Den Mantel kann er mir ohne Klage nicht nehmen, und das Wirthsrecht ist gekauft. Aber wenn er sucht, wenn er öffentlich Klage sucht, er findet, was er will. Von allen den verdammten Buben, denen ich diente, ist mir keiner, kein einziger treu*). Was soll ich jetzt machen? Vierzehn Tage sind endlich immer Etwas. In so viel Zeit habe ich oft Vieles in Ordnung gebracht. Wenn mir nur der Muth nicht entfällt. Alles kommt nur von dem Maurer. Kann ich den verderben, so fehlt es nicht, ich finde Auswege aus Allem. Aber wie mir so schwach und blöde ist! — Er nimmt eine Branntweinflasche aus dem Sack, kehrt sich gegen den Schatten des Baumes, braucht sein Hausmittel, und trinkt einen Schoppen auf einmal hinunter. — Einen Dieben oder einen Mörder, welchem Steckbriefe nachjagen, erquickt

*) Warum doch? rathet Kinder!

der erste Trunk Wasser, den er auf dem erlaufenen Boden der Freiheit trinkt, nicht stärker, als die Branntweinflasche den Vogt bei seinen Ränken erquickt. Er fühlt sich jetzt wieder besser, und mit seinen Kräften wächst auch wieder der Muth des Verbrechers. Das hat mich mächtig erfrischt! sagte er zu sich selber; und stellte sich wieder wie ein Mann, der Herz hat, und den Kopf hoch trägt. Vor einer Weile, sagte er, glaubte ich eben noch, sie werden mich vor dem Abendbrot fressen; jetzt ist mir wieder, als ob ich das Mäurerlein und selber den Arner da, den gnädigen Buben, mit dem kleinen Finger zusammendrücke, daß sie jauchzen wie solche, die man bei den Ohren in die Höhe zieht. Gut war es, daß ich meine Flasche nicht vergessen hatte. Aber was ich auch für ein Kerl wäre ohne sie!

So redete der Vogt mit sich selber. Der Schrecken war nun völlig seinem Zorn, seinem Stolz und seiner Branntweinflasche gewichen. Er gieng wieder so hochmüthig und so feindselig einher, als er je that. Er nickte den Leuten auf dem Felde, die ihn grüßten, vogtrichterlich stolz nur so ein wenig zu. Er trug seinen knotigen Stock so gebieterisch in der Hand, als ob er im Lande mehr zu befehlen hätte als zehn Arner. Er hieng sein Maul wie eine alte Stute, und machte Augen so groß und so rund, man sagt bei uns wie Pflugsrädlein. So gieng der Tropf einher, zu einer Zeit, da er so wenig Ursache hatte.

Achtundfünfzigstes Kapitel.

Wer bei ihm war.

Neben ihm gieng sein großer Türk, ein Hund, der auf einen Wink des Vogts die großen, weißen Zähne gegen Jedermann zeigte, auf einen andern aber seinen Mann auf Leib und Leben packte. Dieser große Türk, der weit und breit der Schrecken des armen, lumpigen Mannes so gut war, als sein Meister der Schrecken aller armen, gedrückten Miethlinge und Schuldner in der ganzen Herrschaft ist — dieser gewaltige Türk gieng neben dem Vogt gleich gravitätisch daher; aber ich darf nicht sagen, was mir auf der Zunge liegt. Doch ist ganz gewiß, daß der Vogt, der entsetzlich wüthend war, jetzt wenigstens in seinem Angesichte mit dem Hunde etwas Ähnliches hatte.

Neunundfünfzigstes Kapitel.

Auflösung eines Zweifels. *)

Aber daß der Vogt nach dem gestrigen Jammer und nach dem heutigen Schrecken jetzt dennoch so stolz thut, das wundert vielleicht einen einfältigen Frägler; ein gescheidter Landmann merkt es von selbst. Der Hochmuth plagt

*) In einem andern Buche würde ich den Abschnitt überschreiben: Die Sorgfalt des Autors gegen kunstrichterliches Bedenken.

einen nie stärker, als wenn man im Kothe steckt. So lange Alles gut geht, und Niemand in Zweifel zieht, daß man eben am Brette sei, thut Niemand so gar dick; wenn aber links und rechts die Schadenfreude ausstreut, es stehe nicht wie vor Altem, dann regt sich das Blut, schäumt und wallt auf wie heiße Butter im Kessel. Und das war eben der Fall bei dem Vogt. Also ist es ganz natürlich und auch dem Einfältigsten begreiflich, daß er, da er sich unten an der Schloßhalde vom Schrecken wieder erholt hatte, so stolz habe thun können, als ich gesagt habe. Zudem hatte er diese Nacht auf seine zwei Pulver, und da er wenig getrunken hatte, außerordentlich wohl geschlafen, und heute am Morgen den Kopf von den Schrecken und Sorgen des vorigen Tages ziemlich leer gehabt.

Ich erzähle die Sachen, wie sie geschehen, und wie sie mir zu Ohren gekommen sind; aber ich könnte und möchte bei weitem nicht allemal auf unnütze Fragen so Antwort geben wie jetzt.

Sechszigstes Kapitel.

Eine Abschweifung.

Freilich wäre es besser gewesen, er hätte seine Branntweinflasche am Nußbaum, unter dem er stand, zerschlagen, und wäre zurückgegangen zu seinem Herrn, ihm seine Umstände zu entdecken, ihm zu sagen, daß er nicht reich sei, sondern den Vogtsdienst und das Wirthsrecht um der Schulden willen, darin er stecke, nothwendig habe, und ihn um Gnade und Barmherzigkeit zu bitten. Ich weiß, Arner hätte den alten Mann in diesen Umständen nicht verstoßen. Aber eben das ist das Unglück der Gottlosen, daß ihre Laster sie um allen Verstand bringen, daß sie in ihren wichtigsten Angelegenheiten wie blind werden, und wie unsinnig zu ihrem Verderben handeln; da hingegen die guten, redlichen Menschen, die ein einfältiges und unschuldiges Herz haben, ihren Verstand im Unglücke gar viel besser behalten, und sich daher auch gemeiniglich in den Zufällen des Lebens weit leichter helfen und rathen können als die Gottlosen. Sie demüthigen sich im Unglück, sie bitten ihre Fehler ab, sie richten in der Noth ihre Augen nach der Hand, die allenthalben gegen das Elend der Menschen, die mit reinem Herzen Hülfe suchen, sich ausstreckt. Der Friede Gottes, der alle Vernunft übertrifft, ist ihnen Schutz und Leitstern durch ihr Leben, und sie kommen immer so durch die Welt, daß sie am Ende Gott von Herzen danken. Aber den Gottlosen führt seine Gottlosigkeit aus einer Tiefe in die andere. Er braucht seinen Verstand nie auf den geraden Wegen der frommen Einfalt, um Ruhe, Gerechtigkeit und Frieden zu suchen. Er braucht ihn nur zu den krummen Wegen der Bosheit, um Jammer anzurichten und Unruhe zu stiften. Darum kömmt er immer in Unglück. In seiner Noth trotzt er dann, läugnet, wenn er fehlt, und ist hochmüthig im Elend. Hülfe und Rettung will er entweder erheucheln und erlügen, oder erzwingen und erstehlen. Er traut auf seinen verwirrten, wilden Sinn; er stößt die Hand des Vaters, die sich gegen ihn

ausstreckt, von sich, und wenn dieser ihm zuruft: Beuge dich, mein Kind; ich, dein Vater, ich bin es, der da züchtigt, und der da hilft, ich dein Vater — so verspottet er die Stimme des Retters, und sagt: Da mit meiner Hand und mit meinem Kopfe will ich mir helfen, wie ich will! Darum ist des Gottlosen Ende immer so tiefer Jammer und so tiefes Elend.

Einundsechszigstes Kapitel.

Der alte Mann leert sein Herz aus.

Ich bin jung gewesen, und bin alt geworden, und ich habe mich viel und oft umgesehen, wie es dem Frommen und dem Gottlosen auch gehe. Ich habe die Knaben meines Dorfes mit mir aufwachsen gesehen; ich sah sie Männer werden, Kinder und Kindeskinder zeugen, und nun habe ich die von meinem Alter alle bis auf sieben zu Grabe begleitet. Gott, du weißt meine Stunde, wenn ich meinen Brüdern folgen soll! Meine Kräfte nehmen ab; aber mein Auge harret deiner, o Herr! Unser Leben ist wie eine Blume des Feldes, die am Morgen blühet, am Abend aber verwelket. O Herr, unser Herrscher! du bist gnädig und gut den Menschen, die auf dich trauen; darum hoffet meine Seele auf dich. Aber der Weg des Sünders führt zum Verderben. — Kinder meines Dorfes, o ihr Lieben, lasset euch lehren, wie es dem Gottlosen geht, damit ihr fromm werdet. Ich habe Kinder gesehen, die ihren Eltern trotzten, und ihre Liebe für Nichts achteten; und allen, allen ist es übel gegangen am Ende. Ich kannte des unglücklichen Ulis Vater; ich habe mit ihm unter einem Dache gewohnt, und mit meinen Augen gesehen, wie der gottlose Sohn den armen Vater kränkte und schimpfte; und in meinem Leben werde ich es nicht vergessen, wie der alte, arme Mann eine Stunde vor seinem Tode über ihn weinte. Ich sah den bösen Buben bei seinem Begräbnisse lachen. Kann ihn Gott leben lassen, den Bösewicht? dachte ich. Was geschah? Er nahm ein Weib, das viel Gut hatte, und er war jetzt im Dorfe einer der Reichsten, und gieng in seinem Stolz und in seiner Bosheit einher, als ob Niemand im Himmel und Niemand auf Erden über ihm wäre. Ein Jahr gieng vorüber, da sah ich den stolzen Uli bei dem Begräbniß seiner Frau heulen und weinen. Ihr Gut mußte er ihren Verwandten bis auf den letzten Heller zurückgeben, und er war plötzlich wieder arm wie ein Bettler. In seiner Armuth stahl er, und ihr wisset, welch ein Ende er genommen hat. Kinder, so sah ich immer, daß das Ende des Gottlosen Jammer und Schrecken ist. — Ich sah aber auch den tausendfachen Segen und Frieden in den stillen Hütten der Frommen. Es ist ihnen wohl bei dem, so sie haben. Bei Wenigem ist ihnen wohl, und bei Vielem sind sie genügsam. Arbeit in ihren Händen und Ruhe in ihrem Herzen, das ist das Theil ihres Lebens. Sie genießen froh das Ihrige, und begehren nicht, was ihrem Nächsten gehört. Der Hochmuth plagt sie nicht, und der Neid verbittert ihnen ihr Leben nicht; darum sind sie immer froher und zufriedener und mehrentheils auch gesunder als die Gottlosen. Sie besitzen auch des Lebens Nothwendigkeiten sicherer und ruhiger; denn sie haben ihren Kopf und ihr Herz nicht bei Bosheiten, sondern bei ihrer Arbeit und bei den Geliebten ihrer stillen Hütten.

So ist ihnen wohl im Leben. Gott im Himmel sieht herab auf ihre Sorge und auf ihren Kummer, und hilft ihnen. — Kinder meines Dorfes, o ihr Lieben! ich sah viele fromme Arme auf ihrem Todbette, und ich habe nicht gefunden, daß Einer, ein Einziger von Allen in dieser Stunde sich über seine Armuth und über die Noth seines Lebens beklagt habe. Alle dankten Gott für die tausend Proben seiner Vatergüte, die sie in ihrem Leben genossen hatten. — O, Kinder meines Dorfes, werdet doch fromm, und bleibet einfältig und unschuldig! Ich habe gesehen, wie das schlaue und arglistige Wesen einen Ausgang nimmt. Hummel und seine Gesellen waren weit schlauer als alle Andern; sie wußten immer tausend Dinge, wovon uns Andern Nichts träumte. Das machte sie stolz, und sie glaubten, der Einfältigere sei nur darum in der Welt, daß er ihr Narr sei. Sie fraßen einige Zeit das Brot der Wittwen und Waisen, und tobten und wütheten gegen die, so nicht ihre Kniee bogen vor ihnen. Aber ihr Ende hat sich genähert. Der Herr im Himmel hörte der Wittwen und der Waisen Seufzer. Er sah die Thränen der Mütter, die sie mit ihren Kindern weinten über die gottlosen Buben, die ihre Männer und Väter verführten und drängten; und der Herr im Himmel half dem Unterdrückten und dem Waisen, der keine Hoffnung mehr hatte, zu seinem Rechte zu gelangen.

Zweiundsechszigstes Kapitel.

Das Entsetzen der Gewissensunruhe.

Als am Samstag Abends Hans Wüst vom Vogt heim kam, quälten ihn die Sorgen des Meineids noch tiefer, daß er auf dem Boden sich wälzte, und heulte wie ein Hund, dem ein erschreckliches Grimmen die Eingeweide zerreißt. So rasete er die Nacht über und den ganzen folgenden heiligen Tag, raufte seine Haare sich aus, schlug sich mit Fäusten bis aufs Blut, aß Nichts, und trank Nichts, lief wüthend umher, und sagte: O, des Rudis Hausmatte! *) o, o seine Hausmatte! sie brennt auf meiner Seele! Der Satan, o der leidige Satan ist meiner mächtig! O wehe mir! wehe meiner armen Seele! So gieng er wüthend umher, geplagt und gequält von den Sorgen des Meineids, und heulte das Jammergeheul seiner entsetzlichen, gräulichen Schrecken. Abgemattet von den Qualen dieser Sorgen konnte er endlich Sonntag Nachts wieder einschlafen. Am Morgen darauf war ihm wieder etwas leichter, und er nahm den Entschluß, seine Qualen nicht mehr bei sich zu behalten, sondern Alles dem Pfarrer zu sagen. Er nahm auch seinen Sonntagsrock, und was er sonst fand, und band Alles in einen Bündel zusammen, damit er das Geld, das er dem Vogt schuldig war, darauf entlehnen könne. Er nimmt jetzt den Bündel, zittert, geht in den Pfarrhof, steht da, will wieder fortlaufen, steht wieder still, wirft den Bündel in den Hausgang, und macht Geberden wie ein Mensch, der nicht bei Sinnen ist.

*) Wiese bei dem Wohnhause.

Dreiundsechszigstes Kapitel.

Daß man mit Liebe und mit Theilnehmung der gänzlichen Kopfverwirrung angstvoller Menschen vorkommen könne.

Der Pfarrer sieht ihn in diesem Zustande, geht zu ihm hinunter, und sagt ihm: Was ist dir, Wüst? wo fehlt es dir? Komm mit mir hinauf in die Stube, wenn du Etwas mit mir reden willst. Da gieng der Wüst mit dem Pfarrer hinauf in seine Stube, und der Pfarrer war mit dem Wüst so freundlich und herzlich, als er nur konnte; denn er sah seine Verwirrung und seine Angst, und er hatte das Gemurmel, daß er wegen seines Eides fast verzweifeln wolle, gestern auch schon gehört. Wüst aber, da er sah, wie liebreich und freundlich der Pfarrer gegen ihn war, erholte sich nach und nach wieder, und sagte: Wohlehrwürdiger Herr Pfarrer, ich glaube, ich habe einen falschen Eid gethan, und verzweifle fast darüber; ich kann es nicht mehr ertragen. Ich will gern alle Strafe, die ich verdient habe, leiden, wenn ich nur auch noch Gnade und Barmherzigkeit von Gott hoffen darf.

Vierundsechszigstes Kapitel.

Ein Pfarrer, der eine Gewissenssache behandelt.

Der Pfarrer antwortete: Wenn dir dein Fehler von Herzen leid ist, so zweifle nicht an Gottes Erbarmen.

Wüst. Darf ich, Herr Pfarrer? darf ich auch bei diesem meinem Fehler noch auf Gottes Erbarmen hoffen, und der Verzeihung der Sünden mich getrösten?

Pfarrer. Wenn Gott einen Menschen dahin gebracht hat, daß er aufrichtige Buße thut, und im Ernste nach der Verzeihung seiner Sünden seufzet, so hat er ihm den Weg zur Verzeihung und zur Erhaltung aller geistlichen Gnaden schon gezeigt. Glaube das, Wüst! und wenn deine Buße dir aufrichtig von Herzen geht, so zweifle nicht, sie wird Gott wohlgefällig sein.

Wüst. Aber kann ich es auch wissen, daß sie ihm wohlgefällig ist?

Pfarrer. Du kannst bei dir selber wahrlich wohl wissen, wenn du mit Ernst auf dich Achtung giebst, ob sie aufrichtig ist, und ganz von Herzen geht. Und wenn sie aufrichtig ist, so ist sie Gott gefällig; das ist das Einzige, was ich sagen kann.

Sieh, Wüst, wenn einer dem Nachbar den Grund vom Acker weggepflügt hat, und es reut ihn, und er geht, ohne daß der Nachbar es weiß, ohne daß er es fordert, für sich selber und im

Bayerische Staatsbibliothek München

Stillen, und pflügt den Grund dem Nachbar wieder an seinen Acker, und thut eher ein Übriges als zu wenig, so muß ich denken, es sei ihm Ernst mit seiner Reue. Giebt er ihm aber das Seinige gar nicht oder nicht ganz zurück; braucht er im Zurückgeben Vortheil; sorgt er nur, daß ihm der Diebstahl nicht auskomme; ist es ihm nur um sich selbst und nicht um seinen Nachbar zu thun, dem er Unrecht gethan hat: so sind seine Reue und sein Zurückpflügen ein Tand, mit welchem der Tropf sich selber bethört. — Wüst, wenn du in deinem Herzen Nichts suchest, und Nichts wünschest, als daß aller Schaden, den deine böse That verursacht, und alle Ärgerniß, das sie angerichtet hat, aufhöre und wieder gut werde, und daß dir Gott und Menschen verzeihen; wenn du nichts Anders wünschest, wenn du von Herzen gern Alles leidest und thust, um deinen Fehler so viel möglich wieder gut zu machen: so ist deine Buße gewiß aufrichtig, und dann zweifle nicht, daß sie Gott nicht gefällig sei.

Wüst. Herr Pfarrer, ich will gerne leiden und thun, was ich auf Gottes Erdboden thun kann, wenn mir nur dieser Stein von dem Herzen wegkömmt. Wie er mich drückt, Herr Pfarrer! Wo ich gehe und stehe, zittere ich über dieser Sünde.

Pfarrer. Fürchte dich nicht! Gehe nur einfältig, gerade und redlich in deinem Unglücke zu Werk, so wird es dir gewiß leichter werden.

Wüst. O wenn ich nur das hoffen darf, Herr Pfarrer!

Pfarrer. Fürchte dich nicht, und traue auf Gott! Er ist der Gott des Sünders, der ihn sucht. Thue nur, was du kannst, gewissenhaft und redlich. Das größte Unglück, das aus deinem Eid entstanden ist, sind die Umstände des armen Rudi, der dadurch in ein entsetzliches Elend gerathen ist; aber ich hoffe, der Junker werde, wenn du ihm die Sache bekennen wirst, dann selber helfen, daß der Mann in seinem Elende getröstet werden könne.

Wüst. Eben der arme Rudi, eben der ist es, der mir immer auf dem Herzen liegt! Herr Pfarrer, meint ihr, der Junker könne ihm auch wieder zu seiner Matte helfen?

Pfarrer. Gewiß weiß ich es nicht. Der Vogt wird freilich Alles, was er kann, anbringen, dein jetziges Zeugniß verdächtig zu machen; aber der Junker wird hingegen auch Alles thun, was er kann, dem unglücklichen Manne zu dem Seinigen zu verhelfen.

Wüst. Wenn es ihm nur auch geräth!

Pfarrer. Ich wünsche es von Herzen, und hoffe es wirklich; aber es mag auch dem Rudi hierin gehen, wie es will, so ist es um deiner selbst und um der Ruhe deines Herzens willen gleich nothwendig, daß du Alles dem Junker offenbarest.

Wüst. Ich will es ja gerne thun, Herr Pfarrer.

Pfarrer. Es ist der gerade Weg, und es freut mich, daß du ihn so willig gehen willst; es wird dir Ruhe und Friede in dein Herz bringen. Aber freilich wird dir das Bekenntniß Schimpf und Schande und Gefängniß und schweres Elend zuziehen.

Wüst. O Herr Pfarrer, das ist Alles Nichts gegen den Schrecken der Verzweiflung und gegen die Furcht, daß einem Gott in der Ewigkeit nicht mehr gnädig sein werde.

Pfarrer. Du siehst die Sache in deinem Unglücke so redlich und vernünftig an, daß ich wahre Freude daran habe. Bitte den lieben Gott, der dir so viel gute Gedanken und so viel Stärke zu guten und rechtschaffenen Entschlüssen gegeben hat, daß er diese Gnade dir ferner schenken wolle, so bist du auf einem guten Wege, und wirst, will's Gott, Alles, was auf dich wartet, mit Demuth und mit Geduld ertragen können. Was dir immer begegnen wird,

Bayerische Staatsbibliothek München

so zeige mir dein Zutrauen ferner; ich will dich gewiß nie verlassen.

Wüst. Ach Gott, Herr Pfarrer, wie ihr auch so gut und liebreich seid mit einem so schweren Sünder!

Pfarrer. Gott selber ist in seinem Thun gegen uns arme Menschen nur Schonung und Liebe, und ich würde wohl ein unglücklicher Knecht meines guten Gottes und Herrn sein, wenn ich, in welchem Falle es immer wäre, mit einem meiner fehlenden Mitknechte zankte, haderte und schmälte.

So väterlich redete der Pfarrer mit dem Wüst, der vor ihm in Thränen zerfloß, und jetzt lange Nichts sagte. Der Pfarrer schwieg jetzt auch eine Weile; Wüst aber fieng wieder an und sagte: Herr Pfarrer, ich habe noch Etwas anzubringen.

Pfarrer. Was denn?

Wüst. Ich bin seit dem Handel dem Vogt noch acht Gulden schuldig. Er sagte zwar vorgestern, er wolle die Handschrift zerreißen; aber ich will nicht, daß er mir Etwas schenke; ich will ihn bezahlen.

Pfarrer. Du hast Recht; das muß unumgänglich sein, noch ehe du dem Arner die Sache entdeckst.

Wüst. Ich habe unten im Hause einen Bündel. Es ist mein Sonntagsrock und noch Etwas darin, das zusammen wohl acht Gulden werth ist. Ich muß in Gottes Namen die acht Gulden entlehnen; und ich habe gedacht, ihr zürnet es nicht, wenn ich euch bitte, daß ihr mir sie gegen dieses Pfand vorstrecket.

Pfarrer. Ich nehme nie von Jemanden Sicherheit, und oft muß ich so Etwas abschlagen, so wehe es mir auch thut; aber in deinem Falle schlage ich es nicht ab. Sogleich giebt er ihm das Geld, und sagt: Trage es alsobald zum Vogt, und deinen Bündel, den nimm nur wieder mit dir heim!

Fünfundsechszigstes Kapitel.

Daß es auch beim niedrigsten Volke eine Delicatesse gebe, selbst bei der Annahme von Wohlthaten, um die es bittet.

Wüst zitterte, da er dem Pfarrer das Geld abnahm, dankte und sagte: Aber den Bündel nehme ich gewiß nicht heim, Herr Pfarrer.

Pfarrer. (lächelnd) Nun so lasse ich ihn dir nachtragen, wenn du ihn nicht gerne selber mitnimmst.

Wüst. Um Gottes willen, Herr Pfarrer! behaltet den Bündel, damit ihr für eure Sache sicher seid.

Pfarrer. Das wird sich schon geben, Wüst. Bekümmere dich jetzt nicht hierüber, und denke vielmehr an das weit Wichtigere, was dir bevorsteht. Ich will heute noch dem Junker schreiben, und du bringst ihm dann morgen den Brief.

Wüst. Ich danke euch, Herr Pfarrer; aber um Gottes willen behaltet den Bündel; ich darf sonst das Geld nicht nehmen, weiß Gott, ich darf nicht.

Pfarrer. Schweige jetzt hievon! Gehe alsobald mit dem Gelde zu dem Vogt, und komm morgen etwa um neun Uhr wieder zu mir; aber rede mir kein Wort weiter vom Bündel.

Da gieng der Wüst erleichtert und in seinem Gewissen getröstet vom Pfarrer fort, gerade in des Vogts Haus, und gab das Geld, da der Mann nicht zu Hause war, der Frau.

Diese fragte ihn: Woher so viel Geld auf einmal, Wüst?

Niedergeschlagen und kurz antwortete der Wüst: Ich habe es so gemacht, wie ich es gekonnt habe. Gottlob, daß du es hast!

Die Vögtin erwiederte: Wir haben dich noch nie darum genöthigt?

Wüst. Ich weiß es wohl; aber es ist vielleicht eben darum nicht desto besser.

Vögtin. Das ist wunderlich geredet, Wüst. Wo fehlt es dir? Du bist die Zeit her gar nicht recht.

Wüst. Ach Gott, du wirst es wohl erfahren. Aber zähle doch das Geld, ich muß gehen.

Die Vögtin zählt das Geld, und sagt: Es ist richtig.

Wüst. Nun, gieb es deinem Manne ordentlich. Behüte Gott, Frau Vögtin!

Vögtin. Muß es sein, so behüte dich Gott, Wüst!

Sechsundsechszigstes Kapitel.

Ein Förster, der keine Gespenster glaubt.

Der Vogt hatte auf dem Rückweg von Arnheim im Hirzauer Wirthshaus eingekehrt. Da trank und prahlte er unter den Bauern. Er erzählte ihnen von seinen gewonnenen Händeln, von seiner Gewalt unter dem verstorbenen Arner; wie er unter ihm, und zwar er allein, alles Volk in Ordnung gehalten habe, und wie es jetzt allenthalben eine Lumpenordnung sei. Dann gab er seinem Hund das Ordinäri, was ein wohlhabender Handwerksbursche ohne den Wein zu Mittag hat, und spöttelte über einen armen Mann, dem ein Seufzer entfuhr, als er die gute Suppe und das liebe Brot dem Hund darstellen sah. Gelt, du würdest auch so vorlieb nehmen? spricht er zum Armen, streichelt den Hund, und prahlt und säuft und pocht so unter den Bauern bis auf den Abend. Da kam der alte Förster vom Schloß, und nahm im Vorbeigehen auch ein Glas Wein, und der Vogt, der keinen Augenblick gerne allein ist, sagt zu ihm: Wir gehen mit einander heim.

Förster. Wenn du gleich kömmst, ich muß einer Spur nach.

Den Augenblick! antwortete der Vogt, trinkt aus, zahlt die Zeche, und sie giengen gleich mit einander.

Da sie jetzt allein auf der Straße waren, fragte der Vogt den Förster, ob es zu Nacht im Wald vor den Gespenstern sicher sei.

Förster. Warum frägst du mich das?

Vogt. Ha, weil es mich wundert.

Förster. Du bist ein alter Narr. Schon dreißig Jahre Vogt, und solche Dummheiten fragen? Du solltest dich schämen!

Vogt. Nein, bei Gott! mit den Gespenstern weiß ich nie recht, wie ich daran bin, ob ich sie glauben soll oder nicht; und doch habe ich auch noch keines gesehen.

Förster. Nun, weil du mich so treuherzig fragst, so will ich dir aus dem Wunder helfen. Du zahlst mir einst eine Bouteille für meine Erklärung.

Ein übermüthiger Vogt und ein armer Mann.

Vogt. Gerne zwei, wenn du sie recht machst.

Förster. Ich bin nun vierzig Jahre auf meinem Posten, und von meinem Vater als ein Junge schon vom vierten Jahre an im Walde erzogen worden. Dieser erzählte den Bauern in den Wirthshäusern und in den Schenken immer von den vielen Gespenstern und Schrecknissen der Wälder. Aber er trieb mit ihnen nur den Narren; mit mir verstand er es ganz anders. Ich sollte Förster werden, und also solcherlei Zeug weder glauben noch fürchten. Deßhalb nahm er mich zu Nacht, wenn weder Mond noch Sterne schienen, wenn die Stürme brausten, auf Frohnfasten und Weihnacht in den Wald. Wenn er dann ein Feuer oder einen Schein sah, oder ein Geräusch hörte, so mußte ich mit ihm darauf los über Stauden und Stöcke, über Gräben und Sümpfe, und über alle Kreuzwege mußte ich mit ihm dem Geräusche nach. Und es waren immer Zigeuner, Diebe oder Bettler. Sodann rief er ihnen mit seiner erschrecklichen Stimme zu: Vom Platze, ihr Schelme! Wenn es ihrer zehen und zwanzig waren, so strichen sie sich immer fort, und ließen oft noch Häfen und Pfannen und Braten zurück, daß es eine Lust war. Oft war das Geräusch auch nur Hochgewild, das manchmal gar wunderbare Töne von sich giebt, und die faulen alten Holzstämme geben einen Schein, und machen in der Nacht Gestalten, die Jedermann, der nicht hinzu gehen darf, in Schrecken setzen können. Das ist Alles, was ich in meinem Leben im Walde Unrichtiges gefunden habe; aber immer wird es mein Amtsvortheil sein und bleiben, daß meine Nachbarn ordentlich glauben, er sei wohl gespickt mit Gespenstern und mit Teufeln. Denn siehe, unser einer altert und ist froh, bei dunkeln Nächten den Frevlern nicht nachlaufen zu müssen.

Siebenundsechszigstes Kapitel.

Ein Mann, den es gelüstet, einen Markstein zu versetzen, möchte auch gerne die Gespenster nicht glauben, und er darf nicht.

So redete der Mann, und sie kamen indessen an den Seitenweg, durch welchen der Förster in den Wald gieng, und der Vogt, der nunmehr allein war, redete da mit sich selber: Er ist vierzig Jahre lang Förster, und hat noch kein Gespenst gesehen, und glaubt keines; und ich bin ein Narr, und glaube sie, und darf nicht einmal daran denken, eine Viertelstunde im Walde mich aufzuhalten, um einen Stein auszugraben! — Wie ein Schelm und ein Dieb nimmt er mir das Wirthsrecht! Und der Hundsstein da auf dem Felsen ist keine rechte Mark; ich glaube es nicht. Und wenn sie es wäre, hätte er ein besseres Recht, als ich auf mein Wirthshaus? So gewaltthätig einem Manne sein Eigenthum zu rauben — wer anders als der Satan hat ihm das eingeben können? Da er meinem Hause nicht schont, so habe ich keinen Grund, seinem verdammten Kieselsteine zu schonen. — Aber ich darf nicht! Bei Nacht darf ich nicht auf den Platz, und am Tage kann es wegen der Landstraße nicht sein.

Indem er so mit sich selber redete, kam er bald auf des Meiers Hügel, der nahe am Dorfe

liegt. Er sah die Maurer an den großen Feldsteinen, die in der Ebene da herum liegen, arbeiten; denn es war nicht vollends sechs Uhr. Darüber ergrimmte er, und sagte zu sich selber: Alles, was ich anstelle und vornehme, Alles, Alles mißlingt mir! Alles, Alles wird an mir zum Schelmen! Muß ich jetzt noch neben dem verdammten Joseph vorbeigehen und schweigen? Nein, ich kann es nicht! neben ihm vorbeigehen und schweigen kann ich nicht! Ich will lieber hier warten, bis sie heim gehen. Er setzte sich nun nieder; nach einer Weile aber stand er wieder auf, und sagte: Ich will, ich kann ihnen auch hier nicht zusehen; ich will auf die andere Seite des Hügels gehen. O du verdammter Joseph! Jetzt stand er auf, gieng einige Schritte zurück hinter den Hügel, und setzte sich wieder.

Achtundsechszigstes Kapitel.

Die untergehende Sonne und ein verlorner armer Tropf.

Die Sonne gieng jetzt eben unter, und schien noch mit ihren letzten Strahlen auf die Seite der Anhöhe, auf der er eben saß. Um ihn her war das tiefere Feld und unten am Hügel Alles schon im Schatten. Sie gieng aber herrlich und schön unter, Gottes Sonne, ohne Wind und ohne Gewölk; und der Vogt, der in ihre letzten, herrlichen Strahlen, die auf ihn fielen, hinein sah, sagte zu sich selber: „Sie geht doch schön unter!“ und staunte gegen sie hin, bis sie hinter dem Berge war. „Jetzt ist Alles im Schatten, und bald ist es Nacht.“ Eine Weile nachher rief er aus: „O mein Herz! Schatten, Nacht und Grausen ist um dich her. Dir scheint keine Sonne.“ So mußte er zu sich selber sagen, ob er wollte oder nicht; denn der Gedanke schauerte ihm durch seine Seele, und er knirschte mit den Zähnen. Anstatt hinzufallen und anzubeten den Herrn des Himmels, der die Sonne wieder aus der Nacht hervor ruft; anstatt auf den Herrn zu hoffen, der aus dem Staube errettet, und aus den Tiefen erlöset — knirschte er mit den Zähnen. Da schlug die Glocke in Bonnal sechs Uhr, und die Maurer giengen vom Felde heim, und der Vogt folgte ihnen nach.

Neunundsechszigstes Kapitel.

Wie man sein muß, wenn man mit den Leuten Etwas ausrichten will.

Die meisten Arbeiter des Maurers hatten ihn schon an diesem ersten Abende, an dem sie bei ihm schafften, lieb gewonnen. Er arbeitete die ganze Zeit mit ihnen wie sie, griff die schwersten Steine selber an, stand, wo es nöthig war, in Koth und Wasser hinein wie ein Anderer, und noch vor ihnen. Er zeigte ihnen, da sie ganz ungeübt in dieser Arbeit waren, mit Liebe

und Geduld ihre Art und Weise und ihre Vortheile, und ließ auch gegen die Ungeschicktesten keine Ungeduld blicken. Kein „du Narr, du Ochs" entfuhr ihm gegen einen Einzigen, ob er gleich hundertmal Anlaß und Gelegenheit dazu gehabt hätte. Diese Geduld und diese bescheidene Sorgfalt des Meisters und sein Eifer, selber zu arbeiten, machten, daß Alles sehr wohl von Statten ging.

Siebenzigstes Kapitel.

Ein Mann, der ein Schelm ist und ein Dieb, handelt edelmüthig, und des Maurers Frau ist weise.

Michel, als einer der Stärksten und Verständigsten, war den ganzen Abend an der Seite des Meisters, und sah alle die herzliche Liebe und Güte, mit der dieser auch gegen die Ungeschicktesten handelte, und Michel, der ein Schelm ist und ein Dieb, gewann den Lienhard dieses geraden, redlichen Wesens wegen lieb, und es gieng ihm ans Herz. Gegen diesen braven, rechtschaffenen Mann wollte er kein Schelm sein.

Aber dem Kriecher und dem frommen Narr ab der Reuti gefiel es schon nicht so wohl, daß er keinen Unterschied machte unter den Leuten, und sogar auch mit dem Bösewicht, dem Michel, so freundlich war. Auch Lenk schüttelte den Kopf wohl hundertmal, und sprach bei sich selbst: Er ist ein Narr; nähme er Leute, die arbeiten können wie ich und mein Bruder, er würde nicht halb so viele Mühe haben. Aber die Mehreren, die er mit Liebe und Geduld zur Arbeit anführte, dankten ihm von Herzensgrund, und hie und da stiegen stille Seufzer zum Vater der Menschen empor, der alle Geduld und alle Liebe, die ein Mensch seinem schwächern Bruder erweiset, lohnet und segnet. Michel konnte die böse Abrede, die er am Samstag mit dem Vogte gemacht hatte, nicht länger auf seinem Herzen tragen, und sagte im Heimgehen zu seinem Meister: Ich habe dir Etwas zu sagen; ich will mit dir heimgehen.

So komm denn, antwortete Lienhard. Da gieng er mit dem Meister in seine Hütte, und erzählte ihm, wie der Vogt ihn am Samstage zu Schelmenstreichen gedungen, und wie er ihm auf den schönen Handel zwei Thaler gegeben habe. Lienhard erschrak; aber schwarz und grün war es der Gertrud über der Erzählung. Das ist erschrecklich! sagte Lienhard.

Gertrud. Ja, das ist wohl erschrecklich!

Michel. Laß dich jetzt das nicht kümmern; ich bitte dich, Gertrud. Laß dir das jetzt keine Mühe machen; ich bitte dich, Meister. Seht, gegen euch versündige ich mich gewiß nicht; darauf könnt ihr zählen.

Lienhard. Ich danke dir, Michel; aber ich habe es doch an dem Vogte gewiß nicht verdient.

Michel. Er ist ein eingefleischter Teufel. Die Hölle erfindet nicht was er, wenn er auf Rache denkt, und rasct.

Lienhard. Es zittert Alles an mir.

Gertrud. Beinahe sinke ich in Ohnmacht.

Michel. Seid doch nicht Kinder; Alles hat ja ein Ende.

Gertrud und Lienhard. (Beide zugleich) Gottlob! Gottlob!

Michel. Seht, ihr habt jetzt das Ding, wie ihr nur wollet. Wenn ihr es für gut findet, so will ich den Vogt auf dem Glauben lassen, daß ich ihm treu sei, und gerade morgen oder übermorgen vom Bau Geschirr wegnehmen, und in des Vogts Haus tragen. Dann gehst du in aller Stille zu Arner, nimmst einen Gewaltsschein, alle Häuser durchsuchen zu dürfen, fängst bei des Vogts Wohnung an, dringst plötzlich in die Nebenkammer hinein, wo du es gewiß finden wirst. Wenn du dich aber hiezu entschließest, so mußt du plötzlich, in dem Augenblicke, in dem du den Gewaltschein zeigest, hineindringen; sonst ist es gefehlt. Sie sind im Stande, und nehmen es dir unter den Augen weg, steigen zum Fenster hinein, oder legen es unter die Decke des Bettes. Wenn du dann höflich bist, und da nicht nachsuchst, so werden wir in einem schönen Handel sein. Ich denke aber fast, es sei besser für dich, du schickest einen Andern; es ist kein Stück Arbeit für dich.

Lienhard. Nein, Michel, das Stück Arbeit würde mir gewiß nicht gerathen.

Michel. Das ist gleichviel; ich will dir schon Jemanden finden, der diese Arbeit recht macht.

Gertrud. Michel, ich denke, wir sollten Gott danken, daß wir von der Gefahr, die über uns schwebte, befreit sind, und nicht aus Rache dafür dem Vogte eine Falle legen.

Michel. Er verdient seinen Lohn. Mache dir darüber kein Bedenken.

Gertrud. Was er verdiene oder nicht verdiene, das zu beurtheilen ist nicht unsere Sache; aber keine Rache auszuüben, das ist unsere Sache, und der einzige gerade Weg, den wir in diesem Falle gehen können.

Michel. Ich muß bekennen, du hast Recht, Gertrud; und es ist viel, daß du dich so überwinden kannst. Aber ja, du hast Recht, er wird seinen Lohn schon finden, und überall los sein und Nichts mit ihm zu thun haben, ist das Beste. Ich will auch geradezu mit ihm abbrechen, und ihm seine zwei Thaler zurückgeben. Jetzt aber habe ich nur noch anderthalben. (Er nimmt sie aus dem Sack, legt sie auf den Tisch, zählt sie, und sagt dann weiter:) Ich weiß jetzt nicht, ob ich ihm die anderthalben allein bringen, oder ob ich auf den Wochenlohn warten will bis am Samstag, da ich dann Alles bei einander haben werde.

Lienhard. Es macht mir gar Nichts, dir den halben Thaler jetzt vorauszubezahlen.

Michel. Ich bin herzlich froh, wenn es sein kann, daß ich dieses Mannes noch heute los werde. Ich trage es ihm noch in dieser Stunde ins Haus, wenn ich es habe. — Meister, seit dem heiligen Nachtmahl gestern lag es mir schon schwer auf dem Herzen, daß ich ihm so böse Sachen versprochen hatte. Auf den Abend kam noch dein Jonas, und gab meinem Kinde sein Abendbrot; und auch das machte, daß es mir ans Herz gieng, daß ich gegen dich ein Schelm sein wollte. Ich habe dich nie recht gekannt, und nie viel Umgang mit dir gehabt, Lienhard; aber heute habe ich gesehen, daß du mit Geduld und mit Liebe Jedermann rathen und helfen wolltest; und ich meinte, ich würde nicht selig sterben können, wenn ich einem so braven, treuen Menschen das Gute mit Bösem vergelten würde. (Er hatte Thränen in den Augen.) Da sehet ihr, ob es mir nicht Ernst ist.

Lienhard. Thue doch überall Niemanden etwas Böses mehr.

Michel. Will's Gott, will ich dir folgen.

Gertrud. Es wird dir dann gewiß auch überall wieder besser gehen.

Lienhard. Willst du noch diesen Abend zum Vogt gehen?

Michel. Ja, wenn ich kann.

Der Maurer giebt ihm den halben Thaler, und sagt: Bringe ihn doch nicht im Zorn.

Gertrud. Sage ihm doch nicht, daß wir Etwas davon wissen.

Michel. Ich will so kurz sein, als ich kann; aber den Augenblick gehe ich, so ist es bald vorüber. Behüte Gott, Gertrud! Ich danke dir, Lienhard. Schlafet wohl!

Lienhard. Ebenfalls; behüte Gott, Michel.

Michel geht ab.

Einundsiebenzigstes Kapitel.

Die Hauptauftritte nähern sich.

Als der Vogt heim kam, traf er seine Frau allein in der Stube an; er konnte also die Wuth und den Zorn, den er den Tag über gesammelt hatte, nun ausleeren. Auf dem Felde, im Schloß und in Hirzau, da war es anders. Unter den Leuten zeigt so Einer nicht leicht, wie es ihm ums Herz ist.

Ungeschickt wie ein Schäferbube, würde man sagen, wäre ein Vogt, der das nicht könnte; und das hat man dem Hummel nie nachgeredet. Er konnte ganze Tage lang Zorn und Neid, Haß und Gram hinunterschlucken, und immer lächeln und schwatzen und trinken; aber wenn er heim kam, und zum Glück oder Unglück die Wohnstube leer fand, so stieß er die Wuth, die er unter den Leuten gesammelt hatte, fürchterlich aus.

Seine Frau weinte in einer Ecke, und sagte: Um Gottes willen, thue doch nicht so! Mit diesem Rasen bringst du Arner nur immer mehr auf. Er ruht nicht, bis du dich zum Ziele legst.

Vogt. Er wird nicht ruhen, ich mag thun, was ich will; er wird nicht ruhen, bis er mich zu Grunde gerichtet haben wird. Ein Schelm, ein Dieb, ein Hund ist er, der Verfluchteste unter allen Verfluchten!

Vögtin. Herr Jesus, um Gottes willen, wie du redest! Du bist von Sinnen!

Vogt. Habe ich nicht Ursache? Weißt du es nicht? Er nimmt mir das Wirthsrecht oder den Mantel innert vierzehn Tagen.

Vögtin. Ich weiß es; aber um Gottes willen, thue doch jetzt nicht so. Das ganze Dorf weiß es schon. Der Schloßschreiber hat es dem Weibel gesagt, und dieser hat es an allen Orten ausgekramt. Ich wußte Nichts bis auf den Abend, da ich tränkte; da lachten die Leute auf beiden Seiten der Gasse vor allen Häusern, und die Margrethe, die auch tränkte, nahm mich beiseits, und sagte mir das Unglück. Und noch Etwas: Hans Wüst hat die acht Gulden zurückgebracht. Wie kömmt jetzt dieser zu acht Gulden? Auch dahinter steckt Arner. Ach Gott, ach Gott! allenthalben droht ein Ungewitter.

Wie ein Donnerschlag erschreckten die Worte „Hans Wüst hat die acht Gulden zurückgebracht" den Vogt. Er stand eine Weile, starrte mit halbgeöffnetem Mund die Frau an, und sagte dann: Wo ist das Geld? wo sind die acht Gulden? Die Frau stellt es in einem zerbrochenen Trinkglas auf den Tisch. Der Vogt starrt eine Weile das Geld an, zählt es nicht, und sagt dann: Es ist nicht aus dem Schloß; der Junker giebt keine ungesönderten Sorten.

Vögtin. Ich bin froh, daß es nicht aus dem Schloß ist.

Vogt. Es steckt doch Etwas dahinter. Du hättest es ihm nicht abnehmen sollen.

Vögtin. Warum das?

Vogt. Ich hätte ihn ausforschen mögen, woher er es habe.

Vögtin. Ich habe wohl daran gedacht; aber er wollte nicht warten, und ich glaube nicht, daß du Etwas herausgebracht hättest; denn er war so kurz und abgebrochen, als man nur sein kann.

Vogt. Es stürmt Alles auf mich los; ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht. Gieb mir zu trinken.

Sie stellt ihm den Krug vor, und er geht mit wilder Wuth die Stube hinauf und hinunter, schnauft, trinkt und redet mit sich selber: Ich will den Maurer verderben, das ist das Erste, das sein muß; und das muß geschehen, wenn es mich auch hundert Thaler kostet. Der Michel muß ihn verderben, und dann will ich auch hinter den Markstein gehen.

So sagte der Vogt, und eben klopfte Michel an. Wie im Schrecken fuhr der Vogt zusammen, und sagte: Wer ist da so spät in der Nacht? Dann eilte er ans Fenster zu sehen, und Michel rief: Mach' auf, Vogt!

Zweiundsiebenzigstes Kapitel.

Die letzte Hoffnung verläßt den Vogt.

Wie mir der so eben recht kömmt! sagt der Vogt, eilt, öffnet die Thüre, grüßt den Michel, und sagt: Willkommen, Michel! was bringst du gutes Neues?

Michel. Nicht viel; ich will dir nur sagen ....

Vogt. Du wirst doch nicht unter der Thüre reden wollen? Komm in die Stube; ich gehe noch lange nicht schlafen.

Michel. Ich muß wieder nach Hause, Vogt. Ich will dir nur sagen, daß mich der Handel vom Samstag gereut hat.

Vogt. Ja, bei Gott! das wäre so eben recht. Nein, der muß dich nicht gereuen. Wenn es nicht genug ist, ich biete dir lieber noch mehr. Komm nur in die Stube. Es fehlt nicht, wir werden des Handels gewiß einig.

Michel. Um keinen Preis, Vogt! Da sind deine zwei Thaler.

Vogt. Ich nehme sie dir jetzt nicht ab, Michel. Treib nicht den Narren! Der Handel muß dir nicht schaden, und wenn dir die zwei Thaler zu wenig sind, so komm in die Stube.

Michel. Ich will weiter Nichts hören, Vogt. Da ist dein Geld.

Vogt. Bei Gott! ich nehme dir es jetzt nicht ab. Ich habe jetzt geschworen. Du mußt mit mir in die Stube.

Michel. Das kann zuletzt wohl sein. (Er geht mit ihm.) Da bin ich nun in der Stube, und da ist dein Geld. (Er legt es auf den Tisch.) Und jetzt behüte Gott, Vogt!

Sogleich kehrte er sich um, und gieng fort.

Dreiundsiebenzigstes Kapitel.

Er macht sich an den Markstein.

Der Vogt stand eine Weile stumm und sprachlos da, rollte seine Augen umher, schäumte zum Munde aus, zitterte, stampfte, und rief dann: Frau, gieb mir Brenz (Branntwein)! Es muß sein; ich gehe.

Frau. Wohin, wohin willst du in der stockfinstern Nacht?

Vogt. Ich gehe ... ich gehe, und grabe den Stein aus. Gieb mir die Flasche.

Frau. Um Gottes willen, thue doch das nicht!

Vogt. Es muß sein, es muß sein! Ich gehe.

Frau. Es ist stockfinster; es geht gegen die Zwölfe, und in der Charwoche hat der Teufel sonst viel Gewalt.

Vogt. Hat er das Roß, so nehme er den Zaum auch. Gieb mir die Flasche; ich gehe.

Schnell nimmt er Bickel und Schaufel und Karst auf die Schulter, und eilt im tiefen Dunkel der Nacht auf den Berg, den Markstein zu versetzen. Rausch und Rache und Wuth machten ihn kühn; doch wo er ein Scheinholz erblickte, oder einen Hasen rauschen hörte, zitterte er, stand einen Augenblick still, und eilte dann wüthend weiter, bis er endlich zum Markstein kam. Er griff jetzt schnell zur Arbeit, hackte und schaufelte umher wie ein Mörder, der seinem Ermordeten ein Loch gräbt.

Vierundsiebenzigstes Kapitel.

Die Nacht betrügt Besoffene und Schelme, die in der Angst sind, am stärksten.

Aber plötzlich erschreckt ihn ein Geräusch. Ein schwarzer Mann hinter dem Gesträuche kömmt auf ihn zu. Um den Mann ist es hell in der finstern Nacht, und Feuer brennt auf des Mannes Kopfe. Das ist der leibhaftige Teufel! sagt der Vogt, flieht, heult entsetzlich, und läßt Karst und Bickel und Schaufel, den Hut und die leere Branntweinflasche zurück.

Es war Christoph, der Hühnerträger von Arnheim, der Eier in Oberhofen, Lunkofen, Hirzau und an andern Orten aufgekauft hatte, und nun auf seinem Heimwege begriffen war. Er trug auf seinem Korbe das Fell von einer schwarzen Ziege, und hatte eine Laterne daran hängen, um den Weg im Finstern zu finden. Dieser Eierträger erkannte die Stimme des fliehenden Vogtes; und da er dachte, daß er gewiß etwas Böses im Sinn habe, ergrimmte er bei sich selber, und sprach: Dem verfluchten Buben will ich es jetzt machen! Er meint, ich

sei der Teufel. Schnell stellt er seinen Korb ab, nimmt Karst und Bickel und Schaufel und seinen mit Eisen beschlagenen Botenstock, bindet Alles zusammen, schleppt es hinter sich her über den Felsweg hinunter, daß es fürchterlich rasselte, läuft so dem Vogt nach, und ruft mit hohler, heulender Stimme: Oh! ah! uh! Hummel! oh! ah! uh! du bist mein! wa—art! Hu—Hummel!

Der arme Vogt läuft, was er vermag, und schreit in seinem Laufen erbärmlich: Mordio und Helfio! Wächter, der Teufel nimmt mich!

Und der Hühnerträger immer hinten nach: Oh! ah! uh! Vo—ogt! wa—art! Vo—ogt! du bist mein, Vo—o—ogt!

Fünfundsiebenzigstes Kapitel.

Das Dorf kömmt in Bewegung.

Der Wächter im Dorfe hörte das Laufen und Rufen vom Berge, und verstand alle Worte; aber er fürchtete sich, und klopfte einigen Nachbarn am Fenster an. Steht doch auf, Nachbarn! sagte er zu ihnen, und höret, wie es am Berge geht. Es ist, als wenn der Teufel den Vogt nehmen wollte. Höret doch, wie er Mordio und Helfio ruft, und er ist doch, weiß Gott, bei seiner Frau. Es sind noch keine zwei Stunden, daß ich ihn unter seinem Fenster gesehen habe.

Als ihrer etwa zehen beisammen waren, riethen sie, sie wollten alle mit einander, mit dem Windlicht und mit Gewehr wohl versehen, dem Geräusch entgegen gehen, aber frisches Brot, den Psalter und das Testament mit in den Sack nehmen, daß ihnen der Teufel Nichts anhaben könne. Die Männer giengen, hielten aber zuerst noch bei des Vogts Haus still, um zu sehen, ob er daheim sei.

Die Vögtin wartete in Todesangst, wie es ihm auf dem Berge gehen möchte; und da sie den nächtlichen Lärm hörte, und die Männer mit den Windlichtern an ihrem Hause klopften, erschrak sie entsetzlich, und rief ihnen: Herr Jesus! was wollt ihr?

Männer. Dein Mann soll herunter kommen.

Frau. Er ist nicht bei Hause. Aber, Herr Jesus! was ist es doch, daß ihr da seid?

Männer. Das ist eben schlimm, wenn er nicht daheim ist. Horch, wie er Mordio und Helfio schreit, als wenn der Teufel ihm nachliefe!

Die Frau läuft jetzt mit den Männern wie unsinnig fort. Der Wächter fragte sie unterwegs: Was Teufels thut doch dein Mann jetzt noch auf dem Berg? Er war ja noch vor ein paar Stunden bei Haus. Sie antwortete kein Wort, sondern heulte entsetzlich, und auch des Vogts Hund heulte an seiner Kette entsetzlich.

Als aber der Hühnerträger das Volk, das dem Vogt zu Hülfe eilte, sich nähern sah, und des Vogts Hund so fürchterlich heulen hörte; kehrte er um, und gieng so still und geschwind, als er konnte, wieder den Berg hinauf zu seinem Korb, packte seine Beute auf, und setzte dann seinen Weg fort.

Kunz aber, der mit des Vogts Frau einige Schritte voraus war, merkte, daß es eben nicht der Teufel sei, faßte den heulenden Vogt ziemlich unsanft beim Arme, und sagte ihm: Was ist das? Warum thust du auch so, du Narr?

O, o, laß mich! O Teufel, laß mich! sagte der Vogt, der im Schrecken Nichts sah, und Nichts hörte.

Du Narr! ich bin Kunz, dein Nachbar, und das ist deine Frau, sagte ihm dieser.

Die andern Männer sahen zuerst ziemlich behutsam umher, wo etwa der Teufel doch stecken möchte, und der mit dem Windlicht zündete sorgfältig in die Höhe und auf den Boden und auf alle vier Seiten; es steckte auch ein Jeder seine rechte Hand in den linken Sack zum neugebackenen Brot, zum Testament und zum Psalter. Da sich aber lange Nichts zeigte, faßten sie nach und nach Muth, und Einige wurden sogar munter, und fiengen an, den Vogt zu fragen. Hat der Teufel dich mit den Klauen gekräuelt, oder mit den Füßen getreten, daß du so bluteſt? Andere aber sprachen: Es ist jetzt nicht Zeit zu spotten; wir haben ja Alle die schrecklichen Stimmen gehört. Kunz aber sagte: Ich glaube, ein Wilddieb oder ein Harzer habe den Vogt und uns Alle geäffet. Als ich ihm nahe kam, hörte das Geheul auf, und ein Mensch lief den Berg hinauf, was er konnte. Es hat mich tausendmal gereut, daß ich ihm nicht nachgelaufen bin, und wir waren Narren, daß wir des Vogts Hund nicht mitgenommen haben.

Männer. Du bist ein Narr, Kunz! Das war in Ewigkeit keine Menschenstimme. Es gieng durch Leib und Seele, es drang durch Mark und Bein; und ein mit Eisen beladener Wagen rasselt nicht so auf der Bergstraße, wie das gerasselt hat.

Kunz. Ich will euch nicht widersprechen, Nachbarn. Es schauerte mir auch, da ich es hörte; aber doch laß ich mir nicht ausreden, daß ich Jemanden wieder den Berg hinauf laufen gehört habe.

Männer. Meinst du, der Teufel könne nicht auch laufen, daß man ihn höre?

Der Vogt aber hörte von allem Gerede kein Wort. Und da er daheim war, bat er die Männer, daß sie doch diese Nacht bei ihm bleiben möchten; und sie blieben gar gerne im Wirthshause.

Sechsundsiebenzigstes Kapitel.

Der Pfarrer kömmt ins Wirthshaus.

Indessen hatte der nächtliche Lärm Alles im Dorfe aufgeweckt. Auch im Pfarrhause stand Alles auf; denn man vermuthete Unglück. Und da der Pfarrer noch fragen ließ, was für ein Lärm sei, bekam er erschreckliche Berichte über den gräulichen Vorfall. Und der Pfarrer dachte, er wolle diesen Schrecken des Vogts, so dumm seine Ursache auch sei, benutzen, und gieng in der Nacht ins Wirthshaus.

Blitzschnell verschwanden die Weinkrüge von allen Tischen, da er kam. Die Bauern standen auf, und sagten: Willkommen, wohlehrwürdiger Herr Pfarrer!

Der Pfarrer dankte, und sagte den Nach-

barn: Es ist brav, daß ihr, wenn ein Unglück begegnet, so bereit und dienstfertig seid. Aber wollet ihr mich jetzt eine Weile bei dem Vogt allein lassen?

Bauern. Es ist unsere Schuldigkeit, wohlehrwürdiger Herr Pfarrer. Wir wünschen euch eine glückselige Nacht.

Pfarrer. Ein Gleiches, ihr Nachbarn! Aber ich muß euch noch bitten, daß ihr euch in Acht nehmet, was ihr über diesen Vorfall erzählet. Es ist allemal unangenehm, wenn man großes Geschrei von einer Sache macht, und darnach herauskömmt, daß Nichts an der Sache sei, oder etwas ganz Anderes. Für jetzt weiß einmal noch Niemand, was eigentlich begegnet ist, und ihr wisset doch, Nachbarn, die Nacht trügt.

Es ist so, wohlehrwürdiger Herr Pfarrer, sagten die Bauern innert der Thüre, und: Er ist immer so ein Narr, und will Nichts glauben — sagten sie draußen.

Siebenundsiebenzigstes Kapitel.

Seelsorgerarbeit.

Der Pfarrer aber redete mit dem Vogt herzlich, und sagte zu ihm: Untervogt, ich habe vernommen, daß dir Etwas begegnet ist, und ich bin da, dir mit Trost, so gut ich kann, an die Hand zu gehen. Sage mir aufrichtig: was ist dir eigentlich begegnet?

Vogt. Ich bin ein armer, unglücklicher Tropf; der leidige Satan hat mich nehmen wollen.

Pfarrer. Wie so, Vogt? wo ist dir das begegnet?

Vogt. Oben auf dem Berge.

Pfarrer. Hast du denn wirklich Jemanden gesehen? hat dich Jemand angegriffen?

Vogt. Ich sah ihn, ich sah ihn, wie er auf mich zulief. Es war ein großer, schwarzer Mann, und er hatte Feuer auf seinem Kopfe. Er ist mir nachgelaufen bis unten an den Berg.

Pfarrer. Warum blutest du am Kopfe?

Vogt. Ich bin im Herunterlaufen gefallen.

Pfarrer. Es hat dich also Niemand mit einer Hand angerührt?

Vogt. Nein, aber gesehen habe ich ihn mit meinen Augen.

Pfarrer. Nun, Vogt, wir wollen uns nicht dabei aufhalten. Ich kann nicht begreifen, was es eigentlich war. Es mag aber gewesen sein, was es will, so ist es gleichviel; denn, Untervogt, es ist eine Ewigkeit, wo ohne einigen Zweifel die Gottlosen in seine Klauen fallen werden, und diese Ewigkeit und die Gefahr, nach dem Tode in seine Klauen zu fallen, sollte dich bei deinem Alter und bei deinem Leben freilich unruhig und sorgenvoll machen.

Vogt. O Herr Pfarrer! ich weiß vor Sorgen und Unruhe nicht, was ich thue. Um Gottes willen, was kann, was soll ich machen, daß ich vom Teufel wieder los werde? Bin ich nicht jetzt schon ganz in seiner Gewalt?

Pfarrer. Vogt, plage dich nicht mit Geschwätz und mit närrischen Worten. Du bist bei Sinnen und Verstand und also ganz in deiner eigenen Gewalt. Thue, was recht ist, und was dir dein Gewissen sagt, daß du es Gott und Menschen schuldig seist; du wirst alsdann

Seelsorgerarbeit.

bald merken, daß der Teufel keine Gewalt über dich hat.

Vogt. O Herr Pfarrer! was kann, was muß ich denn thun, daß ich bei Gott wieder zu Gnaden komme?

Pfarrer. Im Ernste deine Fehler bereuen, dich bessern und dein ungerechtes Gut wieder zurückgeben.

Vogt. Man glaubt, ich sei reich, Herr Pfarrer; aber ich bin es, weiß Gott, nicht.

Pfarrer. Das ist gleichviel. Du hast des Rudis Matte mit Unrecht, und Wüst und Keibacher haben einen falschen Eid gethan. Ich weiß es, und werde nicht ruhen, bis der Rudi wieder zu dem Seinigen gelangt.

Vogt. O Herr Pfarrer! um Gottes willen habt Mitleiden mit mir!

Pfarrer. Das beste Mitleiden, das man mit dir haben kann, ist das, dich wo möglich dahin zu bringen, daß du gegen Gott und Menschen thust, was du schuldig bist.

Vogt. Ich will ja thun, was ihr wollt, Herr Pfarrer.

Pfarrer. Willst du dem Rudi seine Matte wieder zurückgeben?

Vogt. Um Gottes willen! ja, Herr Pfarrer.

Pfarrer. Erkennest du also, daß du sie mit Unrecht besitzest?

Vogt. In Gottes Namen! ja, Herr Pfarrer; ich muß es bekennen. Aber ich komme an den Bettelstab, wenn ich sie verliere.

Pfarrer. Es ist besser betteln, als armer Leute Gut unrechtmäßig vorenthalten. (Der Vogt seufzt.) Aber was thatest du auch mitten in der Nacht auf dem Berge?

Vogt. Um Gottes willen, fraget mich doch das nicht, Herr Pfarrer! Ich kann, ich darf es nicht sagen. Habt Mitleiden mit mir; ich bin sonst verloren.

Pfarrer. Ich will dir nicht zumuthen, mir Etwas zu offenbaren, das du nicht willst. Thust du es gern, so will ich dir rathen, wie ein Vater; willst du es nicht thun, in Gottes Namen, so ist es dann deine Schuld, wenn ich dir da, wo du es vielleicht am nöthigsten hättest, nicht rathen kann. Aber da ich ohne deinen Willen von Allem, was du mir sagen wirst, Nichts offenbaren werde, so kann ich doch nicht sehen, was du dabei gewinnest, wenn du mir Etwas verschweigst.

Vogt. Aber werdet ihr gewiß Nichts wider meinen Willen offenbar machen, es mag sein, was es will?

Pfarrer. Nein, gewiß nicht, Vogt.

Vogt. So will ich es euch in Gottes Namen sagen. Ich wollte dem Junker einen Markstein versetzen.

Pfarrer. Lieber Gott und mein Heiland! warum auch dem guten, lieben Junker?

Vogt. Ach, er wollte mir das Wirthshaus oder den Vogtsdienst nehmen, und das brachte mich in Wuth.

Pfarrer. Du bist doch ein unglücklicher Tropf, Vogt! Er meinte es so wenig böse. Er hat dir noch einen Ersatz geben wollen, wenn du die Vogtsstelle freiwillig aufgeben würdest.

Vogt. Ist das auch wahr, Herr Pfarrer?

Pfarrer. Ja, Vogt, ich kann dir es für gewiß sagen; denn ich habe es aus seinem Munde. Er hat am Samstag Abend auf seinem Berge gejagt, und ich habe ihn auf dem Wege von Reutihof, wo ich bei der alten Frau war, angetroffen. Da hat er mir ausdrücklich gesagt, der junge Meier, den er zum Vogt machen wolle, müsse dir, damit du dich nicht zu beklagen habest, hundert Gulden jährlichen Ersatz geben.

Vogt. Ach Gott, Herr Pfarrer! hätte ich das gewußt, ich würde nicht in dieses Unglück gefallen sein!

Pfarrer. Man muß Gott vertrauen, auch wenn man noch nicht sieht, wo seine Vater-

güte eigentlich hervorblicken will; und von einem guten Herrn muß man Gutes hoffen, auch wenn man noch nicht sieht, wie und worin er sein gutes Herz offenbaren will. Das macht, daß man ihm getreu bleibt und ihm vertraut, und dadurch denn sein Herz in allen Fällen zum Mitleid und zu aller Vatergüte offen findet.

Vogt. Ach Gott, wie ein unglücklicher Mann ich bin! Hätte ich auch nur die Hälfte von diesem gewußt!

Pfarrer. Das Geschehene ist jetzt nicht mehr zu ändern; aber was willst du jetzt thun, Vogt?

Vogt. Ich weiß es in Gottes Namen nicht. Das Bekenntniß bringt mich um mein Leben. Was meint ihr, Herr Pfarrer?

Pfarrer. Ich wiederhole, was ich dir eben gesagt habe. Ich will dir kein Bekenntniß zumuthen. Das, was ich sage, ist ein bloßer Rath; aber meine Meinung ist, der gerade Weg habe noch Niemanden übel ausgeschlagen. Arner ist barmherzig, und du bist schuldig. Thu' jetzt, was du willst; aber ich würde es auf seine Barmherzigkeit ankommen lassen. Ich sehe wohl, daß der Schritt schwer ist; aber es ist auch schwer, ihm den Fehler zu verschweigen, wenn du wahre Ruhe und Zufriedenheit für dein Herz suchest. (Der Vogt seufzt, und redet Nichts; der Pfarrer aber fährt fort, und sagt wieder:) Thue jetzt, in Gottes Namen, was du willst, Vogt; ich will dir Nichts zumuthen. Aber je mehr ich es überlege, desto mehr dünkt mich, du fahrest am besten, wenn du es auf Arners Barmherzigkeit ankommen lassest; denn ich muß dir doch auch sagen, der Junker wird wohl nachforschen, warum du in dieser späten Nachtzeit auf der Straße gewesen seist.

Vogt. Herr Jesus, Herr Pfarrer! was mir in den Sinn kommt! Ich habe Bickel und Schaufel und Karst, und was weiß ich noch, beim Marksteine gelassen, und er ist schon halb ausgegraben. Es übernimmt mich eine Angst und ein Schrecken wegen des Bickels und des Karsts, daß es entsetzlich ist, Herr Pfarrer.

Pfarrer. Wenn dich wegen des armseligen Bickels und Karsts, die man ja leicht heute noch vor Tage wegtragen und verbergen kann, eine solche Angst übernimmt, Vogt, so denke doch, wie tausend solche Umstände und Vorfälle dir begegnen werden und begegnen müssen, wenn du schweigest, die dir deine übrigen Tage noch alle zu Tagen der größten Unruhe und der bittersten fortdauernden Besorgnisse machen werden. Ruhe für dein Herz wirst du nicht finden, Vogt, wenn du das nicht bekennest.

Vogt. Und ich kann auch nicht wieder bei Gott zu Gnaden kommen, wenn ich schweige.

Pfarrer. Vogt, wenn du das selber denkst, und selber besorgst und befürchtest, und doch wider die Stimme deines Gewissens, wider deine eigene Überzeugung schweigest, wie könnte es möglich sein, daß dieses Thun Gott gefallen, und dir seine Gnade wiederbringen könnte?

Vogt. So muß ich es denn bekennen?

Pfarrer. Gott wolle mit seiner Gnade bei dir sein, wenn du thust, was dein Gewissen dich heißt.

Vogt. Ich will es bekennen.

Und da er dieses gesagt hatte, betete der Pfarrer vor ihm also:

Preis und Dank und Anbetung, Vater im Himmel! Du hast deine Hand gegen ihn ausgestreckt, und sie hat ihm Zorn und Entsetzen geschienen, die Hand deiner Erbarmung und Liebe; aber sie hat sein Herz bewegt, daß er sich nicht mehr gegen die Stimme der Wahrheit verhärtet, wie er sich lange gegen sie verhärtet hat. Du, der du Schonung und Mitleid und Gnade bist, nimm das Opfer seines Bekenntnisses gnädig an, und ziehe deine Hand nicht ab von ihm. Vollende das Werk der Erbarmung, und laß ihn wieder deinen Sohn, dei-

nen Begnadigten werden. O Vater im Himmel! der Menschen Leben auf Erden ist Irrthum und Sünde; darum bist du gnädig den armen Kindern der Menschen, und verzeihest ihnen ihre Übertretung und Sünde, wenn sie sich bessern. Preis und Anbetung, Vater im Himmel! Du hast deine Hand gegen ihn ausgestreckt, daß er dich suche. Du wirst das Werk deiner Erbarmung vollenden, und er wird dich finden, lobpreisen deinen Namen, und verkündigen deine Gnade unter seinen Brüdern.

Jezt war der Vogt durch und durch bewegt, und Thränen flossen von seinen Wangen. O Gott! so sagte er, Herr Pfarrer, ich will es bekennen und thun, was man will. Ich will Ruhe suchen für mein Herz und Gottes Erbarmen.

Der Pfarrer redete noch eine Weile mit ihm, tröstete ihn, und gieng dann wieder nach Hause. Es gieng aber schon gegen fünf Uhr, da er heim kam. Er schrieb dann alsobald an Arner. Der Brief, den er gestern geschrieben, und der heutige lauteten also:

Achtundsiebenzigstes Kapitel.

Zwei Briefe vom Pfarrer an Arner.

Erster Brief.

Hochedelgeborner, gnädiger Herr!

Der Überbringer dieses, Hans Wüst, hat mir heute eine Sache geoffenbart, die von einer Natur ist, daß ich nicht umhin konnte, ihm zu rathen, sie Euer Gnaden als seinem Richter zu entdecken. Er hält nämlich in seinem Gewissen dafür, der Eid, den er und Keibacher vor zehen Jahren bei der Sache zwischen dem Hübelrudi und dem Vogt geschworen haben, sei falsch. Es ist eine sehr traurige Geschichte, und es kommen dabei sehr bedenkliche Umstände von dem verstorbenen Schloßschreiber und dem unglücklichen Vikari meines in Gott ruhenden Vorfahrs ins Licht, und mir schauert vor aller Ärgerniß, so dieses Bekenntniß hervorbringen kann. Ich danke aber wieder Gott, daß der Ärmste unter meinen vielen Armen, der gedrückte leidende Rudi mit seiner schweren Haushaltung durch dieses Bekenntniß wieder zu dem Seinigen kommen kann. Die täglich steigende Bosheit des Vogts und sein Muthwille, der jetzt auch sogar der Feste nicht mehr achtet, machen mich glauben, die Zeit seiner Demüthigung sei nahe. Für den unglücklichen armen Wüst bitte ich demüthig und dringend um alle Barmherzigkeit und Gnade, welche die Pflichten der Gerechtigkeit dem menschenliebenden Herzen Euer Gnaden erlauben können.

Meine liebe Frau empfiehlt sich Ihrer edelmüthigen Gemahlin, und meine Kinder Ihren guten Fräuleins. Sie sagen tausendfachen Dank für die Blumenzwiebeln, mit denen sie unsern Krautgarten verzieren wollen. Gewiß werden ihnen meine Kinder mit Fleiß abwarten; denn ihre Blumenfreude ist unbeschreiblich.

Erlauben Sie, hochedelgeborner, gnädiger Herr, daß ich mit pflichtschuldiger Ergebenheit mich nenne

Euer wohledelgebornen Gnaden

Bonnal, den 20. März 1780.

gehorsamsten Diener,
Joachim Ernst, Pfarrer.

Zweiter Brief.

Hochedelgeborner, gnädiger Herr!

Seit gestern Abends, da ich Euer Gnaden in beiliegend schon versiegeltem Schreiben den Vorfall mit dem Hans Wüst pflichtgemäß zu wissen thun wollte, hat die Alles leitende, weise Vorsehung meine Hoffnungen und meine Wünsche für den Rudi und meine Vermuthungen gegen den Vogt auf eine mir jetzt noch unbegreifliche und unerklärbare Weise bestätigt.

Es entstand in der Nacht ein allgemeiner Lärm im Dorf, der so groß war, daß ich Unglück vermuthete. Ich ließ nachfragen, was es sei, und erhielt den Bericht, der Teufel wolle den Vogt nehmen; er schreie erbärmlich droben am Berge um Hülfe, und alles Volk habe das erschreckliche Gerassel des ihm nachlaufenden Teufels gehört. Ich mußte ob diesem Berichte, Gott verzeihe es mir, herzlich lachen. Es kamen aber immer mehr Leute, die alle den gräulichen Vorfall bestätigten, und zuletzt berichteten, der Vogt sei wirklich mit den Männern, die ihm zu Hülfe geeilt seien, wieder heimgekehrt; aber so erbärmlich vom leidigen Satan herumgeschleppt und zugerichtet worden, daß er wahrscheinlicher Weise bald sterben werde.

Das Alles war freilich keine Waare in meinen Kram; aber was machen? Man muß die Welt brauchen, wie sie ist, weil man sie nicht ändern kann. Ich dachte, es mag nun gewesen sein, was es will, so ist der Vogt vielleicht jetzt weich, und ich muß also die gelegene Zeit nicht versäumen. Ich gieng daher sogleich zu ihm hin; aber ich fand ihn in einem erbärmlichen Zustande. Er glaubte steif und fest, der Teufel habe ihn nehmen wollen. Ich fragte zwar hin und her, um etwa auf eine Spur zu kommen; aber ich begreife noch Nichts von Allem. Nur so viel ist gewiß, daß ihn Niemand angerührt hat, und daß seine Verwundung am Kopfe, die aber leicht ist, von einem Falle herrührt. Auch hat der Teufel mit seinem Rasseln und Heulen nachgelassen.

Aber es ist Zeit, zur Hauptsache zu kommen.

Der Vogt war gedemüthigt, und bekannte mir zwei abscheuliche Thaten, die er mir freiwillig erlaubte, Euer Gnaden zu offenbaren. Erstlich: es sei wahr, was mir der Hans Wüst gestern geklagt habe; nämlich, er habe Ihren in Gott ruhenden Herrn Großvater in dem Handel mit dem Rudi irre geführt, und die Matte sei mit Unrecht in seiner Hand. Zweitens: er habe diese Nacht Euer Gnaden einen Markstein versetzen wollen, und sei wirklich an dieser Arbeit gewesen, als ihm der erschreckliche Zufall begegnet sei.

Ich bitte nun Euer Gnaden demüthig um Schonung und Barmherzigkeit auch für diesen unglücklichen Mann, der Gottlob auch zur Demuth und zur Reue zurückzukommen scheint.

Da sich die Umstände seit gestern geändert haben, schicke ich den Hans Wüst nicht mit seinem Briefe, sondern ich sende beide durch Wilhelm Äbi, und ich erwarte, was Euer Gnaden hierin für fernere Befehle an mich werden gelangen lassen, womit ich mit der vorzüglichsten Achtung verharre

Euer Hochedelgeboren und Gnaden

Bonnal, den 21 März 1780.

gehorsamster Diener,
Joachim Ernst, Pfarrer.

Neunundsiebenzigstes Kapitel.

Des Hühnerträgers Bericht.

Wilhelm Äbi eilte nun mit den Briefen auf Arnburg; aber Christoph, der Hühnerträger, war früher im Schloß, und erzählte dem Junker Alles, was begegnet war, der Länge und der Breite nach. Der Junker aber mußte auf seinem Lehnstuhle über die Geschichte, über den Schrecken des Vogts und über das Oh! Ah! Uh! des Hühnerträgers lachen, daß er den Bauch mit beiden Händen halten mußte.

Therese, seine Gemahlin, die im Nebengemach noch in der Ruhe war, hörte das laute Gelächter und das Oh! Ah! Uh! des Hühnerträgers, und rief: Karl! was ist das? Komm doch herein, und sage mir, was es ist.

Da sagte der Junker zum Hühnerträger: Meine Frau will auch hören, wie du den Teufel vorstellen kannst; komm herein. Er gieng jetzt mit dem Hühnerträger in das Schlafzimmer seiner Gemahlin, und dieser erzählte dann wieder, wie er den Vogt bis unten ins Feld verfolgt habe, wie seine Nachbarn bei Dutzenden mit Spießen und Prügeln und Windlichtern dem armen Vogt zu Hülfe gekommen seien, und wie er dann wieder still den Berg hinauf geschlichen sei.

Therese und Karl lachten auf ihrem Bette wie Kinder, und ließen den Hühnerträger, so viel er wollte, von dem köstlichen Weine des Junkers, der seit gestern noch da stand, trinken. *)

*) Manche Gräfin würde freilich gerufen haben: Herr Jesus, was denkst du auch, Junker? Margrithe, gieb doch Dienstenwein!

Hingegen verbot ihm Arner, Jemanden ein Wort von der Sache zu erzählen.

Indessen langte Wilhelm Äbi mit des Pfarrers Briefen an. Arner las sie, und die Geschichte des Hans Wüst rührte ihn am meisten. Die Unvorsichtigkeit seines Großvaters und das Unglück des Rudi giengen ihm zu Herzen; aber die weise Handlungsart des Pfarrers freute ihn in der Seele. Er gab die Briefe sogleich seiner Therese, und sagte: Das ist doch ein herrlicher Mann, mein Pfarrer in Bonnal. Menschenfreundlicher und sorgfältiger hätte er nicht handeln können.

Therese las die Briefe, und sagte: Das ist eine erschreckliche Sache mit dem Wüst. Du mußt dem Rudi wieder zu dem Seinigen helfen. Säume doch nicht; und wenn der Vogt sich sträubt, die Matte zurückzugeben, so wirf ihn in alle Löcher. Es ist ein Satan, dem du nicht schonen mußt.

Ich will ihn aufknüpfen lassen, antwortete Arner. — Ach nein, du tödtest Niemanden! erwiederte Therese.

Meinst du, Therese? sagte Karl, und lächelte. — Ja ich meine es, sagte Therese, und küßte ihren Karl.

Du würdest mich nicht mehr küssen, glaube ich, wenn ich es thäte, Therese, sagte Karl.

Und Therese lächelnd: Das denk' ich!

Arner aber gieng in sein Kabinet, und antwortete dem Pfarrer.

Achtzigstes Kapitel.

Des Junkers Antwortschreiben an den Pfarrer.

Wohlehrwürdiger, lieber Herr Pfarrer!

Der Vorfall mit dem Vogt ist mir eine Stunde vor Ihrem Schreiben durch den Teufel selbst, der den Vogt den Berg hinabjagte, geoffenbart worden, und der ist mein lieber Hühnerträger Christoph, den Sie wohl kennen. Ich erzähle Ihnen die ganze Geschichte, die recht lustig ist, noch heute; denn ich komme zu Ihnen, und will wegen des Marksteins Gemeinde halten lassen, und zugleich will ich mit meinen Bauern wegen ihres Gespensterglaubens jetzt eine Komödie spielen, und Sie, mein lieber Herr Pfarrer, müssen auch mit mir in diese Komödie. Ich denke, Sie sind noch nicht in vielen gewesen, sonst würden Sie gewiß nicht so schüchtern, aber vielleicht auch nicht so herzgut und so zufrieden sein.

Ich sende Ihnen hier von meinem besten Weine zum herzlichen Gruß und Dank, daß Sie mir so redlich und brav geholfen haben, meines lieben Großvaters Fehler wieder gut zu machen. Wir wollen diesen Abend zu seinem Andenken Eins davon mit einander trinken. Mein lieber Herr Pfarrer, er war doch ein braver Mann, wenn die Schelme schon so oft sein gutes Herz und sein Zutrauen gemißbraucht haben.

Ich danke Ihnen, mein lieber Herr Pfarrer, für Ihre Mühe und für Ihre Sorgfalt wegen des Hübelrudi. Freilich will ich ihm helfen. Noch heute muß er mit meinem lieben Großvater wieder zufrieden werden, und, will's Gott, in seinem Leben bei seinem Andenken nicht mehr trauern. Es thut mir in der Seele leid, daß er so unglücklich gewesen ist, und ich will, auf was Weise ich kann, dafür sorgen, daß der Mann für sein Leiden und seinen Kummer mit Freude und Ruhe wieder erquickt werde. Wir sind gewiß schuldig, die Fehler unserer Eltern wieder gut zu machen, so viel wir können und vermögen. O es ist nicht recht, Herr Pfarrer, daß man behauptet, ein Richter sei nie in einer Gefahr und nie einen Ersatz schuldig. Ach Gott, Herr Pfarrer, wie wenig kennt man den Menschen, wenn man nicht einsieht, daß alle Richter eben durch Gefahr ihres Vermögens nicht nur zur Ehrlichkeit, sondern zur Sorgfalt und zur Anstrengung aller Aufmerksamkeit sollten bewogen und angehalten werden. Aber was ich da vergebens schwatze!

Meine Frau und meine Kinder grüßen Ihre Geliebten alle herzlich, und senden Ihren Töchtern noch eine Schachtel Blumenzeug. Leben Sie wohl, mein lieber Herr Pfarrer! und stürmen Sie jetzt nicht so in allen Stuben herum, Alles aufzuräumen und Würste und Schinken zu sieden, als ob ich vor lauter Hunger bei Ihnen einkehren wolle, sonst werde ich nicht wieder zu Ihnen kommen, so lieb Sie mir sind.

Ich danke Ihnen noch einmal, mein lieber Herr Pfarrer, und bin mit wahrer Zuneigung

Arnburg den 21. März 1780. Ihr aufrichtiger Freund, Karl Arner von Arnheim.

N. S. So eben sagt mir meine Frau, sie wolle die Komödie mit dem Hühnerträger auch sehen. Wir kommen Ihnen also Alle mit den Kindern und mit dem großen Wagen auf den Hals.

Einundachtzigstes Kapitel.

Ein guter Küher.

Da Arner den Wilhelm fortgeschickt hatte, gieng er in seinen Stall, wählte unter seinen fünfzig Kühen für den Hübelrudi eine aus, und sagte zu seinem Küher: Füttere mir diese Kuh wohl, und sage dem Buben, daß er sie nach Bonnal führe, und in den Pfrundstall stelle, bis ich kommen werde.

Der Küher aber antwortete seinem Herrn: Herr, ich muß thun, was ihr mich heißt; aber es ist unter diesen fünfzigen allen keine, die mich so reut. Sie ist noch so jung, so wohlgestaltet und schön; sie kömmt mit der Milch in die beste Zeit.

Junker. Du bist brav, Küher, daß dich die schöne Kuh reut. Mich aber freut es, daß ich es getroffen habe; denn ich suchte eben die schönste. Sie kommt in eines armen Mannes Stall, Küher. Laß sie dich also nicht reuen; sie wird ihn auch freuen.

Küher. Ach Herr, es ist ewig Schade um die Kuh! Bei einem armen Manne wird sie abfallen, sie wird mager und häßlich werden. O Herr, wenn ich es vernehme, daß sie Mangel habe, ich laufe alle Tage auf Bonnal, und bringe ihr Salz und Brot alle Säcke voll.

Junker. Du guter Küher, der Mann bekömmt eine schöne Matte und Futter genug für die Kuh.

Küher. Nun, wenn es ihr nur auch wohl geht, wenn sie doch fort muß.

Junker. Sei nur zufrieden, Küher; es soll ihr nicht fehlen.

Der Küher fütterte die Kuh, und seufzte bei sich selber, daß sein Herr die schönste im Stall wegschenke. Er nahm auch sein Morgenbrot und Salz, gab Alles dem Fleck, und sagte dann zum Jungen: Nimm deinen Sonntagsrock, und ein sauberes Hemd, kämme dich, und putze dir deine Schuhe; du mußt den Fleck nach Bonnal führen. Und der Junge that, was der Küher ihm sagte, und führte die Kuh ab.

Arner sann jetzt eine Weile still und ernsthaft dem Urtheile nach, welches er über den Vogt fällen wollte. Wie ein Vater, wenn er seinen wilden, ausartenden Knaben einsperrt und züchtigt, Nichts sucht als das Wohl seines Kindes; wie es dem Vater ans Herz geht, daß er strafen muß; wie er lieber verschonen und lieber belohnen würde; wie er seine Wehmuth bei seinen Strafen so väterlich äußert, und durch seine Liebe mitten im Strafen seinen Kindern noch mehr als durch die Strafe selber ans Herz greift: so, dachte Arner, muß ich strafen, wenn ich will, daß meine Gerechtigkeitspflege Vaterhandlung gegen meine Angehörigen sei.

In diesen Gesinnungen faßte er sein Urtheil gegen den Vogt ab. Seine Gemahlin und seine Fräulein aber hatten indessen geeilt, daß man früher als sonst zu Mittag essen könne.

Zweiundachtzigstes Kapitel.

Ein Kutscher, dem seines Junkers Sohn lieb ist.

Und der kleine Karl, der schon mehr als zehnmal den Kutscher gebeten hatte, daß er den Wagen schnell fertig halten sollte, lief noch vom Essen in den Stall, und rief: Wir haben gegessen, Franz; spanne an, und fahre geschwind ans Schloßthor.

Franz. Du lügst, Junge, sie haben noch nicht gegessen; man klingelt ja eben zum Tische.

Karl. Was sagst du, ich lüge? Das leide ich nicht, du alter Schnurrbart.

Franz. Wart Bübchen, ich will dich schnurrbarten lehren. Dafür flechte ich den Pferden die Schwänze und das Halshaar, und binde ihnen die Bänder und die Rosen ins Haar; dann geht es noch eine Stunde. Und redest du noch ein Wort, so sage ich zum Papa: Der Herodes hat das Grimmen — sieh, wie er den Kopf schüttelt! — dann läßt er die Rappen im Stall, nimmt den kleinern Wagen, und du mußt nicht mit.

Karl. Nein, Franz, höre doch auf, und flechte die Schwänze nicht; nimm doch keine Bänder. Du bist mir lieb, Franz, und ich will dir nicht mehr Schnurrbart sagen.

Franz. Du mußt mich küssen, Karl, an meinen Bart mußt du mich küssen; sonst nehme ich die Bänder, und flechte.

Karl. Nein, nur doch das nicht, Franz!

Franz. Warum sagst du mir Schnurrbart? Du mußt mich küssen; sonst nehme ich die Bänder, und fahre nicht mit den Rappen.

Karl. Nun, wenn ich muß! Aber du machst dann den Wagen doch geschwind fertig?

Da legte Franz den Roßstriegel ab, hob den jungen Junker in die Höhe, und dieser küßte ihn. Franz drückte ihn herzlich, und sagte: Auch recht, Bübli! eilte mit dem Wagen, und fuhr bald vor das Schloßthor.

Arner saß nun mit seiner Gemahlin und mit seinen Kindern ein, und Karl bat den Papa: Darf ich doch zu Franz auf den Bock sitzen? Es ist so eng und so warm im Wagen. Meinethalben, sagte Arner, und rief dem Franz: Habt gute Sorge zu ihm!

Dreiundachtzigstes Kapitel.

Ein Edelmann bei seinen Arbeitsleuten.

Und Franz fuhr mit seinen muthigen Rappen gut fort, und war bald auf der Ebene bei Bonnal, wo die Männer Steine brachen. Arner stieg jetzt aus dem Wagen, nach ihrer Arbeit zu sehen, und er traf die Arbeiter alle an ihrem schicklichen Platze an. Der Steine waren

für die Zeit, in welcher sie gearbeitet hatten, schon viele beisammen, und Arner lobte die Ordnung und die gute Anstalt bei ihrer Arbeit also, daß auch die Einfältigsten merkten, daß es ihm nicht würde entgangen sein, wenn das Geringste nicht in Ordnung oder nur zum Scheine dargestellt worden wäre. Das freute den Lienhard; denn er dachte: Es sieht jetzt ein Jeder selbst, daß es nicht an mir steht, Unordnung und Liederlichkeit zu dulden. Arner fragte auch den Meister, welches der Hübelrudi sei; und in eben dem Augenblicke, da ihm der Maurer ihn zeigte, wälzte der todtblasse und sichtbarlich schwache Rudi einen sehr großen Stein mit dem Hebeisen aus seinem Neste. Schnell rief Arner: Überlüpft euch nicht, Nachbarn, und sorget, daß Keiner unglücklich werde! Darauf befahl er noch dem Meister, ihnen einen Abendtrunk zu geben, und gieng dann weiter gegen Bonnal.

Vierundachtzigstes Kapitel.

Ein Junker und ein Pfarrer, die beide ein gleich gutes Herz haben, kommen zusammen.

Er sah bald den guten Pfarrer gegen ihn kommen; er lief ihm daher schnell entgegen, und rief ihm zu: Sie hätten sich doch in diesem Wetter nicht bemühen sollen; es ist nicht recht bei Ihren Beschwerden. Dann eilte er heim mit ihm in seine Stube, und erzählte ihm die ganze Geschichte mit dem Hühnerträger. Nachher sagte er: Ich habe ziemlich Geschäfte, Herr Pfarrer; ich will schnell daran, damit wir noch ein paar Stunden ruhig Freude mit einander haben können. Jetzt sandte er auch zu dem jungen Meier, und ließ ihm sagen, daß er zu ihm komme, und sagte zum Pfarrer: Ich will vor Allem aus des Vogts Rechnungen und Bücher versiegeln lassen; denn ich will wissen, mit wem er in Rechnung stehet, und er muß sie mit Jedermann vor mir in Ordnung bringen.

Pfarrer. Dadurch, gnädiger Herr, werden Sie einen guten Theil Ihrer Angehörigen sehr nahe kennen lernen.

Junker. Und wie ich hoffe, auch Wege finden, vieler häuslichen Verwirrung in diesem Dorfe ein Ende zu machen, wenn ich bei diesem Anlasse Jedermann deutlich und einleuchtend machen kann, wie sich die Leute unwiederbringlich verderben, wenn sie mit solchen Wucherern, wie der Vogt ist, nur um einen Kreuzer anbinden. Es dünkt mich, Herr Pfarrer, die Landesgesetze thun zu wenig, diesem Landesverderben zu steuern.

Pfarrer. Keine Gesetzgebung kann das, gnädiger Herr, aber das Vaterherz eines Herrn.

Fünfundachtzigstes Kapitel.

Des Junkers Herz gegen seinen fehlenden Vogt.

Indessen kam der jüngere Meier, und der Junker sagte zu ihm: Meier, ich bin im Falle, meinen Vogt seiner Stelle zu entsetzen; aber so sehr er sich auch verfehlt hat, bewegen mich doch einige Umstände, daß ich wünsche, ihm, so lange er lebt, noch Etwas vom Einkommen seines Dienstes zu-

kommen zu lassen. Du bist ein wohlhabender Mann, Meier, und ich denke, wenn ich dich zum Vogt mache, du lassest dem alten Manne gerne noch jährlich hundert Gulden vom Dienste zufließen.

Meier. Wenn Sie mich zu diesem Dienste tüchtig finden, gnädiger Herr, so will ich mich hierin wie in allem Andern nach Ihren Befehlen richten.

Junker. Nun, Meier, so komme morgen zu mir auf Arnburg; ich will dann dieses Geschäft in Ordnung bringen. Jetzt will ich dir nur sagen, du müssest mit meinem Schreiber und mit dem Richter Äbi dem Hummel alle seine Schriften und Rechnungen besiegeln. Ihr habt genau nachzusehen, daß von allen Papieren und Rechnungen Nichts unterschlagen werde.

Da giengen der Meier und der Herrschaftsschreiber, nahmen noch den Richter Äbi mit sich, und besiegelten des Vogts Schriften. Die Vögtin aber gieng mit einem nassen Schwamm gegen die gekreidete Wandtafel; aber der Meier sah es, hinderte sie, Etwas durchzustreichen, und ließ die gekreidete Tafel schnell abschreiben. Der Meier, der Schreiber und der Richter verwunderten sich nun, als sie auf der Tafel fanden: „Samstags den 18. dieses dem Joseph des Lienhards drei Thaler an Geld.“ Wofür das? fragten der Meier, der Schreiber und Äbi den Vogt und die Vögtin; aber sie wollte es nicht sagen. Da die Männer dann mit der Abschrift der Wandtafel ins Pfarrhaus kamen, verwunderte sich der Junker ebenfalls über diese drei Thaler, und fragte die Männer: Wisset ihr, für was das war?

Männer. Es wollte Niemand mit einer Antwort herausrücken, da wir fragten.

Junker. Ich will es bald herausbringen. Wenn Flink und der Gefängnißwächter kommen, so saget ihnen, sie sollen den Vogt und den Hans Wüst hieher bringen.

Sechsundachtzigstes Kapitel.

Der Pfarrer zeigt abermal sein gutes Herz.

Der gute Pfarrer hatte das kaum gehört, so schlich er sich alsobald von der Gesellschaft weg ins Wirthshaus, und sagte dem Vogt: Um Gottes willen, was ist das mit den drei Thalern an Joseph? Du machst dich doppelt unglücklich, wenn du es nicht sagst; denn der Junker ist zornig. Da bekannte der Vogt dem Pfarrer mit Thränen alle Umstände mit Joseph und mit dem Gelde, und der Pfarrer eilte schnell wieder zu Arner, und sagte ihm Alles, und wie wehmüthig der Vogt es ihm gestanden habe. Er bat auch den Junker noch einmal um Gnade und Barmherzigkeit für den armen Mann.

Sorgen Sie nicht, Herr Pfarrer; Sie werden mich gewiß menschlich und mitleidig finden, sagte Arner.

Er ließ hierauf den Joseph gebunden und gefangen von der Arbeit wegnehmen, und ihn mit dem Wüst und dem Vogt herbringen. Der Vogt zitterte wie ein Laub der großblätterigen Espe, und der Wüst schien in stiller Wehmuth in sich selbst gekehrt und von Herzen geduldig; der Joseph aber knirschte mit den Zähnen, und sagte zum Vogt: Du Donnersbub, du bist an Allem schuldig!

Arner ließ die Gefangenen einen nach dem andern in die untere Stube des Pfarrhauses führen, wo er sie in Gegenwart des Meiers,

des Äbi und des Weibels verhörte. Nachdem der Schreiber alle ihre Aussagen von Wort zu Wort niedergeschrieben, und sie den Gefangenen wieder vorgelesen, diese sie auch von Neuem wiederholt und bestätigt hatten, ließ er sie Alle unter die Linde des Gemeindeplatzes bringen, und befahl, jetzt an die Gemeinde zu läuten.

Siebenundachtzigstes Kapitel.

Vom guten Muth und von Gespenstern.

Vorher gieng der Junker noch ein paar Augenblicke in die obere Stube zum Pfarrer, und sagte: Ich trinke noch aus, Herr Pfarrer; denn ich will guten Muthes sein an der Gemeinde. Das muß man sein, wenn man den Leuten Etwas beibringen will.

Nichts ist gewisser, sagte der Pfarrer.

Der Junker nöthigte ihn nun, auch eins zu trinken, und sagte: Wenn nur auch einmal die Geistlichen lernten, so ganz ohne Umschweif und Ceremonie mit den Leuten umzugehen, Herr Pfarrer! Sobald die Leute einen freudigen Muth, ein ungezwungenes, offenes Wesen an einem sehen, so sind sie schon halb gewonnen.

Ach, Junker, sagte der Pfarrer, eben daran, so gerade hin, mit gutem Muth, mit freudigem, ungezwungenem Wesen mit den Leuten umzugehen, eben daran werden wir auf tausenderlei Arten gehindert.

Junker. Das ist ein Unglück für Ihren Stand, Herr Pfarrer, das sehr weit langt.

Pfarrer. Sie haben ganz Recht, Junker. Ungezwungener, treuherziger und offener sollte Niemand mit den Leuten umgehen können als die Geistlichen. Sie sollten Volksmänner sein, und dazu gebildet werden; sie sollten den Leuten in den Augen ansehen, was und wo sie reden und schweigen sollen. Ihre Worte sollten sie sparen wie Gold, und sie hergeben wie Nichts, so leicht, so treffend und so menschenfreundlich wie ihr Meister. Aber ach! sie bilden sich in andern Schulen, und man muß Geduld haben, Junker. Es sind in allen Ständen noch gleich viele Hindernisse für die liebe Einfalt und für die Natur.

Junker. Es ist so; man kömmt in allen Ständen immer mehr von dem weg, was man eigentlich sein sollte. Man muß oft und viel Zeit, in der man wichtige Pflichten seines Standes erfüllen sollte, mit Ceremonien und Komödien zubringen, und es sind wenige Menschen, die unter der Last der Etikette*) und Pedanterein**) das Gefühl ihrer Pflichten und das innere Wesen ihrer Bestimmung so rein erhalten, wie es Ihnen gelungen ist, mein lieber Herr Pfarrer. Aber an Ihrer Seite ist es mir Freude und Lust, die selige Bestimmung meiner Vaterwürde zu fühlen. Auch will ich trachten, diese Bestimmung mit reinem Herzen zu erfüllen, und wie Sie von allen Ceremonien und Gaukeleien, die man mit den Menschen spielt, nur das mitmachen, was ich muß.

Pfarrer. Sie beschämen mich, gnädiger Herr.

Junker. Ich fühle, was ich sage. — Aber es wird bald läuten. Ich sehne mich recht auf die Komödie an der Gemeinde. Dießmal,

*) Hofsitte, Höflichkeitsformen.

**) Kleinigkeitskrämereien, Abgeschmacktheiten.

glaube ich, will ich ihnen Etwas von ihrem Aberglauben austreiben.

Pfarrer. Gott gebe, daß es Ihnen gelinge! Dieser Aberglaube ist allem Guten, das man den Leuten beibringen will, immer so viel und so stark im Wege.

Junker. Ich fühle es auch an meinem Orte, wie oft und viel er sie in ihren Angelegenheiten dumm, furchtsam und verwirrt macht.

Pfarrer. Er giebt dem Kopf des Menschen einen krummen Schnitt, der Alles, was er thut, redet und urtheilt, verrückt; und was noch weit wichtiger ist, er verdirbt das Herz des Menschen, und flößt ihm eine stolze und rohe Härte ein.

Junker. Ja, Herr Pfarrer, man kann die reine Einfalt der Natur und die blinde Dummheit des Aberglaubens nie genug unterscheiden.

Pfarrer. Sie haben ganz Recht, Junker. Die unverdorbene Einfalt der Natur ist empfänglich für jeden Eindruck der Wahrheit und der Tugend, sie ist wie eine weiche Schreibtafel; die Dummheit des Aberglaubens aber ist wie gegossenes Erz, keines Eindruckes fähig als durch Feuer und Flammen. — Junker, ich will jetzt nur, da Sie von diesem Unterschiede, der mir in meinem Berufe wichtig ist, angefangen haben, einen Augenblick davon fortschwatzen.

Junker. Ich bitte Sie darum, Herr Pfarrer; die Sache ist mir eben so wichtig.

Pfarrer. Der Mensch in der unverdorbenen Einfalt seiner Natur weiß wenig; aber sein Wissen ist in Ordnung. Seine Aufmerksamkeit ist fest und stark auf das gerichtet, was ihm verständlich und brauchbar ist; er bildet sich Nichts darauf ein, Etwas zu wissen, das er nicht versteht und nicht braucht. Die Dummheit des Aberglaubens aber hat keine Ordnung in ihrem Wissen. Sie prahlt, das zu wissen, was sie nicht weiß, und nicht versteht; sie maßt sich an, die Unordnung ihres Wissens sei göttliche Ordnung, und der vergängliche Glanz ihrer Schaumblase sei göttliche Weisheit und göttliches Licht. Die Einfalt und die Unschuld der Natur brauchen alle Sinne, urtheilen nicht unüberlegt, sehen Alles ruhig und bedächtlich an, dulden Widerspruch, sorgen und eifern für Bedürfnisse und nicht für Meinungen, und wandeln sanft und still und voll Liebe einher. Der Aberglaube aber setzt seine Meinung gegen seine Sinne und gegen aller Menschen Sinne; er findet nur Ruhe im Triumph seines Eigendünkels, und er stürmt damit unsanft und wild und hart durch sein ganzes Leben. Den Menschen in seiner reinen Einfalt leiten sein unverdorbenes Herz, auf das er sich immer getrost verlassen kann, und seine Sinne, die er mit Ruhe braucht; den Abergläubigen aber leitet seine Meinung, welcher er sein Herz, seine Sinne, und oft Gott, Vaterland seinen Nächsten und sich selbst aufopfert.

Junker. Das zeigt die Geschichte auf allen Blättern, und auch ein kleines Maß von Erfahrung und von Weltkenntniß überzeugt einen Jeden, daß Hartherzigkeit und Aberglaube immer gepaart gehen, und daß sie Nichts als schädliche und bittere Folgen mit sich führen.

Pfarrer. Junker, aus diesem wesentlichen Unterschiede der Einfalt des guten, unentwickelten Menschen und der Dummheit des Aberglaubens erhellt, daß das beste Mittel, gegen den Aberglauben zu wirken, dieses ist: den Wahrheitsunterricht in der Auferziehung des Volkes auf das reine Gefühl der sanften und guten Unschuld und Liebe zu bauen, und die Kraft ihrer Aufmerksamkeit auf nahe Gegenstände zu lenken, die sie in ihren persönlichen Lagen interessiren.

Junker. Ich begreife Sie, Herr Pfarrer; und ich finde wie Sie, daß dadurch Aberglauben und Vorurtheil ihren Stachel, ihre innere Schädlichkeit, ihre Übereinstimmung mit den Leidenschaften und Begierden eines bösen Herzens und mit den grundlosen Grillen der arm-

seligen Einbildung eines müßigen, spintisirenden *) Wissens verlieren würden. Und so wäre der Rest der Vorurtheile und des Aberglaubens nur noch todtes Wort und Schatten der Sache ohne inneres Gift, und er würde dann von selbst fallen.

Pfarrer. So sehe ich es einmal an, Junker. Ordnung, nahe Gegenstände und die sanfte Entwicklung der Menschlichkeitstriebe müssen die Grundlagen des Volksunterrichts sein, weil sie unzweifelbar die Grundlage der wahren menschlichen Weisheit sind. Starke Aufmerksamkeit auf Meinungen und auf entfernte Gegenstände, und schwache auf Pflicht und That und auf nahe Verhältnisse ist Unordnung im Wesen des menschlichen Geistes. Sie pflanzt Unwissenheit in unsere wichtigsten Angelegenheiten und dumme Vorliebe für Wissen und Kenntniß, die uns Nichts angeht. Rohheit und Härte des Herzens aber sind die natürlichen Folgen alles Stolzes und aller Präsumtionen; **) daher denn offenbar die Quelle des innern Gifts des Aberglaubens und der Vorurtheile darin zu suchen ist, daß beim Unterricht des Volks seine Aufmerksamkeit nicht fest und stark auf Gegenstände gelenkt wird, die seine Personal-Lage nahe und wichtig interessiren, und sein Herz zu reiner, sanfter Menschlichkeit in allen Umständen stimmen. Thäte man das mit Ernst und Eifer, wie man mit Ernst und Eifer Meinungen einprägt, so würde man den Aberglauben an seinen Wurzeln untergraben, und ihm alle seine Macht rauben. Aber ich fühle täglich mehr, wie weit wir in dieser Arbeit noch zurück sind.

Junker. Es ist in der Welt Alles vergleichungsweise wahr oder nicht wahr. Es waren weit rohere Zeiten, Zeiten, wo man Gespenster glauben oder ein Ketzer sein mußte; Zeiten, wo man alte Frauen auf Verdacht und boshafte Klagen hin an der Folter fragen mußte, was sie mit dem Teufel gehabt hätten, oder Gefahr lief, seine Rechte und seinen Gerichtsstuhl zu verlieren.

Pfarrer. Das ist Gottlob vorbei; aber es ist noch viel vom alten Sauerteige übrig.

Junker. Nur Muth gefaßt, Herr Pfarrer! Es fällt ein Stein nach dem andern vom Tempel des Aberglaubens; wenn man nur auch so eifrig an Gottes Tempel aufbaute, als man an dem Tempel des Aberglaubens hinunter reißt!

Pfarrer. Eben da fehlt es, und eben das schwächt oder zernichtet meine Freude darüber, daß man gegen den Aberglauben arbeitet, weil ich sehe, daß alle diese Leute gar nicht bekümmert sind, das Heiligthum Gottes, die Religion, in ihrer Kraft und in ihre Stärke auf der Erde zu erhalten.

Junker. Es ist so; aber bei allen Revolutionen will man im Anfange das Kind mit dem Bade ausschütten. Man hatte Recht, den Tempel des Herrn zu reinigen; aber man fühlt jetzt schon, daß man im Eifer seine Mauern zerstoßen hat, und man wird zurückkommen, und die Mauern wieder aufbauen.

Pfarrer. Ich hoffe es zu Gott, und sehe es mit meinen Augen, daß man anfängt zu fühlen, daß die eingerissene Irreligiosität die menschliche Glückseligkeit unendlich untergrabe.

Junker. Indessen müssen wir gehen, und ich will heute auch einmal gegen den Aberglauben stürmen, und eure Gespensterkapelle zu Bonnal angreifen.

Pfarrer. Möge es Ihnen gelingen! Ich habe es mit meinem Angreifen und mit meinem Predigen dagegen noch nicht weit gebracht.

Junker. Ich will es nicht mit Worten versuchen, Herr Pfarrer. Mein Hühnerträger muß mit seinem Korb und mit seiner Laterne, mit seinem Karst und mit seinem Bickel mir überflüssige Worte ersparen.

Pfarrer. Ich glaube im Ernst, dieser

*) grübelnden.

**) Einbildungen, Anmaßlichkeiten.

werde es vortrefflich gut machen; denn es ist gewiß, wenn man solche Vorfälle wohl zu benutzen weiß, so richtet man dadurch in einem Augenblick mehr aus, als mit allen Rednerkünsten in einem halben Jahrhundert.

Achtundachtzigstes Kapitel.

Von Gespenstern in einem andern Tone.

Indessen waren die Bauern bald alle auf dem Gemeindeplatz. Der gestrige Vorfall und das Gerücht von den Gefangenen war die Ursache, daß sie haufenweise herzueilten. Die erschreckliche Erscheinung des Teufels hatte sie innigst bewegt, und sie hatten vom Morgen frühe an schon berathschlagt, was unter diesen Umständen zu thun sei, und sich entschlossen, es nicht mehr zu dulden, daß der Pfarrer so ungläubig lehre und predige, und alle Gespenster verlache. Sie riethen, sie wollen den Ehegaumer Hartknopf angehen, daß er dafür einen Vortrag mache an der Gemeinde. Der junge Meier aber widersetzte sich, und sprach: Ich mag nicht, daß der alte Geizhund, der seine Kinder verhungern läßt, und allen schmutzigen Suppen nachläuft, für uns und für unsern Glauben reden soll. Es ist uns eine ewige Schande, wenn wir den Heuchler anreden. Die Bauern antworteten: Wir wissen wohl, daß er ein Heuchler und ein Geizhund ist; wir wissen auch, daß seine Dienstmagd ein Laster ist wie er, und wie sie mit einander leben. Es ist wahr, es lügt Keiner von uns Allen so frech, und keiner pflügt dem andern wie er über die Mark, und keiner putzt in der Ernte beide Seiten der Furchen aus wie er; aber dann kann von uns auch keiner wie er mit einem Pfarrer reden, oder eine geistliche Sache behaupten. Wenn du einen weißt, der es nur halb kann wie er, und es thun will, so ist es gut. — Aber der Meier wußte Niemanden.

Also redeten die Männer den Ehegaumer an, und sprachen: Du Hartknopf, du bist der Mann, der einem Geistlichen Antwort geben kann, wie Keiner von uns Allen. Du mußt, wenn der Junker heute Gemeinde halten wird, den Pfarrer verklagen wegen seines Unglaubens, und einen Bettag begehren wegen der Erscheinung des leidigen Satans. Sie redeten es aber dennoch nicht öffentlich mit ihm ab, sondern nur die Vornehmsten betrieben den Handel; denn der Pfarrer hatte unter den Armen viele Freunde, aber den größern Bauern war er desto verhaßter, besonders seitdem er in einer Morgenpredigt erklärt hatte, es sei nicht recht, daß sie sich der Vertheilung eines elenden Weidgangs, welche der Junker zum Vortheile der Armen betreibe, widersetzten. Der Ehegaumer Hartknopf aber nahm den Ruf an, und sprach: Ihr berichtet mich zwar spät, doch will ich auf den Vortrag studieren. Und er gieng von den Bauern weg in sein Haus, und studierte den Vortrag vom Morgen bis an den Abend, da es zur Gemeinde läutete. Da aber jetzt die Verschworenen fast alle bei einander waren, wunderten sie sich, warum der Hartknopf nicht komme, und wußten nicht, wo es fehlte. Da sagte ihnen Nickel Spitz: Es fehlt wahrlich nirgends, als daß er wartet, bis ihr ihn abholet. Was ist zu

Ein Urtheil.

machen? sagten die Bauern; wir müssen dem Narren uns wohl unterziehen, sonst kömmt er nicht. Und sie sandten drei Richter, ihn abzuholen. Diese kamen dann bald wieder mit ihm zurück, und der Ehegaumer grüßte die Bauern so gravitätisch wie ein Pfarrer, und versicherte die Vorgesetzten und Verschwornen, die um ihn herum standen, leise und bedenklich, er habe nun den Vortrag studiert.

Indessen gab Arner dem Hühnerträger zum Zeichen, wenn er ein großes weißes Schnupftuch zum Sack herausziehe, so solle er dann kommen, und ordentlich Alles vortragen und thun, wie abgeredet sei. Dann gieng er mit dem Pfarrer und mit dem Schreiber an die Gemeinde. Alles Volk stand auf, und grüßte den gnädigen Herrn und den wohlehrwürdigen Herrn Pfarrer. Arner dankte ihnen mit väterlicher Güte, und sagte den Nachbarn, sie sollten sich auf ihre Bänke setzen, damit Alles in der Ordnung gehe.

Therese aber und die Frau Pfarrerin, auch alle Kinder und Dienste aus dem Schloß und aus dem Pfarrhause standen auf dem Kirchhof, von dem man gerade hin auf den Gemeindeplatz sehen konnte.

Arner ließ jetzt die Gefangenen einen nach dem andern vorführen, und ihnen Alles, was sie ausgesagt und bekannt hatten, öffentlich vorlesen. Nachdem sie vor der Gemeinde das Vorgelesene bestätigt hatten, befahl er dem Vogt, sein Urtheil auf den Knieen anzuhören, und redete ihn dann also an:

Neunundachtzigstes Kapitel.

Ein Urtheil.

Unglücklicher Mann!

Es thut mir von Herzen weh, dir in deinen alten Tagen die Strafen anzuthun, die auf Verbrechen, wie die deinigen sind, folgen müssen. Du hast den Tod verdient, nicht weil des Hübelrudis Matte oder mein Markstein eines Menschen Leben werth sind, sondern weil meineidige Thaten und ein freches Räuberleben über ein Land grenzenlose Gefahren und Unglück bringen können. Der meineidige Mann und der Räuber werden Mörder beim Anlaß, und sind Mörder im vielfachen Sinn durch die Folgen der Verwirrung, des Verdachts, des Jammers und des Elends, das sie anrichten. Darum hast du den Tod verdient. Ich schenke dir zwar wegen deines Alters, und weil du einen Theil deiner Verbrechen gegen mich persönlich ausgeübt hast, das Leben. Deine Strafe aber ist diese:

Du sollst noch heute in Begleitung aller Vorgesetzten, und wer sonst mitgehen will, zu meinem Marksteine gebracht werden, um daselbst in Ketten Alles wieder in den vorigen Stand zu stellen. Hierauf sollst du in das Dorfgefängniß hier in Bonnal geführt werden; daselbst wird dein Herr Pfarrer vierzehn Tage lang alle Tag zu dir kommen, und deinen Lebenslauf von dir abfordern, damit man deutlich und klar finden könne, woher eigentlich diese große Ruchlosigkeit und diese Härte deines Herzens entsprungen ist. Ich selbst werde alles Nöthige vorkehren, den Umständen nachzuspüren, welche dich zu deinen Verbrechen verführt haben, und die auch andere von meinen Angehörigen in gleiches Unglück bringen können. Am Sonntag über vierzehn Tage wird sodann der Herr Pfarrer öffentlich vor der ganzen Gemeinde die Geschichte

deines Lebenswandels, deiner häuslichen Unordnung, deiner Hartherzigkeit, deiner Verdrehung aller Eide und Pflichten und deiner schönen Rechnungsart gegen Arme und Reiche umständlich, mit deinen eigenen Aussagen bekräftigt, vorlegen. Ich selbst will gegenwärtig sein, und mit dem Herrn Pfarrer Alles vorkehren, was nur möglich ist, um meine Angehörigen in Zukunft vor solchen Gefahren sicher zu stellen, und ihnen gegen die Quellen und Grundursachen des vielen häuslichen Elends, das im Dorfe ist, Hülfe und Rath zu schaffen. Hiemit wollte ich dich denn gern entlassen. Wenn meine Angehörigen sanft und wohlgezogen genug wären, der Wahrheit und dem, was ihr zeitliches und ewiges Heil betrifft, um ihrer selbst und nicht um der elenden Furcht vor rohen, grausamen und ekelhaften Strafen willen zu folgen, so würde ich dich hiemit wirklich entlassen; aber bei so vielen rohen, unbändigen und ungesitteten Leuten, die noch unter uns wohnen, ist es nöthig, daß ich um dieser willen noch beifüge: Der Scharfrichter soll dich morgen unter den Galgen von Bonnal führen, dir daselbst deine rechte Hand an einen Pfahl in die Höhe binden, und deine drei ersten Finger mit unauslöschlicher schwarzer Farbe anstreichen, wobei aber mein ernster Wille ist, daß Niemand mit Gespött oder mit Gelächter oder irgend einiger Beschimpfung dir diese Stunde deines Leidens wider meinen Willen verbittere, sondern alles Volk ohne Geräusch und Gerede still mit entblößtem Haupte zusehen soll.

Den Hans Wüst verurtheilte der Junker zu achttägiger Gefängnißstrafe; aber den Joseph als einen Fremden ließ er sogleich aus seinem Gebiete fortführen, und ihm alle Arbeit und das fernere Betreten seines Bodens bei Zuchthausstrafe verbieten.

Indessen hatte des Pfarrers Gevatter, Hans Renold, ihm ganz in der Stille berichtet, was die Bauern mit dem Ehegaumer vorhätten, und wie sie gewiß und unfehlbar ihn wegen seines Unglaubens angreifen würden. Der Pfarrer dankte dem Renold, und sagte ihm mit Lächeln, er solle ohne Sorgen sein, es werde so übel nicht ablaufen.

Das ist vortrefflich, sagte der Junker, dem der Pfarrer dieses erzählt hatte, daß sie das Spiel selber anfangen wollen; und indem er es sagte, stand der Ehegaumer auf, und sprach:

Neunzigstes Kapitel.

Vortrag Hartknopfs, des Ehegaumers.

Gnädiger Herr!

Ist es auch erlaubt, im Namen der Bauern Eurer getreuen Gemeinde Bonnal Etwas anzubringen, das eine Gewissenssache ist?

Arner. Ich will hören. Wer bist du? was hast du?

Ehegaumer. Ich bin Jakob Christoph Friedrich Hartknopf, der Ehegaumer *) und Stillständer **) von Bonnal, meines Alters 56 Jahre. Die Vorgesetzten des Dorfes haben mich im Namen der Gemeinde erbeten und erwählt, daß ich

*) Mitglied des Ehegerichtes an der Gemeinde.

**) Einer der Kirchenvorsteher, die bisweilen nach der Predigt beim Pfarrer stille stehen, um kirchliche Angelegenheiten zu besprechen.

für sie, da sie einmal in geistlichen Sachen nicht erfahren und beredt sind, Etwas vorbringe.

Arner. Nun denn, Ehegaumer Hartknopf, zur Sache!

Ehegaumer. Gnädiger Herr! wir haben von unsern Alten einen Glauben, daß der Teufel und seine Gespenster dem Menschen oft und viel erscheinen. Und da einmal jetzt heute offenbar worden ist, daß unser alter Glaube an die Gespenster wahr ist, wie wir denn Alle keinen Augenblick daran zweifelten; so haben wir in Gottes Namen die Freiheit nehmen müssen, unserm gnädigen Herrn anzuzeigen, daß einmal unser Herr Pfarrer — Gott verzeihe es ihm! — nicht dieses Glaubens ist. Wir wissen auch wohl, daß selbst Euer Gnaden wegen der Gespenster es mit dem Herrn Pfarrer halten. Da man aber in Glaubenssachen Gott mehr gehorchen muß als den Menschen, so hoffen wir, Euer Gnaden werden es uns in Unterthänigkeit verzeihen, wenn wir bitten, daß der Herr Pfarrer in Zukunft hinsichtlich des Teufels nach unserm alten Glauben lehre, und Nichts mehr gegen die Gespenster rede, die wir glauben, und glauben wollen. Auch wünschten wir, daß auf einen nahen Sonntag ein Fast-, Bet- und Bußtag gehalten werden möchte, damit wir Alle die überhandnehmende Sünde des Unglaubens gegen die Gespenster im Staub und in der Asche gnädiglich und auf einen besonders dazu angesetzten Tag abbeten können.

Der Junker und der Pfarrer konnten freilich das Lachen schier gar nicht verbeißen, bis er fertig war; doch hörten sie ihm mit aller Geduld zu. Die Bauern aber freuten sich in ihrem Herzen über diese Rede, und sie beschlossen, den theuern Mann zu Hunderten heim zu begleiten, da sie ihn nur zu Dreien abgeholt hatten. Auch standen sie zu Dutzenden auf, und sagten: Gnädiger Herr, das wäre in Gottes Namen unser Aller Meinung, was der Ehegaumer da sagt!

Den Armen aber und allen denen, welchen der Pfarrer lieb war, war es recht angst und bange für ihn; und da und dort sagte noch einer zum andern: Wäre er doch nur auch nicht so unglücklich, und glaubte auch was andere Leute; er ist doch sonst auch so brav! Diese aber durften nicht reden, so weh es ihnen that, daß seine Feinde jetzt triumphirten.

Einundneunzigstes Kapitel.

Des Junkers Antwort.

Aber der Junker setzte den Hut auf, sah etwas ernsthaft umher, und sagte: Nachbarn, ihr brauchtet eben keinen Redner für diese Thorheit. Die Sache selber und die Erscheinung des Teufels ist Irrthum, und euer Herr Pfarrer ist einer der verständigsten Geistlichen. Ihr solltet euch schämen, ihn so durch einen armen Tropf, wie euer Ehegaumer da ist, beschimpfen zu wollen. Hättet ihr gebührende Achtung für seine vernünftigen Lehren, so würdet ihr verständiger werden, euern alten Weiberglauben ablegen, und nicht allen vernünftigen Leuten zum Trotze Meinungen beibehalten wollen, die weder Hände noch Füße haben.

Die Bauern redeten zu Dutzenden: Offenbar ist doch diese Nacht der Teufel dem Vogt erschienen, und hat ihn nehmen wollen.

Junker. Ihr seid im Irrthume, Nach-

barn, und ihr werdet euch noch vor dem Nachtessen eurer Dummheit schämen müssen; aber ich hoffe, ihr seid doch auch nicht Alle gleich verhärtet in eurer Thorheit. Meier, bist du auch der Meinung, man dürfe es gar nicht in den Zweifel ziehen, daß es wicklich der leidige Satan gewesen, der den Vogt auf dem Berge so erschreckt habe?

Der junge Meier antwortete: Was weiß ich, gnädiger Herr! Der Ehegaumer aber und viele Bauern ergrimmten über den Meier, daß er also antwortete, und der Ehegaumer murrte hinter sich über die Bänke zu: Wie du auch wider Wissen und Gewissen redest, Meier! Viele Bauern aber sagten: Wir haben doch Alle die erschreckliche Stimme des leidigen Satans gehört.

Junker. Ich weiß wohl, daß ihr ein Geschrei, ein Gebrüll und ein Gerassel gehört habt; aber wie könnt ihr sagen, daß das der Teufel gewesen sei? Kann es nicht sein, daß ein Mensch oder mehrere den Vogt, der ziemlich zur Unzeit an diesem Orte war, haben erschrecken wollen? Der Wald ist nie leer von Leuten, und die Straße ist nahe, also daß es eben so leicht Menschen können gethan haben als der Teufel.

Bauern. Zehen und zwanzig Menschen könnten zusammen nicht so ein Geschrei machen; und wenn Sie da gewesen wären, gnädiger Herr, und es gehört hätten, es käme Ihnen nicht in den Sinn, daß Menschen so brüllen könnten.

Junker. Die Nacht trügt, Nachbarn, und wenn man einmal im Schrecken ist, so sieht und hört man Alles doppelt.

Bauern. Es ist nicht von dem zu reden, daß wir uns irren; es ist nicht möglich.

Junker. Ich aber sage euch: es ist ganz gewiß, daß ihr euch irret.

Bauern. Nein, gnädiger Herr; es ist ganz gewiß, daß wir uns nicht irren.

Junker. Ich meinte fast, ich könnte euch beweisen, daß ihr euch irret.

Bauern. Das möchten wir sehen, gnädiger Herr.

Junker. Es könnte leicht Etwas schwerer sein als dieses.

Bauern. Euer Gnaden scherzen.

Junker. Nein, ich scherze nicht. Wenn ihr glaubet, ich könne es nicht, so will ich es versuchen; und wenn ihr die Gemeindweide theilen wollt, so will ich Wort halten, und euch beweisen, daß ein einziger Mensch das Gebrüll und das Gerassel alles gemacht habe.

Bauern. Das ist nicht möglich!

Junker. Wollt ihr es versuchen?

Bauern. Ja, Junker wir wollen es. Wir dürften zwei Gemeindweiden daran setzen, nicht blos eine, daß Sie das nicht können.

Hierauf entstand ein Gemurmel. Einige Bauern sagten unter sich: Man muß sich doch in Acht nehmen, was man verspricht. Andere Bauern auch unter sich: Er kann das so wenig beweisen, als daß der Teufel in den Himmel kömmt. Wieder andere Bauern auch unter sich: Wir haben Nichts zu fürchten; er muß hinten abziehen. Wir wollen es daran setzen, er könne es nicht beweisen.

Bauern. (laut) Ja, Junker, wenn Ihr wollt Wort halten, so redet; wir sind es zufrieden. Wenn Ihr das, was Ihr gesagt habt, daß ein Mensch das Gebrüll, so wir gestern gehört haben, gemacht hat, — wenn Ihr das beweisen könnet, daß es bewiesen ist, und bewiesen heißt, so wollen wir die Gemeindweide theilen; aber sonst gewiß nicht.

Der Junker nimmt ein großes, weißes Schnupftuch, giebt dem Hühnerträger das Zeichen, und sagt zu den Bauern: Nur eine Viertelstunde Bedenkzeit!

Diese lachten in allen Ecken, und etliche riefen: Bis morgen, Junker, wenn ihr wollt.

Der Junker antwortete auf diese Grobheit kein Wort; aber die auf dem Kirchhofe, als sie den Hühnerträger gegen den Gemeindeplatz

anrücken sahen, lachten, was sie aus dem Halse vermochten. Es träumte aber den Bauern vom Bösen, als sie das laute Gelächter hörten, und den fremden Mann mit dem schwarzen Korbe und mit der Laterne anrücken sahen.

Was ist das für ein Narr — am hellen Tage mit dem brennenden Lichte? sagten die Bauern.

Arner. Es ist mein Hühnerträger von Arnheim. — Christoph, was willst du hier?

Christoph. Ich habe Etwas anzubringen, gnädiger Herr.

Arner. Das magst du meinethalben.

Da stellte der Hühnerträger seinen Korb ab, und sagte:

Zweiundneunzigstes Kapitel.

Rede des Hühnerträgers an die Gemeinde.

Gnädiger Herr! Wohlehrwürdiger Herr Pfarrer, und ihr Nachbarn!

Hier sind der Bickel, der Karst, die Schaufel, die Branntweinflasche, die Tabakspfeife und der große Wollhut eures Herrn Untervogts, das er Alles in seinem Schrecken beim Markstein gelassen hat, als ich ihn heute von seiner schönen Arbeit weg den Berg hinunterjagte.

Bauern. Wir sollen jetzt glauben, du habest das Geschrei gemacht? Das glauben wir heute und morgen nicht. Junker, der Beweis ist nicht genug, wir bitten um einen andern.

Junker. Wartet nur ein wenig. Er hat ja eine Laterne bei sich, er kann euch vielleicht heiterer zünden. (Dann sehr laut und sehr ernsthaft:) Still, wenn es euch lieb ist, bis er ausgeredet hat!

Die Bauern schwiegen gehorsamst; der Hühnerträger aber fuhr fort: Ihr seid unhöflicher, als es im Lande sonst der Gebrauch ist. Warum laßt ihr mich nicht ausreden? Denkt an den Hühnerträger von Arnheim! Wenn ihr mich nicht hört, so fehlt es nicht, der künftige Kalender wird von euch voll sein; denn es ist kein Punkt und kein Düpflein davon wahr, daß der Teufel dem Vogt erschienen sei. Ich habe ihn erschreckt, ich der Hühnerträger, so wie ich dastehe, mit diesem Korb und mit diesem neuen, schwarzen Geißfell, das ich über meinen Korb hatte, weil es gestern am Morgen noch regnete; und diese Laterne hatte ich vorne am Korb, just so wie ihr mich kommen sahet. Ich füllte sie in Hirzau wohl mit Öl, damit sie gut zünde; denn es war sehr dunkel, und der Weg auf der Hirzauer Seite ist, wie ihr wohl wißt, schlecht. Um eilf Uhr war ich noch im Hirzauer Wirthshause; das kann ich mit dem Wirth und wohl mit zehn Männern beweisen, die auch da waren. Als ich auf die Höhe des Berges kam, schlug es eben zwölf Uhr in Bonnal. Und da hörte ich, wie der Vogt keinen halben Steinwurf weit von der Landstraße fluchte und arbeitete, und da ich ihn an seiner Stimme und an seinem Husten richtig erkannte, wunderte es mich, was er da schaffe in der Mitternachtsstunde. Ich dachte fast, er grabe Schätzen nach, und wenn ich eben recht komme, so werde er mit mir theilen, und gieng also dem Geräusche nach. Aber es scheint, der Herr Untervogt habe gestern gegen seine Gewohnheit etwas mehr, als nöthig ist, getrunken gehabt; denn er hielt mich armen, sündigen Menschen, sobald er mich sah, für den leibhaftigen

Teufel. Da ich nun sah, daß er einen Markstein in unsers Herrn Wald versetzen wollte, dachte ich: Nun, er fürchtet doch, was er verdient; ich will ihm jetzt die Hölle warm machen. Ich band schnell Karst, Bickel und Schaufel und meinen Botenstock zusammen, schleppte das Alles hinter mir den Fußweg hinunter, und rief dann, was ich aus dem Halse vermochte: Oh, ah, uh, Vo—ogt! du bist mein, Hu—ummel! Ich war nicht mehr einen Steinwurf weit von euch weg, als ihr mit eurem Windlicht langsam und still dem Herrn Untervogt zu helfen daher schlichet. Aber ich wollte die unschuldigen Männer nicht so wie den Vogt mit meinem Gebrüll gar in der Nähe erschrecken, hörte damit auf, und stieg wieder mit meiner Beute bergan zu meinem Korb, und gieng den geraden Weg heim. Es war eine Viertelstunde nach zwei Uhr, da unser Wächter mich antraf, und mich fragte: Was trägst du Bauerngeschirr auf deinem Eierkorbe? Ich weiß nicht mehr, was ich ihm geantwortet habe, einmal die Wahrheit nicht; denn ich wollte schweigen, bis ich sie dem Junker erzählt hätte, welches ich heute schon vor sechs Uhr gethan habe. — Und nun, Nachbarn, wie könnt ihr jetzt finden, daß ich zu dieser Historie und zu diesem Geschirr am Morgen vor Tage gekommen sei, wenn das, was ich euch sage, nicht wahr ist?

Einige Bauern kratzten hinter den Ohren, einige lachten. Der Hühnerträger fuhr fort:

Wenn euch das wieder begegnet, Nachbarn, so will ich dem Wächter, den Vorgesetzten und einer ganzen ehrsamen Gemeinde in Bonnal freundnachbarlich rathen, also zu thun: Laßt den größten Hund in eurem Dorfe von der Kette, so werdet ihr den Teufel bald finden.

Der Hühnerträger schwieg jetzt, und es erhob sich ein allgemeines Gemurmel.

Dreiundneunzigstes Kapitel.

Daß die Armen bei diesem Lustspiele gewinnen.

Einige Bauern. Es ist, bei Gott, wie er gesagt hat; es treffen alle Umstände ein.

Andere Bauern. Was wir auch für Narren waren!

Kunz. Nun, ich habe dem Schurken doch nachlaufen wollen.

Einige Vorgesetzten. Wenn wir nur die Gemeindweide nicht hineingezogen hätten!

Einige der Gemeinen. Hat er euch jetzt mit der Allmend?

Die Reichen. Das ist verflucht!

Die Armen. Das ist Gottlob!

Therese. Das Meisterstück ist die Gemeindweide.

Pfarrerin. Alles ist wahrlich ein Meisterstück.

Der Ehegaumer. Möchten die Steine Blut weinen! Unser Glaube ist verloren! Elias, Elias, Feuer vom Himmel!

Die Kinder auf dem Kirchhof. Oh, ah, uh, du bist mein, Vogt!

Der Pfarrer. So sah ich noch nie ins Volk wirken.

Der Vogt. Träume ich, oder wache ich? Alles war Irrthum, und ich muß unter den Galgen! Und ich kann nicht zürnen; es

tobt keine Rache in mir, und ich muß unter den Galgen.

So redete ein Jedes im allgemeinen Gemurmel seine Sprache nach seiner Empfindung.

Nach einer Weile stand Arner auf, lächelte gegen die Nachbarn, und sagte: Wie ist es jetzt mit dem heiligen Bettag gegen die fürchterliche Erscheinung des Teufels auf dem Berg? Rechtthun und Gott lieben und Niemanden fürchten, das ist der einzige alte und wahre Glaube, und euere Erscheinungen und Gespenstergeschichten sind Dummheiten, die euch Kopf und Herz verderben. Nun ist doch endlich die Vertheilung eures elenden Weidganges zu Stande gekommen, und ihr werdet in kurzen Jahren sehen, wie das euch für Kinder und Kindskinder so nützlich und so gut ausschlagen wird, und wie ich Ursache hatte, diese Sache so eifrig zu wünschen. Ich habe befohlen, daß man euch einen Trunk auf das Gemeindhaus bringen soll. Trinkt ihn auf mein Wohlsein und auf das Wohlsein eurer vielen Armen, die bei eurer Weidtheilung nicht mehr bekommen als ihr Andern, aber für die es darum ein Glück ist, weil sie sonst Nichts haben. Weiß doch Keiner von euch, wie es seinen Kindern und Kindskindern noch gehen wird.

Da entließ Arner die Gemeinde, und rief dann dem Hübelrudi, daß er nach einer Viertelstunde zu ihm ins Pfarrhaus kommen solle. Dann giengen der Junker und der Pfarrer zu den Frauen auf den Kirchhof und von da mit ihnen ins Pfarrhaus.

Der Pfarrer aber lobte Arner für die Weisheit und die Menschlichkeit, mit welcher er an seinen lieben Pfarrkindern gehandelt habe, und sagte zu ihm: Ich werde Sie nie weiter weder um Schonung noch um Mitleiden gegen Jemanden bitten; denn Ihr Vaterherz ist wahrlich über meine Bitten und über meine Lehren erhaben.

Vierundneunzigstes Kapitel.

Der Junker dankt dem Pfarrer.

Der Junker aber antwortete dem Pfarrer: Ich bitte Sie, beschämen Sie mich nicht. Ich gehe so in Einfalt meine Wege, und bin noch jung. Will's Gott, werde ich es noch besser lernen. Mich freut es herzlich, wenn Sie mit meinem Urtheile zufrieden sind; aber Sie müssen nicht glauben, daß ich nicht wisse, daß Sie weit mehr gethan haben als ich, und daß Ihre Sorgfalt und Ihre Güte Alles so in Ordnung gebracht haben, daß mir Nichts übrig geblieben ist, als das Urtheil zu fällen.

Pfarrer. Gnädiger Herr, Sie gehen zu weit mit Ihrer Güte.

Junker. Nein, Freund, es ist Nichts, als was wahr ist, und ich wäre undankbar und unbillig, wenn ich es nicht erkennte. Sie haben mit vieler Mühe und mit vieler Klugheit sich bemüht, meines lieben Großvaters unvorsichtiges Urtheil aufzudecken, und seinen Folgen ein Ende zu machen. Es wird den ehrlichen, guten Mann im Himmel freuen, was Sie gethan haben, und daß das schlimme Ding endlich wieder gut geworden ist; und gewiß würde er es mir nicht verzeihen, Herr Pfarrer, wenn ich diese Ihre Handlung unbelohnt ließe. Nehmen Sie den kleinen Zehnten, den ich in Ihrem Dorfe verpachtet habe, zum Zeichen meines Dankes an.

Hiemit gab er ihm dann die besiegelte Ur-

kunde, die in den dankvollsten Ausdrücken abgefaßt war, in die Hand.

Therese stand an der Seite Arners, und steckte dem Pfarrer den schönsten Blumenstrauß, der je in einem Pfarrhause gesehen worden war, in seine Hand. Das ist zum Angedenken des besten Großvaters, Herr Pfarrer, sagte sie.

Erst am Morgen darauf aber fand die Frau Pfarrerin, daß der Strauß mit einer Schnur Perlen eingebunden war. Der gute Pfarrer war übernommen, hatte Thränen in den Augen, konnte aber nicht reden.

Junker. Machen Sie keine Worte!

Pfarrer. Ihr Herz wäre eines Fürstenthums würdig.

Junker. Beschämen Sie mich nicht, lieber Herr Pfarrer! Seien Sie mein Freund! Hand in Hand wollen wir schlagen, unsere Leute so glücklich zu machen, als wir können. Ich will Sie in Zukunft mehr sehen, Herr Pfarrer; und nicht wahr, Sie kommen auch mehr zu mir. Mein Wagen steht Ihnen zu Diensten. Nehmen Sie ihn doch auch ohne alle Komplimente an, wenn Sie zu mir kommen wollen.

Fünfundneunzigstes Kapitel.

Der Junker bittet einen armen Mann, dem sein Großvater Unrecht gethan hatte, um Verzeihung.

Indessen kam der Hübelrudi, und der Junker streckte dem armen Mann die Hand dar, und sagte: Rudi, mein Großvater hat dir Unrecht gethan, und dir deine Matte abgesprochen. Das war ein Unglück, und der gute Herr ist betrogen worden. Du mußt ihm das verzeihen und nicht nachtragen.

Rudi. Ach Gott, Junker! ich wußte wohl, daß er nicht Schuld war.

Junker. Warst du nicht böse auf ihn?

Rudi. Es that mir freilich bei meiner Armuth und insonderheit im Anfange oft schmerzlich weh, daß ich die Matte nicht mehr hatte; aber gegen meinen gnädigen Herrn habe ich gewiß nie gezürnt.

Junker. Ist das auch aufrichtig wahr, Rudi?

Rudi. Ja gewiß, gnädiger Herr! Gott weiß, daß es wahr ist, und daß ich nie gegen ihn hätte zürnen können; ich wußte in meiner Seele wohl, daß er nicht Schuld war. Was wollte er machen, da der Vogt falsche Zeugen fand, die einen Eid gegen mich thaten? Der gute, alte, gnädige Herr hat mir hernach, wo er mich sah, Almosen gegeben, und auf alle Feste sandte er mir in meinem Elende allemal Fleisch, Wein und Brot. Daß es ihm Gott lohne, dem alten, lieben, gnädigen Herrn! Wie oft er meine arme Haushaltung erquickt hat! (mit Thränen in den Augen) Ach Gott, Junker! wenn er nur auch so allein mit uns geredet hätte wie Sie, es wäre Vieles, Vieles nicht begegnet; aber die Blutsauger waren immer, immer, wo man ihn sah, um ihn her, und verdrehten Alles.

Junker. Du mußt jetzt das vergessen, Rudi. Die Matte ist wieder dein. Ich habe den Vogt in dem Protokoll durchstreichen lassen,

Der Enkel macht gut was der Großvater Unrecht gethan.

und ich wünsche dir von Herzen Glück dazu, Rudi!

Rudi. (zitternd und stammelnd) Ich kann euch nicht danken, gnädiger Herr.

Junker. Du hast mir Nichts zu danken, Rudi. Die Matte ist von Gottes und Rechts wegen dein.

Jetzt schlägt der Rudi die Hände zusammen, weint laut, und sagt dann: O meiner . . . meiner Mutter Segen ist über mir! Dann schluchzt er wieder, und sagt: Gnädiger Herr, sie ist am Freitag gestorben, und hat, ehe sie starb, zu mir gesagt: Es wird dir wohl gehen, Rudi! denke an mich, Rudi! — O wie sie mich reut, Junker, meine liebe Mutter!

Der Junker und der Pfarrer hatten Thränen in den Augen, und der Junker sagte: Du guter, frommer Rudi! Gottes Segen ist wohl bei dir, da du so fromm bist.

Es ist der Mutter Segen, ach der besten, frömmsten, geduldigsten Mutter Segen ist es, Junker, sagte der Rudi, und weinte fort.

Wie mich der Mann dauert, Herr Pfarrer, daß er so lange das Seinige hat entbehren müssen, sagte der Junker zum Pfarrer.

Rudi. Es ist jetzt überstanden, Junker, und Leiden und Elend sind Gottes Segen, wenn sie überstanden sind. Aber ich kann euch nicht genug danken für Alles, für die Arbeit an der Kirche, die meine Mutter an ihrem Todestage noch erquickt und getröstet hat, und dann für die Matte. Ich weiß nicht, was ich sagen, noch was ich thun soll, Junker. Ach, wenn nur auch sie, wenn nur auch sie das noch erlebt hätte!

Junker. Frommer Mann, sie wird sich deines Wohlstandes auch in der Ewigkeit noch freuen. Deine Wehmuth und deine fromme Liebe ist mir so zu Herzen gegangen, daß ich fast vergessen hätte, dir zu sagen, daß der Vogt dir auch noch die Nützung deines Gutes und deine Kosten zu vergüten schuldig ist.

Pfarrer. Hierüber, gnädiger Herr! muß ich doch dem Rudi Etwas vorstellen.

Rudi, sagte er zu ihm, der Vogt ist in sehr beklemmten Umständen. Er ist dir freilich die Kosten und die Nützung schuldig; aber ich weiß, du hast so viel Mitleiden, daß du mit ihm nicht genau rechnen, und ihn in seinen alten Tagen nicht ganz an den Bettelstab bringen wirst. Ich habe ihm in seinen traurigen Umständen versprochen, so viel ich könne, für ihn um Barmherzigkeit und Mitleiden zu bitten; und ich muß es also auch bei dir thun, Rudi. Erbarme dich seiner in seinem Elende, und sei nicht hartherzig gegen ihn in seiner Noth!

Sechsundneunzigstes Kapitel.

Reine Herzensgüte eines armen Mannes gegen seinen Feind.

Rudi. Von der Nützung ist gar nicht zu reden, wohlehrwürdiger Herr Pfarrer! Ich will mich nicht rühmen; aber wenn der Vogt arm wird, so will ich gewiß auch thun, was recht ist. Sehet, Herr Pfarrer! die Matte trägt wohl mehr als für drei Kühe Futter, und wenn ich zwei halten kann, so habe ich, weiß Gott, genug, mehr als ich hätte wünschen dürfen. Ich will von Herzen gerne den Vogt, so lange er lebt, alle Jahre für eine Kuh Heu ab der Matte nehmen lassen.

Pfarrer. Das ist sehr christlich und

brav von dir, Rudi. Der liebe Gott wird dir das Übrige segnen.

Arner. Das ist wohl recht und schön, Herr Pfarrer! Aber man muß den guten Mann jetzt bei Leibe nicht beim Worte nehmen; denn er ist jetzt von seiner Freude übernommen. — Rudi, ich lobe dein Anerbieten; aber du mußt die Sache ein paar Tage ruhig überlegen. Es ist dann noch Zeit, so Etwas zu versprechen, wenn du sicher bist, daß es dich nicht mehr gereuen wird. Für jetzt einmal rathe ich dir, hierin nicht so voreilig zu sein.

Rudi. Ich bin ein armer Mann, gnädiger Herr, aber gewiß nicht so, daß mich etwas Ehrliches, wenn ich es versprochen habe, gereuen sollte.

Pfarrer. Der Junker hat Recht, Rudi. Es ist für einmal genug, wenn du dir eben nicht viel für die Nützung versprichst. Wenn dann der Vogt in Noth kommen sollte, und du die Sache bei dir selber genugsam überlegt hast, so kannst du ja immer noch thun, was du willst.

Rudi. Ja gewiß, Herr Pfarrer, will ich thun, was ich gesagt habe, wenn der Vogt arm wird.

Junker. Nun, Rudi, ich möchte gerne, daß du heute recht freudig und wohl zu Muthe wärest. Willst du gerne hier bei uns ein Glas Wein trinken, oder gehst du lieber heim zu deinen Kindern? Ich habe dafür gesorgt, daß du ein gutes Abendessen daheim findest.

Rudi. Ihr seid auch gar zu gütig, gnädiger Herr! Aber ich sollte heim zu meinen Kindern; ich habe Niemanden bei ihnen. Ach, meine Frau liegt im Grabe und jetzt meine Mutter auch.

Junker. Nun so gehe in Gottes Namen heim zu deinen Kindern! Unten im Pfrundstalle steht eine Kuh, die ich dir schenke, damit du wieder mit meinem lieben Großvater, der dir Unrecht gethan hat, zufrieden werdest, und damit du dich heute mit deinen Kindern seines Andenkens freuest. Ich habe auch befohlen, daß man ein großes Fuder Heu ab des Vogts Bühne lade; denn es ist dein. Du wirst das Fuder gerade jetzt bei deinem Hause finden; und wenn dein Stall oder dein Haus baufällig ist, so kannst du das nöthige Holz in meinem Walde fällen lassen.

Siebenundneunzigstes Kapitel.

Seine Dankbarkeit gegen seinen edeln Herrn.

Der Rudi wußte nicht, was er sagen wollte, so hatte ihn dieses Alles übernommen. Und diese Verwirrung des Mannes, der kein Wort hervorbringen konnte, freute Arner weit mehr, als eine Danksagung ihn hätte freuen können. Der Rudi stammelte zuletzt einige Worte von Dank; aber er wurde von Arner unterbrochen. Dieser sagte lächelnd zu ihm: Ich sehe wohl, Rudi, daß du dankest. Dann bot er ihm noch einmal seine Hand, und sagte weiter: Gehe jetzt, Rudi, fahre mit deiner Kuh heim, und zähle darauf, wenn ich dir oder deiner Haushaltung das Leben versüßen kann, so wird es mich immer freuen, es zu thun. Da gieng der Rudi von Arner weg voll Freude und Dank, und führte die Kuh mit sich nach Hause.

Achtundneunzigstes Kapitel.

Auftritte, die ans Herz gehen sollen.

Der Pfarrer, die Frauen und die Töchter, gerührt von diesem Auftritte, hatten Thränen in den Augen, und Alles schwieg eine Weile still, da der Mann fort war.

Therese. Was das für ein Abend war, Junker! Gottes Erdboden ist schön, und die ganze Natur bietet uns allenthalben Wonne und Lust an; aber das Entzücken der Menschlichkeit ist größer als alle Schönheit der Erde.

Junker. Ja wahrlich, Geliebte, sie ist größer als alle Schönheit der Erde.

Pfarrer. Meine Thränen danken Ihnen, Junker, für alle herrlichen Auftritte, die Sie uns vor Augen gebracht haben. In meinem Leben empfand ich die innere Größe des menschlichen Herzens nie reiner und edler, als bei dem Thun dieses Mannes. Aber, Junker, man muß, man muß in Gottes Namen die reine Höhe des menschlichen Herzens beim armen Verlassenen und Elenden suchen.

Die Frau Pfarrerin aber drückte die Kinder, die alle weinten, an ihre Brust, redete Nichts, lehnte ihr Angesicht hinab auf die Kinder, und weinte wie sie. Nach einer Weile sagten die Kinder zu ihr: Wir wollen doch heute noch zu seinen armen Kindern gehen. Schicket doch unser Abendessen dahin!

Die Frau Pfarrerin sagte dann zu Arners Gemahlin: Gefällt es Ihnen, so gehen wir mit unsern Kindern.

Sehr gerne, antwortete Therese, und auch der Junker und der Pfarrer sagten, sie wollten mitgehen.

Arner hatte ein gebratenes Kalbsviertel in seinem Wagen*) mitgebracht für die arme Haushaltung, und die Frau Pfarrerin hatte eine gute, dicke, fette Suppe dazu kochen lassen. Sie hatte eben Alles abschicken wollen; jetzt aber stellte sie noch das Abendessen für sie und die Kinder dazu, und Klaus trug Alles in die Hütte des armen Mannes. Alles Volk aus dem Dorfe, Jung und Alt, Weib und Mann, und alle Kinder aus der Schule standen bei des Rudis Hütte und bei dem Heuwagen und bei der schönen Kuh. Ein paar Schritte nur hinter dem Klaus kamen der Junker und seine Gemahlin und die Frau Pfarrerin und alle Kinder auch in die Stube, und fanden — und fanden — und sahen im ganzen Hause Nichts als halbnackende Kinder, sterbende, Hunger und Mangel athmende Geschöpfe.

Dieser Anblick erfüllte Arners Herz mit neuer Wehmuth, und er fühlte nun doppelt tief, was die Unvorsichtigkeit und die Schwäche eines Richters für Elend erzeugen können. Alles, Alles war vom Elende des Hauses bewegt. Da sagte Arner zu den Frauen: Dieser Rudi will jetzt dem Vogt, der ihn in dieses zehnjährige Elend, das ihr da sehet, gestürzt hat, lebenslänglich noch den dritten Theil Heu ab seiner Matte versichern.

Therese. (schnell und im Eifer über dieses tiefe Elend) Nein, das ist nicht auszustehen, daß der Mann bei seinen vielen Kindern einen Heller des Seinigen dem gottlosen Buben verschenke!

Arner. Aber wolltest du, Geliebte, wolltest du dem Laufe der Tugend und der Großmuth Schranken setzen, die Gott durch Leiden und Elend auf diese reine Höhe gebracht hat,

*) Verzeihet, ihr bürgerlichen Töchter, die ihr vermuthet, daß es im Wagen gestunken habe.

auf eine Höhe, die so eben dein Herz so sehr bewegte, und dich zu Thränen rührte?

Therese. Nein, nein, das will ich nicht! das will ich nicht! Verschenke er alle seine Habe, wenn er es kann. Einen solchen Menschen verläßt Gott nicht.

Arner sagte jetzt zu dem Rudi: Gieb doch deinen Kindern zu essen. Der Rudeli aber nahm seinen Vater beim Arme, und sagte ihm ins Ohr: Vater, ich bringe doch der Gertrud auch Etwas. Ja, sagte der Rudi, aber warte nur!

Arner hatte das Wort Gertrud gehört, und fragte den Rudi: Was sagt der Kleine von Gertrud? Da erzählte der Rudi dem Arner von den gestohlenen Erdäpfeln, von dem Todbette seiner Mutter, von der Güte des Lienhard und der Gertrud, und wie selbst die Schuhe und Strümpfe, die er trage, von ihnen seien. Dann setzte er hinzu: Gnädiger Herr! der Tag ist mir so gesegnet; aber ich könnte mit Freuden keinen Mundvoll essen, wenn ich diese Leute nicht einladen dürfte.

Wie das Arner lobte; wie dann die Frauen die stillen Thaten einer armen Mäurerin und das erhabene Todbett der Kathrine mit Thränen bewunderten; wie dann der Rudeli mit klopfendem Herzen zu Lienhard und Gertrud lief, sie einzuladen, und wie diese mit ihren Kindern, beschämt und mit niedergeschlagenen Augen, nicht auf des Rudelis Bericht, sondern auf Arners Befehl, der seinen Klaus nachgeschickt hatte, endlich kamen; auch wie Karl für den Rudeli vom Papa und Emilie für Gritte und Lise von ihrer Mamma Schuhe und Strümpfe und abgelegte Kleider erbaten; auch wie sie den armen Kindern von ihrem bessern Essen immer zulegten; auch wie Therese und die Frau Pfarrerin mit ihnen so liebreich waren; wie aber diese erst, da Gertrud kam, recht freudig wurden, alle ihr zuliefen, ihre Hände suchten, ihr zulächelten, und sich an ihren Schooß drängten: Alles das will ich mich hüten, mit vielen Worten zu erzählen.

Arner und Therese standen, so lange sie konnten, bei diesem Schauspiele der innigsten Rührung, bei dem Anblicke des erquickten und ganz geretteten Elendes. Endlich nahmen sie mit Thränen in den Augen stillen Abschied.

Der Junker sagte zum Kutscher: Fahre eine Weile langsam. Die Frau Pfarrerin aber suchte noch alles übrig gebliebene Essen zusammen, und gab es den Kindern. Lienhard und Gertrud blieben noch beim Rudi bis um acht Uhr, und waren von Herzen fröhlich.

Neunundneunzigstes Kapitel.

Eine angenehme Aussicht.

Nun ist seit der vorigen Woche eine allgemeine Rede in unserm Dorfe, Gertrud suche des jungen Meiers Schwester, die ihre beste Freundin ist, dem Rudi zur Frau. Und da die Matte, die der Rudi nun wieder hat, unter Brüdern zweitausend Gulden werth ist, und auch der Junker, wie es heißt, ihrem Bruder gesagt hat, es würde ihn freuen; so meint einmal nun Jedermann, es werde nicht fehlen, sie nehme ihn.

Dem Maurer geht es bei seinem Bau auch gar gut, und er ist dem Junker täglich lieber.

Hundertstes Kapitel.

Des Hühnerträgers Lohn.

Auch der Hühnerträger hatte noch ein Glück. Therese sah ihn im Heimfahren aus dem Wagen, und sagte zu Arner: Dieser muß auch noch Etwas haben; denn eigentlich ist es doch er, der mit seiner Nachtreise Alles in Ordnung gebracht hat.

Da rief Arner dem Hühnerträger, und sagte: Christoph, meine Frau will nicht, daß du deine Teufelsarbeit umsonst verrichtet habest; da hast du ein paar Thaler.

Der Hühnerträger bückte sich tief, und sagte: Gnädiger Herr! so wünschte ich mir alle Tage meines Lebens nur Teufelsarbeit.

Ja, sagte Arner, wenn du versichert wärest, daß die Hunde allemal an den Ketten blieben.

Das ist auch wahr, gnädiger Herr! sagte der Hühnerträger, und der Wagen fuhr fort.

Hundert erstes Kapitel.

Der Vogt spaziert wieder zum Markstein.

Der Vogt mußte am gleichen Abend noch auf den Berg gehen, und bei dem halb umgegrabenen Markstein Alles wieder in den alten Stand stellen. Das Volk war wie ab den Ketten, und man kann fast sagen, wenn der Henker mit dem offenen Schwerte vor den Leuten gestanden wäre, er hätte sie fast nicht im Zaume halten können. Selbst die Kinder aus der Schule jauchzten umher, und liefen ihm auf eine halbe Stunde voraus. Die einen riefen: Sie bringen den Vogt! die andern erwiederten: Gestern nahm ihn der Teufel, heute bringt ihn der Henker. Die Knaben schossen von den Mauern und Bäumen, wo er vorbeigieng. Die Mädchen standen bei Dutzenden Hand in Hand hinter den Zäunen und auf den Anhöhen an der Seite des Weges, und waren lustig und freudig, und lachten ob seinem Spaziergange. Nicht alle aber lachten. Emiliens Grithe stand am Arme ihrer Mutter unter ihrer Thüre, und trocknete ihre Thränen. Er sah sie, und ihr Jammerblick traf sein Auge, daß er erblaßte. Das Mädchen wandte ihr Angesicht gegen ihre Mutter, und weinte laut. Er hatte vor Kurzem ihren Geliebten den Werbern verhandelt, wie man ein Stück Vieh den Metzgern verhandelt. Fast unter allen Fenstern und Thüren, wo der Vogt vorbeigieng, stieß Jemand einen Fluch aus. Hie und da brauchten böse Weiber das Maul ganz, und drohten ihm mit Mistgabeln und Besen. So gieng es ihm den ganzen Berg hinauf und wieder hinunter. Nur vor Lienhards Haus sah man keinen Menschen; keine Thüre und kein Fenster war offen.

Hundert zweites Kapitel.

Der Pfarrer mischt sich ins Spiel.

Aber der Pfarrer, der den Unfug vernahm, und hörte, daß er morgen noch größer werden sollte, schrieb noch in gleicher Nacht an Arner folgenden Brief:

Hochedelgeborner, hochgeachteter Herr!

Es ist diesen Abend, da der Vogt auf den Berg geführt worden, so viel Muthwillen mitunter getrieben worden, daß ich nicht umhin kann, Euer Hochedelgeboren davon Nachricht zu geben, und meine Besorgniß zu äußern, daß dieser Muthwille auf den morndrigen Tag noch viel größer werden möchte. Es verlautet allgemein, daß von drei bis vier Stunden her Alles zulaufen werde; und ich muß gestehen, es thut mir wehe, vorauszusehen, daß bei einem so verwirrten Gewühle die Strafe des unglücklichen Mannes Niemanden bessern, hingegen ein solcher lauter Muthwille bei einem so traurigen Anlasse das Volk noch mehr verhärten werde. Ich wünschte deßwegen am Morgen in der Kirche, wo kein Fremder gegenwärtig wäre, mich allein mit meiner lieben Gemeinde ernsthaft über den traurigen Umstand zu unterreden, und zu trachten, daß der Leidende und die Zuschauer in eine Verfassung kommen, welche Beiden zum wahren Nutzen gereichen mag. So wie die Sachen kommen wollen, sehe ich voraus, daß ich ohne Ihre Hülfe im Gewühle einer von allen Seiten zulaufenden Jugend vergeblich trachten würde, meine Pflicht zu erfüllen. Ich bitte Sie daher, auf morgen solche Maßregeln zu nehmen, daß alles fremde Volk vom Zulauf nach unserm Dorfe abgehalten, und auch bei uns allem Muthwillen und aller Ausgelassenheit vorgebogen werde. — —

Joachim Ernst, Pfarrer.

Der Junker antwortete auf der Stelle dem Pfarrer also:

Wohlehrwürdiger, lieber Herr Pfarrer!

Ich empfinde, daß ich an Alles das hätte denken sollen, und danke Ihnen, daß Sie mich auch dießmal aus dem Schlafe aufgeweckt haben.

Hier ist meine Ordre auf morgen, die, wie ich hoffe, Ihren Wünschen entsprechen wird:

„Es soll den Vogt Niemand zur Richtstätte begleiten, als wer am Morgen in der Kirche sich versammeln, und dem Gottesdienste beiwohnen wird. Alles soll in einem vollkommen in Ordnung gebrachten stillen Zug aus der Kirche mit ihm zur Richtstätte gehen. Auch sollen Wachen ausgestellt werden, die allen Fremden den Zugang verbieten, damit Sie, völlig vor allem Zulauf gesichert, Ihre Gemeindsgenossen allein in der Kirche antreffen. Jedermann, der sich einer Beleidigung oder Unanständigkeit gegen den Vogt schuldig machen, oder auch sonst Unordnung und Geräusch veranlassen würde, soll auf der Stelle vom Platz genommen, und in Bonnal bis auf weitere Ordre mit Arrest belegt werden."

Hiefür, mein lieber Herr Pfarrer, sind alle Befehle mit Bestimmtheit gegeben, und ich hoffe, die gemachten Verfügungen werden die genaue Erfüllung dieser Befehle versichern.

Ich habe indessen die Ehre zu sein ꝛc.

Von Arnheim.

In Eile, fast um Mitternacht.

Hundert drittes Kapitel.

Adam und Eva.

Es war recht gut, daß der Junker das befohlen hatte, denn am folgenden Morgen früh waren von vielen Stunden her alle alten Müßiggänger, alles junge Juheienvolk und alle neugierigen Weiber auf dem Wege nach dem Galgen zu Bonnal. Diese Alle sperrten Maul und Augen auf, als sie allenthalben Wachen fanden, die sie wieder zurückwiesen.

„Es scheint, die Herren von Bonnal wollen „ihren Galgen für sich allein haben, daß Nie„mand hinzugehen darf. — Es darf doch eine „Katze einen Altar anschauen; aber es scheint, „es sei mit eurem Galgen nicht so. — Ha, da„hinter steckt etwas; es ist gewiß nicht so rich„tig mit dem weggeläugneten Teufel, wie sie „den Leuten haben angeben wollen" —

So sagte Jeder auf seine Art seine Meinung. Einige verbissen das Maul; Andere lachten über die lange Nase, die sie jetzt mit sich heimtragen sollten. Wer lustig heim gieng, war das gemeine Volk und die jungen Leute, und wer das Maul hängte, waren die dicken Bauern mit den großen Stecken. Es blieb aber nicht einmal beim Maulhängen, sondern einige Männer und Weiber gelüsteten stärker, dahin zu kommen, wo man sie nicht haben wollte, und sannen auf List und Ränke, wie das möglich werden könnte.

Wenn wir jetzt aber doch nicht so heim gehen müßten, wie man uns da angeben will? sagte die Vögtin von Eubach zur Geschwornin von Kilchthal.

Geschwornin. Was können wir anders machen?

Die Vögtin. Du Narr, durch Abwege ins Dorf schleichen.

Geschwornin. Und dann?

Vögtin. Und dann uns unter dem Volke verstecken, und mit Andern laufen, wo es hingeht.

Geschwornin. Wenn dann aber auch bei der Kirche Wächter sind?

Vögtin. Zeit bringt Rath, und ich habe allenfalls Geld im Sack.

Geschwornin. Ich will gerne die Hälfte zahlen, was es kostet, wenn es nur angeht.

Vögtin. Probieren ist Meister. Aber wollen wir unsere Männer mitnehmen oder sie daheim lassen?

Geschwornin. Daheim lassen und auslachen, das wäre meine Meinung.

Vögtin. Wir kommen aber eher durch, wenn mein Mann mitkömmt; denn die Wächter müssen ihn fürchten, weil er Vogt ist.

Geschwornin. So muß ich meinem Manne auch rufen.

He, Vogt! he, Geschworner! ich habe mein Nastuch verloren; hat es keiner von euch gefunden? So rief jetzt die Vögtin, damit Niemand merke, was sie wolle. — Du Narr, hättest du Sorge gehabt, antwortete der Vogt, und gieng ohne zurückzusehen mit dem Geschwornen weiter. Stehe nur einen Augenblick still; du mußt mir deines geben, rief die Vögtin noch einmal, und lachte laut dazu. Schnurrend sah der Vogt zurück, und sagte: Was ist das? was hast du immer auf der Straße zu rufen? Sie aber winkte ihm, daß er merkte, sie wolle etwas Anders als das Nastuch; und er stand still.

In Geluſtſachen iſt es ſeit Adams Zeiten her wahr: wenn die Weiber den Apfel vom Baume nehmen, ſo beißen die Männer auch darein. Der Vogt und der Geſchworne folgten jetzt ihren Weibern durchs Tobel hinter den Reben durch, über Zäune und Stöcke, und kamen glücklich und ungeſehen ins Dorf. Sie waren aber nicht allein. Auf allen Seiten ſchlichen die Hochmüthigſten und Kühnſten nach Bonnal, und bettelten ſich um Geld und gute Worte in die bewachte Kirche hinein. Es ſchien zwar im Anfang, als wollte es ihnen fehlen; der Wächter bei der Thüre war faſt nicht zu bereden und zu beſtechen. Nachdem aber einmal Einer darin war, gieng das Ding immer leichter. Zuletzt aber wollten ihm ſo Viele kommen, daß es dem Wächter ſo angſt ward, daß er Niemanden mehr hineinlaſſen wollte; aber es war zu ſpät, er blieb nicht Meiſter. — Was? antworteten ihm jetzt Weiber und Buben; ſind wir nicht ſo gut als die Andern? Du mußt uns hineinlaſſen, oder die andern Fremden vor unſern Augen auch wieder hinausſchaffen; anders gehen wir dir nicht von der Stelle! Still! ſtill! antwortete der Wächter, ich will euch eben hineinlaſſen; aber verberget euch im Winkel, daß man euch nicht ſehe. Und ſo kam zuletzt hinein, was hinein wollte.

Hundert viertes Kapitel.

Der Pfarrer ſtellt Leute zur Kirche hinaus.

Das Erſte, das der Pfarrer that, als er auf die Kanzel trat, war, daß er den Befehl Arners vorlas, und ſagte: Er muß gehalten ſein, und Jedermann, der fremd iſt, ſoll ohne anders zur Kirche hinaus gehen. Man ſah bald, daß es Ernſt war, und nach und nach ſtand Eins nach dem Andern auf, und gieng nach der Kirchthüre. Einige liefen hinaus, wie wenn man ſie jagte; Andere giengen ſachte und züchtig, und ſahen nicht umher; Andere machten doch noch ihre Reverenz gegen den Herrn Pfarrer, ſo feuerroth ſie vor Zorn im Geſichte waren. Die Vögtin und die Geſchwornin von Kilchthal wollten nicht umſonſt weggehen, und glaubten, wenn ſie ſich ſtille hielten, und hinter den Balken des Gewölbes und hinter andern Weibern ſich verſteckten, ſo könnten ſie bleiben; aber die andern Weiber ſtreckten von allen Seiten die Köpfe nach den armen Verſteckten, und ſchwatzten und lachten weit und breit um ſie her, ſo daß der Pfarrer es merkte, und dem Sigriſt ſagte, der Befehl gehe die Weiber an wie die Männer, und er ſolle machen, daß auch dieſe ihres Weges gehen. So mußten ſie endlich auch wie die Andern wieder hinaus.

Hundert fünftes Kapitel.

Etwas aus des Pfarrers Predigt.

Erst dann fieng der Pfarrer an, und redete mit dem Volke über den Vogt, über sich selbst, über das Elend der Sünde und über das Glück des Rechtthuns. Es war, wie wenn er einem Jeden aus dem Herzen rede; wie wenn er einem Jeden in seine Wohnstube hineindringe, und abmale, wie er mit Weib und Kind, mit Vater und Bruder, mit Knecht und Magd umgehe; wie Mancher mit Unvorsichtigkeit und Lieblosigkeit, mit Nachlässigkeit und Leichtsinn links und rechts um sich her aus guten Leuten böse mache, aus kleinen Fehlern große veranlasse, und so selber die Liebsten, die er in der Welt habe, anstatt glücklich, ruhig und zufrieden, unglücklich und elend mache, und in eine bedauernswürdige Lage versetze. So war der Vogt in der Hand des Pfarrers ein Spiegel, um das Leben seiner Gemeinde schaubar zu machen. Das Volk sah in dem unglücklichen Manne sich selber, und der Segen des Herrn war mit dem Pfarrer. Ihrer Viele vergaßen ob seiner Rede den Vogt, und fühlten jetzt nur sich selber, und dachten jetzt nur an sich selber. Ein paar Stellen aus seinem Vortrage muß ich doch hersetzen. Sie lauten also:

Liebe Menschen! Keines von euch allen meine ja, daß ihm dieses nicht auch hätte begegnen können. Hebet eure Augen auf, und sehet, warum steht der arme Mann vor euch? Antwortet! Warum anders, als weil er hochmüthig, geizig, hartherzig und undankbar gegen Gott und Menschen war? So hebet nun eure Augen auf vor dem Angesichte Gottes, und redet: Wer unter euch ist nicht geizig, hartherzig und undankbar? Redet, redet! Rede, Mann, Weib! stehe auf und rede! Ist Einer unter euch nicht hochmüthig, nicht geizig, nicht hartherzig, nicht undankbar? Er stehe auf! er sei unser Lehrer! Ich will zu seinen Füßen sitzen, und ihn hören und ihm anhangen, wie ein Kind seinem Vater anhanget. Denn ich, o Herr, bin ein Sünder, und meine Seele ist nicht rein von allem dem Bösen, um deßwillen der arme Mann vor euch leidet.

Über den Unterschied zwischen der Sünde in ihrem Anfang und zwischen der größten Verwilderung, in welcher der Vogt lebte, sagte er ihnen folgendes Gleichniß:

Es ist ein großer Unterschied zwischen einer Kornähre und einem ganzen Viertel Frucht. Aber wenn du die Ähre säest, und übers Jahr schneidest, so hast du vielleicht hundert; und säest du hundert wieder, so hast du im zweiten Jahre von einer einzigen Ähre dein Viertel Frucht. Liebe Menschen, wenn der Same des Bösen in uns ist, so trägt er Frucht; und wie die einzige Ähre mit Zeit und Jahren ein Viertel Frucht bringt, so wird deine Sünde, o Mensch, mit Zeit und Jahren stark und schwer in dir. Darum halte den Unterschied des Samenkornes und der Frucht, die du mit Vierteln missest, nicht größer als er ist; und denke nicht, daß du nicht ob jeder Sünde werden könnest, was dieser arme Tropf, wenn du nicht mit Mühe und Arbeit ihren Samen in dir selber zu ersticken und auszurotten trachtest.

Ein andermal sagte er:

Meine Kinder, sehet jetzt die Gerechtigkeit

der Welt, und zittert. Die Gerechtigkeit der Erde zermalmet, zerknirscht und tödtet. Weinet über den Elenden und über alle Menschen, die in die Hand der Gerechtigkeit fallen, und bittet Gott, daß sich die Fürsten je länger je mehr dieser Armen und Elenden erbarmen, und ihre Leiden nie größer machen, als die Noth es erfordert. Und, meine Kinder, werdet selber immer menschlicher, schonender und gewissenhafter gegen solche Unglückliche, und glaubet, das Beispiel der Knechte, die mit ihren Mitknechten, welche im Unglück sind, Mitleid zeigen, muß auch auf die Herren der Erde wirken, daß auch sie mitleidig und schonend gegen Unglückliche werden.

Hundert sechstes Kapitel.

Wenn so ein Pfarrer in die Gefängnisse und Zuchthäuser eines Reiches Einfluß hätte, er würde die Grundsätze, mit den Gefangenen umzugehen, in ein Licht setzen, das himmelrein leuchtete.

Da er ausgeredet hatte, stieg er von der Kanzel, saß noch eine Weile bei dem Unglücklichen, redete mit ihm brüderlich, wie er es heute den ganzen Tag gethan hatte. Da der arme Mensch jetzt bald fort sollte, sah er ihm es an, daß er vor Ermattung und Schwäche fast einsinke, und vernahm, daß er noch ganz nüchtern sei. Du mußt nicht also an deinen Ort hin, sagte er alsobald, und ließ ihm sogleich aus dem Pfarrhause Etwas zu essen und zu trinken in die Kirche hinunter bringen. Hans, der es brachte, stellte es gerade auf den Taufstein, bei dem sie standen. Aber dieses ärgerte den Sigrist; er stupfte den Hans, und winkte ihm, er solle es doch anders wohin stellen. Dieser wollte auch ungesäumt folgen; aber der Pfarrer sagte: Hans, laß es nur stehen; das macht gar Nichts.

Nachdem der Vogt also auf dem Taufsteine gegessen und getrunken hatte, und so Alles mitleidig und liebreich um ihn herumstand, sagte der Pfarrer zu ihm: Willst du jetzt nicht auch gerne die Leute alle, von denen vielleicht wenige sind, die du nicht beleidigt und gekränkt hast, um Verzeihung bitten? — Ach, mein Gott, gerne, Herr Pfarrer, sagte der Vogt, wandte sich gegen die Umstehenden, und sprach: Verzeihet mir doch alle um Gottes willen! Er konnte nicht mehr reden, aber er sah sie Alle so wehmüthig und niedergeschlagen an, daß Jedermann weich ward. Weiber und Männer streckten ihm von allen Seiten die Hände dar, und sagten: Es ist mehr als verziehen! Wie es ihn freute, daß ihm Alles die Hand hinstreckte; wie er lange rechts und links mit beiden Armen nach allen Händen haschte, und mit hunderterlei Bewegungen zitternd eine jede drückte — das kannst du dir vorstellen, Leser, aber beschreiben kann ich es nicht. Nach einer Weile sagte der Pfarrer zum Vogt: Ich denke, Vogt, wir wollen jetzt in Gottes Namen gehen. Der Vogt sah ihn barmherzig (um Erbarmung

flehend) an, und konnte nicht reden. Es muß in Gottes Namen einmal sein, erwiederte der Pfarrer, nahm ihn bei der Hand, machte ihn aufstehen, und sagte: Mit Zaudern machst du dir es nur schwerer; komm jetzt in Gottes Namen, und leide mit Geduld, was du zu leiden hast. Achte nicht, was um dich her ist, und was man um dich herum macht, und denke jetzt nur an dich selber.

Hundert siebentes Kapitel.

Menschlichkeit und Gerechtigkeit bei einander.

Dann giengen sie mit einander zur Gerichtstätte, und der Pfarrer betete laut auf dem ganzen Wege dahin, und alles Volk begleitete ihn in stummem Stillschweigen. So herrschet stummes Stillschweigen um den Sarg des Bürgers, dessen verlassene Kinder ein gerührtes Volk mitleidig zum Grabe ihres Vaters begleitet. Die Stunde der stillen Rührung, während welcher die Todtenglocke von Bonnal läutete, that dem Vogt und allem Volke wohl. Siehe, es war nicht die Strafe eines wüthenden Thieres, das man nur von der Erde vertilgt, damit es Nichts mehr auf ihr schade; es war die Strafe eines Menschen, mit der man ihn selber und seinen Nächsten weiser und besser machen wollte, als sie zuvor waren.

Der Vogt stand da, entblößt an Haupt und Füßen, und sprach dreimal laut die Worte nach: Hier habe ich verdient zu verfaulen! — Mit starker Stimme antwortete ein Gerichtsmann: Ja du hast verdient, daß hier deine Gebeine verfaulen, und die Vögel des Himmels dein Fleisch essen. Dreimal antwortete er wieder: Ich habe es verdient! — Er hat Gnade! Knecht der Gerechtigkeit, tödte ihn nicht! rief jetzt mit lauter Stimme der Richter mit dem Stabe. — Was soll ich ihm denn thun? erwiederte der Knecht der Gerechtigkeit. — Du sollst ihn binden an den Balken des Galgens, und seine Hand an einem Pfahle fest machen, und die Finger des Meineidigen dreimal mit unauslöschlicher, schwarzer Farbe anstreichen! Der Knecht der Gerechtigkeit that jetzt, was ihm befohlen war, und stand dann mit entblößtem Schwerte hinter dem Unglücklichen.

Indessen wandte sich der Richter mit dem Stabe, und sagte mit lauter Stimme zum Volke: Höre, versammeltes Volk! dein Herr und Vater läßt dir sagen: wer unter euch eine solche Schande nicht mehr fürchtet als den Tod, der gehet mit seinem Haus, mit seinen Kindern und mit seinem Geschlechte dem Elende entgegen, in welchem ihr jetzt diesen armen Mann sehet. Dann redete der Pfarrer fast die ganze Stunde mit dem Volke, das noch in keiner Kirche mit mehr Aufmerksamkeit und Rührung vor ihm gestanden.

Der Vogt war fast athemlos und zum Einsinken erschöpft. Als es der Pfarrer merkte, rief er seinem Hans, und sagte ihm: Du mußt den kleinen Wagen hieher bringen und ein Bettstück darauf. Der Hans that es, und brachte Bett und Wagen. Da die Stunde jetzt vorüber war, und man den Vogt von seinen Banden losließ, nahm ihn der Pfarrer bei der Hand, und sagte: Steig jetzt in Gottes Namen hier ein; denn ich sehe, daß du es nöthig hast,

und fast nicht heimgehen könntest. Es ist wahr, sagte der Vogt, es zittert Alles an mir, dankte, stieg dann in den Wagen, und sagte: Ich habe das nicht verdient. Der Pfarrer gieng unter allem Volk mit dem armen Tropf neben dem Wagen bis ins Gefängniß nach Bonnal, wohin man ihn führte, und ließ dann auch das Bett aus seinem Wagen hineintragen, bis man ihm eines aus seinem Hause bringen würde.

Hundert achtes Kapitel.

Bauerngespräch und Bauernempfindung.

Der Lienhard war diesen Morgen allein bei seiner Arbeit am Kirchhofe; denn seine Taglöhner waren alle mit dem Vogt gegangen. Er weinte herzlich, als die Todtenglocke im Thurme, der nicht weit von ihm weg war, das Zeichen gab, daß man ihn ausführe. Nach einer Weile kamen die Taglöhner zurück, und schwatzten fast den ganzen Tag mit einander von dem geschehenen Vorfall.

Mir ist es sehr zu Herzen gegangen, sagten der Äbi und der Kienast.

Kriecher. Und mir, wie wenn man kaltes Wasser über mich ausgeschüttet hätte.

Rüti-Marx. So ist es aber gut Schelm sein.

Leemann. Und man trug Sorge zu ihm wie zu einer Kindbetterin.

Lenk. Wenn ich oder ein Anderer es gewesen wäre, es wäre wohl anders gekommen.

Äbi. Es scheint mir, es mögen ihm Etliche es nicht einmal gönnen, daß er nicht gehängt worden.

Leemann. Es wird noch andere Historien absetzen.

Michel. Warum?

Leemann. Der Junker will ja Allem, was seit zehn Jahren hier geschehen ist, nachgrübeln.

Rüti-Marx. Dafür wird sich Niemand graue Haare wachsen lassen.

Michel. Wie meinst du das?

Rüti-Marx. Ich meine, das würde so in die dicken Bäuche greifen, daß sie wohl einen Deckel finden werden, den Niemand aufheben wird.

Kriecher. Der Teufel! es ist doch nicht ganz sicher.

Äbi. Aber habet ihr auch den Hartknopf gehört, wie er über die Predigt sein Maul braucht?

Michel. Er ist ein Narr.

Marx. Er sagt doch manchmal auch Sachen, die wahr sind.

Michel. Ja, wenn er um eilf Uhr sagt, es läute Mittag.

Marx. Das ist jetzt närrisch gesprochen. Über den Glauben einmal versteht er mehr als ich und du. Er giebt in der Kirche Achtung wie ein Sperber, und ist im Stande, er zählt dem Pfarrer die Hauptwörter des Christenthums an den Fingern nach.

Michel. Das ist eine erbauliche Arbeit.

Marx. Man kann mehr daraus ziehen, als du glaubst. Denke jetzt nur, er verflucht sich, der Pfarrer habe in der letzten Predigt das Wort Christus kein einziges Mal in dem Munde gehabt.

Marx hängte das Maul, und Michel fuhr fort:

Der Pfarrer hat Recht, daß er seine Worte nicht so ausspitzt, daß alle Sylben daran frömmeln. Mit eurem Wörterzählen und Sylbendrehen macht ihr just auch die Leute selbst so verwirrt, daß sie die Augen verkehren, wenn sie das Hirn brauchen sollten, und das Maul aufthun, wenn sie die Hände brauchen sollten.

Marx. So?

Michel. Ja, eben so! Es ist Liebe und Verstand in dem, was der Pfarrer sagt, und es giebt Leute, sie sollten sich schämen, wie sie se ihm machen.

Marx. So?

Michel. Bist du ein Narr, Marx?

Kienast. Ich meinte, man könnte davon schweigen. Es müßte einer ein Stein sein, wenn es ihm heute nicht zu Herzen gegangen wäre.

Hundert neuntes Kapitel.

Hausordnung und Hausunordnung.

Gertrud gieng an diesem Morgen zu ihrem guten Nachbar, dem Hübelrudi, der nunmehr nicht mit den Andern bei der Kirche arbeitete. Sie wußte, daß Armuth und Niedergeschlagenheit dem Menschen allen Haushaltungsgeist so verderbe, daß, wenn er auch zufällig wieder zu Etwas kommt, und er nicht Rath und That findet, ihm ein solches Glück so leicht als ein Aal im Wasser aus der Hand schlüpft. Und da sie der Großmutter auf dem Todbette versprochen hatte, sich seiner Kinder anzunehmen, so wollte sie keine Stunde versäumen, um dem Rudi, so viel sie konnte, zur Ordnung zu verhelfen, ehe schon wieder das Halbe durch Unordnung zu Grunde gegangen sei.

Sie traf noch alle Kinder im Bett an, und der Rudi war eben aufgestanden. Die Kleider der Kinder lagen auf dem Boden umher, und die Katze saß auf dem Tische neben der schwarzen Schüssel, woraus sie gestern gegessen hatten. Gertrud fühlte die Größe des Verderbens einer solchen Unordnung, und sagte dann dem Rudi der Länge und Breite nach, wie weit das führe, und wohin es bringen werde. Er machte Augen, wie einer, der halb im Schlafe zuhört, als sie so mit ihm redete. Er war der Unordnung so ziemlich gewohnt, und meinte, weil er jetzt seine Matte wieder habe, so sei Alles wieder ganz gut bestellt, so daß er lange nicht fassen konnte, was Gertrud jetzt mit ihrem Predigen wolle. Endlich begriff er sie, und antwortete nun mit Thränen in den Augen: Ach mein Gott! Nachbarin, du hast wohl Recht; aber es war, weiß Gott, in unserm Elend nicht anders möglich. Ich saß in der letzten Zeit oft bei Stunden und Tagen herum, daß ich fast nicht mehr wußte, wo mir der Kopf stand, viel weniger, was ich angreifen sollte, und was ich beginnen möchte.

Gertrud. Das ist eben, was ich sage, und warum du dir jetzt mußt rathen und helfen lassen.

Rudi. Ich will dir von Herzen danken, wenn du es thust.

Gertrud. Und ich will es von Herzen gerne thun, so viel ich es kann.

Rudi. Lohne es dir Gott für mich und meine Kinder!

Gertrud. Rudi, wenn deine Kinder recht erzogen werden sollen, so muß Alles bis auf die Schuhbürste hinunter in eine andere Ordnung kommen. Aber wir wollen jetzt nicht schwatzen, sondern die Hände in den Teig stoßen. Es muß mir heute noch, ehe die Sonne untergeht, in der Stube aussehen, daß man sich nicht mehr darin kennt. Tisch, Fenster, der Boden, Alles muß abgewaschen werden und an die Luft kommen. Man kann ja nicht einmal Athem schöpfen. Glaube mir, deine Kinder sehen unter anderm auch darum so übel aus, weil so viel hundertjähriger Mist in der Stube ist. Es ist ein Unglück, daß deine Frau selig auf die letzte Zeit auch gar allen Muth verlor, und alle Hausordnung ein Ende hatte. So arm man ist, so sollte man doch an seinem Mann und an seinen Kindern noch das thun, was Nichts kostet.

Rudi. Die Großmutter hat es ihr tausendmal gesagt; aber sie ist auf die letzte Zeit vor Jammer wie ein Stock geworden, so daß ich fast denken muß, es sei für mich und die Kinder ein Glück gewesen, daß sie gestorben ist, wenn sie nicht wieder anders geworden wäre. Aber, Gertrud, wenn sie es noch erlebt hätte, wie es mir jetzt gegangen ist, sie wäre auch nach und nach wieder zu sich selber gekommen, und wieder geworden wie im Anfang. Sie kommt mir seit gestern nie aus dem Kopfe, und wo ich gehe und stehe, meine ich immer, sie sollte wieder da sein, und das Gute jetzt auch mit mir genießen, wie sie das Elend mit mir getragen.

Gertrud. Es ist ihr jetzt besser als uns Allen, Rudi; und ich weiß nicht, ob es ihr auf der Welt so leicht wieder wohl geworden wäre. Wer so lange Alles schwer aufgenommen wie sie, der kömmt nicht mehr so leicht zu sich selber.

Rudi. Das ist auch wahr.

Gertrud. Was jetzt das Beste ist, das du zum Andenken deiner Frau selig thun kannst, und was ihr jetzt im Himmel Trost und Freude sein wird, ist dieses, daß du deine Kinder sorgfältig auferziehest, damit sie nicht so unglücklich werden wie ihre Mutter. Glaube mir, es kommt, weiß Gott, in der Jugend auf Kleinigkeiten an. Ob ein Kind eine halbe Stunde früher oder später aufstehe; ob es seine Sonntagskleider die Woche über in einen Winkel werfe, oder sorgfältig und sauber zusammen an einen Ort lege; ob es gelernt, Brot, Mehl und Butter in der Woche richtig abzutheilen, und mit dem Gleichen auszukommen; oder ob es hierüber unachtsam bald mehr bald weniger gebrauche, ohne es zu wissen — solche Sachen sind es, welche hundertmal machen, daß eine Frau mit dem besten Herzen samt Mann und Kindern ins größte Unglück kommt. Ich muß dir sagen, — du weißt aber wohl, daß ich es nicht in böser Meinung nachrede — deine Frau ist eben gar nicht zur Hausordnung erzogen worden. Ich kannte des alten Schoders Haushaltung; es ist mehr in derselben verfault und zu Grunde gegangen, als recht ist, und man sagen darf.

Rudi. Sie ist in der Jugend zu viel im Pfarrhause gewesen.

Gertrud. Auch das ist wahr.

Rudi. Es hat mir hundertmal die Augen übertrieben, wenn sie das Betbuch oder die neue Erklärung der Offenbarung in die Hand nahm, und die Kinder nicht gewaschen und gekämmt waren; und ich selber alle Tage in die Küche mußte, das Feuer auf dem Herde zu schürgen, wenn ich nicht gefahren wollte, daß sie mir mit ihrer Vergeßlichkeit noch das Haus anzünde.

Gertrud. Wenn man es mit den Büchern recht macht, so müssen einer Frau die Bücher sein wie der Sonntagsrock und die Arbeit wie die Werktagsjüppe.

Rudi. Ich muß über mein Elend jetzt selber lachen. Sie hatte eben diese Sonntagsjüppe alle Tage an, und erzog die Kinder, als

wenn Beten und Lesen Alles wäre, warum man auf der Welt lebt.

Gertrud. Damit macht man just, daß sie das Beten und Lesen dann wieder vergessen, wenn sie es recht nöthig hätten.

Rudi. Das ist uns leider just begegnet. Weil sie da krank geworden, und nirgends kein Brot mehr da war, so rührte sie auch kein Buch mehr mit den Kindern an, und weinte nur, wenn ihr eines vor die Augen kam.

Gertrud. Laß dir das jetzt zur Warnung dienen, Rudi, und lehre eben deine Kinder vor allem Schwatzen Brot verdienen.

Rudi. Ich bin völlig dieser Meinung, und ich will sie jetzt von Stund an zur Näherin schicken.

Gertrud. Du mußt sie erst kleiden. So wie sie jetzt sind, müssen sie mir nicht zur Stube hinaus.

Rudi. Kaufe ihnen doch Zeug zu Röcken und Hemden; ich verstehe es nicht. Ich will das Geld heute noch entlehnen.

Gertrud. Nichts entlehnen, Rudi. Das Zeug will ich kaufen, und im Heuet zahlst du es.

Rudi. Warum nicht entlehnen?

Gertrud. Weil es zur guten Hausordnung gehört, nie Etwas von einem Nagel an den andern zu hängen, und weil unter Hundert ten, die leihen, nicht Zehen sind, die nicht wieder dafür brandschatzen, und besonders dich. Du bist zu gut; es würden sich geschwind genug Blutsauger an dich machen, und dich in allen Ecken rupfen.

Rudi. Gottlob, daß sie Etwas zu rupfen finden.

Gertrud. Ich möchte darüber nicht spaßen. Du mußt im Ernst auf alle Weise suchen, daß du das behaltest, was Gott dir und deinen Kindern nach so langem Leiden wieder gegeben.

Der Rudi stutzte eine Weile, und sagte dann: Ich theile einmal die Matte mit dem Vogt, so lange er lebt; und dagegen wirst du doch Nichts zu sagen haben?

Gertrud. Was ist jetzt das?

Rudi. Ich habe es in Gottes Namen dem Pfarrer versprochen, dem Vogt, so lange er lebe, für eine Kuh Heufutter ab der Matte zu geben. Er ist jetzt ein armer, alter Tropf, und ich könnte ihn nicht in dem Elende sehen, in welchem ich selber war.

Gertrud. Es kommt doch noch besser heraus, als es tönte. Ich meinte, du wollest die Matte mit ihm theilen; jetzt bleibst du doch beim Futter.

Rudi. Nein, daran kam mir kein Sinn. Die muß, so Gott will, auf Kind und Kindeskinder hinunter mein bleiben; aber das Futter, das will ich ihm in Gottes Namen zukommen lassen, wie ich es dem Pfarrer versprochen.

Gertrud. Ich will dich gar nicht daran hindern; aber doch dünkt mich, du hättest zuerst sehen können, ob es der Vogt so gar nöthig habe, ehe du es versprochen.

Rudi. Der Pfarrer hat das auch gesagt; aber wenn du so wie ich die Großmutter auf ihrem Todbette noch für ihn beten gehört hättest, daß es ihm wohl gehe, du würdest ihm gewiß auch helfen, so viel du könntest.

Gertrud. Hat sie noch auf ihrem Todbette für ihn gebetet?

Rudi. Ja, Gertrud, und das mit tausend Thränen.

Gertrud. Ach, dann ist es recht, daß du es thust.

Während der Rudi so mit ihr redete, hieß Gertrud die Kinder aufstehen, wusch ihnen Gesicht und Hände, kämmte sie mit einer Sorgfalt und Schonung, die sie nicht kannten, und ließ sie auch ihre Kleider ordentlicher anlegen, als sie sonst gewohnt waren. Darauf gieng sie in ihre Hütte, kam mit ihrem Zuber und mit Besen und Bürste zurück, fieng dann an, die Stube zu reinigen, und zeigte auch dem Rudi,

wie er dasselbe machen und angreifen müsse, und was die Kinder ihm dabei helfen können. Dieser gab sich alle Mühe, und nach ein paar Stunden gieng es ihm mit dieser Arbeit so gut, daß ihn Gertrud jetzt allein machen ließ, und wieder heimgieng. Beim Weggehen sagte sie noch: Wenn dir deine Kinder dann brav geholfen haben, so schicke sie auf den Abend zu mir.

Der Rudi wußte nicht, was er sagen und machen wollte, als sie jetzt fort war, so eigen war es ihm ums Herz. Eine Weile hielt er mit den Händen stille, bürstete und fegte nicht, sondern staunte, und dachte bei sich selber: Es wäre mir einmal in Gottes Namen, wie wenn ich im Himmel wäre, wenn ich so eine Frau hätte. Als er dann auf den Abend ihr seine Kinder schickte, gab er seit Jahren das erste Mal wieder Acht, ob ihre Hände und ihr Gesicht sauber, und ihre Haare und Kleider in der Ordnung seien, so daß sich die Kinder selber darüber verwunderten, und die Nachbarn, die sie so ordentlich aus dem Hause gehen sahen, sagten: Er will gewiß bald wieder ein Weib nehmen.

Die Kleinen fanden des Maurers Kinder alle an ihrer Arbeit. Diese empfiengen sie fröhlich und freundlich; aber sie hörten deßwegen keinen Augenblick auf zu arbeiten. Machet, daß ihr bald Feierabend bekommt, so könnet ihr euch dann mit diesen Lieben lustig machen, bis es 6 Uhr schlägt, sagte ihnen Gertrud. Das denke ich, wir wollen eilen, Mutter; die Sonne scheint wie im Sommer, erwiederten die Kinder. Aber gebt Acht, daß euer Garn nicht gröber werde, antwortete die Mutter. Du mußt gewiß eher einen Kreuzer mehr als weniger von dem meinigen lösen, sagte Lise. Und auch von unserm! riefen aus allen Ecken die andern Kinder. Ich will gerne sehen, ihr Prahlhanse, erwiederte die Mutter.

Die Kinder des Rudi standen da, sperrten Mund und Augen auf ob der schönen Arbeit und dem fröhlichen Wesen in dieser Stube. Könnet ihr auch spinnen? fragte jetzt Gertrud. Ach nein! antworteten die Kinder. Gertrud erwiederte: So müßt ihr es lernen, ihr Lieben. Meine Kinder ließen sich es nicht abkaufen, und sie sind am Samstag so lustig, wenn jedes so seine etlichen Batzen bekommt. Das Jahr ist lang, ihr Lieben; und wenn man so alle Wochen Etwas verdient, so giebt es am Ende des Jahres viel Geld, und man weiß nicht, wie man dazu gekommen ist. — Ach, bitte, lehre es uns auch! sagten die Kinder, und schmiegten sich an den Arm der guten Frau. Das will ich gerne, antwortete Gertrud. Kommt nur alle Tage, wenn ihr wollt; ihr sollet es bald können. Indessen hatten die Andern Feierabend gemacht, versorgten ihr Garn und ihre Räder, und sangen mitunter:

Feierabend, lieb' Mutter,
Feierabend im Haus!
Zu Nacht geh'n wir alle gern nieder,
Am Morgen steht Alles froh auf.

Die Kinder der Gertrud nahmen dann ihre Gäste bei der Hand, und heiter wie der Abend sprangen jetzt alle Kinder auf allen Seiten der Matte herum, längs dem Hag und rund um die Bäume. Aber die Kinder der Gertrud wichen sorgfältiger als die des Rudi dem Kothe im Wege und den Dornen am Hage aus, und trugen Sorge zu den Kleidern. Sie banden ihre Strümpfe, und schnallten ihre Schuhe, wenn sie ihnen losgiengen, und wenn des Rudis Kinder so Etwas nicht achteten, sagten ihnen die Guten sogleich: Du verlierst deine Schnalle, dein Strumpfband! oder: du machst dich kothig, du zerreißest die Kleider hier in den Dornen u. s. w. Des Rudis Kinder aber, welche die ordentlichen Guten liebten, lächelten bei Allem, was diese ihnen sagten, und folgten, wie man kaum den Eltern folgt; denn sie sahen, daß sie Alles, was sie ihnen sagten, selber thaten, und es weder böse noch hochmüthig meinten. Auf den Schlag 6

Uhr eilten die Kinder der Gertrud unter das Dach, wie die Vögel, wenn die Sonne untergegangen ist, in ihr Nest eilen. Wollet ihr mit uns? wir gehen jetzt beten, sagten sie zu des Rudis Kindern. Ja, wir wollen, und auch noch deiner Mutter „Behüte Gott" sagen, antworteten diese. Nun das ist recht, daß ihr kommt, sagten diese, und zogen dann den Katzenschwanz *) mit ihnen durch die ganze Matte, die Stiege hinauf und bis an den Tisch, wo sie sich dann zum Beten hinsetzten. — Müsset ihr um 6 Uhr nicht auch heimgehen zum Beten, ihr Lieben? fragte jetzt Gertrud des Rudis Kinder. — Wir beten erst, wenn wir ins Bett gehen, sagte das älteste. — Und wann müßt ihr dann ins Bett gehen? fragte Gertrud. — Was weiß ich! antwortete jenes; und ein anderes: So, wenn es anfängt, dunkel zu werden. — Nun, so könnet ihr noch mit uns beten; aber dann ist es auch Zeit, daß ihr nach Hause gehet, sagte Gertrud. Es macht Nichts, wenn es schon dunkel ist; wir fürchten uns nicht, antwortete das älteste; und wir sind ja alle bei einander, setzte ein anderes hinzu. Die Kinder der Gertrud beteten dann der Ordnung nach noch mit ihrer Mutter, und diese ließ auch des Rudis Kinder die Gebete beten, die sie konnten, und begleitete sie dann bis zum Hausgatter. Habet recht Sorge, daß Keines falle, ihr Lieben, und grüßet mir den Vater, und kommet bald wieder. Ein andermal will ich euch ein Spinnrad bereit machen, wenn ihr das Spinnen lernen wollet. So sagte ihnen Gertrud beim Abschiede, und sah ihnen nach, bis sie um die Ecke herum waren. Die Kinder aber schrieen ihr, so weit man sie hören konnte, zurück „Behüte Gott!" und „danke Gott!" und „schlafe wohl, du liebe Frau!"

*) Ein Kinderspiel, bei welchem die Kinder sich hinter einander in eine Reihe aufstellen, das vorderste den Zug anführt, und alle den Richtungen und Krümmungen folgen, die dieses einschlägt, bis sie laufend oder hüpfend an ein gewisses Ziel gelangen.

Hundert zehntes Kapitel.

Das Herz leicht machen, ist das rechte Mittel, dem Menschen den Mund aufzuthun.

Der Pfarrer überließ jetzt den Vogt, den man wieder ins Gefängniß nach Bonnal gebracht hatte, eine Weile sich selbst. Nach ein paar Stunden aber gieng er wieder zu ihm hin.

Ich bin ein armer, alter, verlorner Tropf, und der Welt zu Nichts weiter nütze! war fast das erste Wort, das dieser zum Pfarrer sagte.

Pfarrer. Das muß man nie sagen. Wenn man will, ist man immer zu Etwas gut.

Vogt. Ach! .... ich will mich vor allen Menschen verbergen, und in einem Winkel, so lange ich noch lebe, für mein ewiges Heil beten und seufzen.

Pfarrer. So lange wir leben, gehören wir zu den Leuten, und wir thun nicht recht, und machen uns eben dadurch zu unnützen Lasten in der Welt, wenn wir uns von den Leuten absondern. Es ist am lieben Gott und nicht an uns, uns von den Leuten abzusondern und vor den Leuten zu verbergen, wenn er uns verborgen haben will; und er thut das, Vogt, wenn er uns ins Grab legt.

Vogt. Ach, wenn er es nur bald thäte!

Pfarrer. Macht es dir Mühe, daß du wieder gefangen bist?

Vogt. Ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht!

Pfarrer. Es ist natürlich. Aber wenn man dich heim gelassen hätte, meinst du, es wäre dir jetzt besser?

Vogt. Warum sollte es mir nicht besser sein, wenn ich heimgehen könnte?

Pfarrer. Für einen Augenblick kann es wohl sein; aber, Vogt, um überall zu dir selber und für dein ganzes künftiges Leben in Ordnung zu kommen, werden diese vierzehn Tage dir gewiß wohl thun, wenn du sie recht gebrauchest.

Vogt. Ach, ich bin eingesperrt!

Pfarrer. Aber wofür?

Vogt. Ha, was weiß ich!

Pfarrer. Wenn du es nicht weißt, so weiß ich es. Gewiß nur um deiner selber willen, und damit du wieder auf den rechten Weg kommest, und recht thuest, bist du eingesperrt.

So fieng der Pfarrer an, dem armen Manne den Zustand seiner Gefangenschaft auf eine vernünftige Art anschaulich zu machen, und er ward nach und nach in den vierzehn Tagen, in denen er fast Tag und Nacht bei ihm war, so vertraut mit ihm, daß sie fast wie Brüder mit einander redeten. Es würde aber zu langweilig werden, wenn ich diese Gespräche von Wort zu Wort erzählen wollte. Die Historie, in der ich fortfahre, wird schon zeigen, was das Wichtigste davon war.

Der Pfarrer gieng mit ihm in sein Jugendleben, in sein männliches Alter, in die Zeit, wo er Wirth, und in die, wo er Vogt war, hinein. Er brachte ihm, was er tausendmal vergessen hatte, wieder zu Sinn, so daß er am Ende heiter wie der Tag sah, wie der Vogt das hatte werden müssen, was er geworden war. Das Leben des Mannes enthüllte dem Pfarrer auch das Leben seines ganzen Dorfes, so daß er jetzt in alle Haushaltungen hineinsah wie in einen Spiegel; und hundert traurige Umstände und Sachen, wo vorher alles Rathen und Helfen umsonst war, wurden ihm jetzt heiter wie der Tag.

Der Vogt wollte freilich mit der Sprache zuerst nicht recht heraus, besonders wenn andere Leute in seine Fehler verwickelt waren, und er sagte deßwegen einmal bei einem solchen Anlasse zum Pfarrer: Ich mag zu Allem, was ich schon auf den Schultern habe, nicht noch machen, daß mich Junges und Altes im Dorfe verfluche. Aber da ihm dieser herzlich und deutlich zeigte, wie er gerade denjenigen, denen er Alles aussage, und die es am meisten zürnen würden, den größten Dienst damit thue, so trug er von dieser Zeit an kein Bedenken mehr, dem Pfarrer über Alles unverholen zu sagen, was er wußte.

Hundert eilftes Kapitel.

Seltsame Wirkungen des bösen Gewissens.

Aber wie wenn das Wetter ins Dorf geschlagen hätte, so war Alles ob der Nachricht, daß der Vogt dem Pfarrer Alles erzähle, was er von Jedermann wisse, betroffen. Man sah in allen Gassen Leute die Köpfe gegen einander und gegen die Wände kehren; es fehlte hie und da Männern und Weibern an ihrer natürlichen Farbe; Viele, die den Husten oder einen schweren Athem hatten, befanden sich übler als sonst, und in allen Häusern gab es die wunderlichsten

Auftritte. Viele böse Weiber wurden auf einmal mit ihren Männern wieder gut, und viele wilde und freche Kinder wurden so zahm, daß man sie um einen Finger herum hätte winden können. Eheleute und Hausleute fragten sich Sachen, und sagten sich Sachen, daß man nicht begreifen konnte, wie sie jetzt just auf das kamen, und an das dachten.

Wenn er jetzt auch sagte, daß ich ihm deinen Mantel verkauft habe, der dir gestohlen worden? sagte die durstige Frau Stoffelin zu ihrem häuslichen Manne Joosli.

Daß du jetzt auch wieder von dem Mantel anfängst, der mir so wehe that! antwortete Joosli.

Ja man muß immer fürchten, so Einer bringe noch andere Leute ins Unglück; und es ist mir wie vor, es gebe Etwas, sagte die Frau.

Joosli erwiederte: Du weißt, wie lange ich dir es zutraute, und wie du mich dazu gebracht, daß ich dir versprochen habe, Nichts mehr davon zu reden; und jetzt fängst du wieder davon an, als wenn du kein gutes Gewissen hättest.

Jetzt heulte die Frau, und sagte: Du weißt doch auch, daß wir Bettler beherbergten, da er weggekommen ist.

Du hast ja davon angefangen, nicht ich, sagte der Joosli; und du wirst auch wohl wissen warum, und schnurrte dann aus der Stube. —

Ich will dich zurichten, daß du aussiehst wie eine Nachteule, wenn du mir Etwas ausbringst, sagte die Betschwester Barbel zu ihrer Dienstmagd, mit der sie im Geheimen alle Abende einen Abendtrunk hielt, und den sie ihr alle Tage in der Dämmerung bei dem Vogt holen mußte. —

Wenn er auch sagte, daß er alle Wochen von uns Garn bekommen habe! sagte Christophs Lise zu ihrer Schwester Klara.

Wir wollen schweigen wie Käfer, sagte diese; und läugnen wie Hexen, erwiederte jene. —

Solche Reden flossen in allen Ecken, und allenthalben war die Liebe, die man dem Vogte vor dem Taufsteine versprochen, wie der Wind weg. „Er hat da gethan wie ein Heiliger, und jetzt macht er es uns so verflucht, als er nur kann!“ das war das Beste, was man hinten und vornen im Dorfe von ihm sagte. Aber wem für seine Haut bange ist, der vergißt Nichts leichter als die Liebe, und es war Vielen so angst, daß es einer Katze im Sacke nicht also sein könnte.

Hundert zwölftes Kapitel.

Die Ungleichheit dieser Wirkungen des bösen Gewissens bei geschäftserfahrnen Leuten.

In der größten Angst aber waren die Herren Vorgesetzten, und diese versuchten es nach und nach, auf eine andere Weise von diesem schlimmen Handel zu reden.

So ein Ketzer könnte ein ganzes Dorf unglücklich machen, sagte Nachbar Kienholz zu seinem Nachbar Kalberleder.

Kalberleder. Es ist vielleicht kein Mensch im Dorf, mit dem er in den zwanzig Jahren, seit er Vogt ist, nichts Krummes gehabt hat, und um seinetwillen wird doch hoffentlich nicht die ganze Kirchhöri mit ihm unter den Galgen gehen müssen.

Kienholz. Du Narr, das ist eben der Vortheil, daß er darunter gestanden ist.

Moosbauer. Ja, bei Gott! das ist

wahr; man ist jetzt nicht mehr schuldig, sich mit ihm einzulassen.

Und es war, wie wenn dieses Wort den Bauern das Herz weit machte. Auf einmal gieng ihnen der Mund auf, und Alle, Alle waren der Meinung, und behaupteten laut: weil er dem Henker unter den Händen gewesen, so seien sie nicht mehr schuldig, sich mit ihm einzulassen, er möge über sie sagen, was er wolle.

Der Hügi aber, der nie ein Narr war, sagte nach einer Weile: Ihr habt wohl Recht, daß ihr das Lied also singet, und ich will es gerne mit euch singen; aber es wäre doch immer besser, wir könnten machen, daß er den Mund überall halten würde.

Das kann ein Narr sagen, erwiederte der Kalberleder; aber wie ihm das Maul stopfen? das wäre etwas Anderes. — Ich meine mit Brot, sagte der Hügi.

Und im Augenblick waren ihrer Viele der Meinung: ja, man müsse trachten, ihm den Mund mit Geld und Brot zu stopfen, bis er schweige. Zwar waren auch Einige dawider, und der geizige Rabserbauer rief überlaut, er wolle Nichts von dem hören. Aber der Kienholz und die Andern antworteten ihm: Du wirst wohl davon hören müssen! Und man war in des Kienholzen Stube bald einig, man müsse mit allen Vorgesetzten und größern Bauern deßwegen Rath halten. Der Kienholz sandte nun den Ständlisänger Christen, der eben vor den Fenstern Maulaffen feil trug, eilends im Dorfe herum, und innert einer Stunde war Alles, was im Dorfe Etwas zu bedeuten hatte, bei einander.

Hundert dreizehntes Kapitel.

Ein Bauernrath.

Da machte der Kienholz den Versammelten den oben besprochenen Vorschlag; aber weil er Geld kostete, war nicht Alles Einer Meinung. Hie und da rief Einer überlaut: Bei meiner Seele, ich gebe keinen Heller daran! Der Rabser sagte ganz Deutsch, wenn er ihn vor Hunger sterben sehe, er gäbe ihm kein Stück Brot. Aber der Hügi fuhr ihm über das Maul: Du Narr, du mußt das Stück Brot dir selber und nicht ihm geben! Und der Kienholz setzte hinzu: Ihr Narren, es merkt etwa ein Jeder, was auf uns wartet, wenn wir ihm den Mund nicht zuthun.

Man wird uns nicht alle hängen, erwiederte der eisgraue Moosbauer, der es mit dem Rabser hielt.

Wenn ihr allein wäret, ihr könntet es meinetwegen probieren; aber wir wollen nicht mithalten, sagten die Andern.

Es ist da Nichts anders, sagte der Hügi. Wenn es fehlt, so sind dann die Großmäuler die Ersten, die sich die Haare aus dem Kopfe raufen wollen.

Ja, ja, sagte der alte Meier, der der Ehrlichste war, aber sich entsetzlich fürchtete; ich wollte lieber den Rock ab dem Leibe geben, als mich nur verantworten.

Mir würde das Verantworten Nichts machen, wenn ich das Beweisen nicht fürchtete, sagte der Speckmolch.

Im Augenblick nahm der Moosbauer wieder das Wort, und sagte: Mit dem Beweisen hat es ja noch keine Noth. Kalberleder, du sagtest erst vor einer Stunde selber, es sei gleich viel,

ob ein Hund belle, oder so einer wie der Vogt Etwas sage.

Kalberleder. Es ist nicht wahr; ich habe das nicht gesagt.

Moosbauer. Du redest wie ein Schelm, wenn du es läugnest.

Hügi. Nennet euch Schelme, wenn ihr allein seid.

Links und rechts sagten jetzt Viele: Es trifft ja nur drei Kronen auf den Kopf; das wird Keinen zum Land hinaus treiben.

Das wäre wohl so, wenn er nicht schon so Viele um Anderes gebracht hätte, sagte der Rabser.

Was machen? Wir sind ihm jetzt noch in den Klauen, erwiederte der Kienholz.

Die Widerspenstigen schwiegen nach und nach, und endlich wurden Alle einig: wenn man ihn könne zum Schweigen bringen, so wollen sie die drei Kronen für ihn schwitzen; — „so lange es noch mit ihm gehe", sagten die Einen, und „bis er krepiere", die Andern.

Hundert vierzehntes Kapitel.

Bauernwahl.

Aber wie das ihm geschwind zu sagen wäre, darüber ward jetzt wieder neuer Rath, und es gab viele Meinungen.

Einige riethen den Hartknopf an; Andere sagten: Der macht zu viel Wesens; es muß einer sein, der, wenn etwas Krummes hineinkommt, mit einem Worte Antwort giebt und nicht mit einer Predigt. Ein junger Gauch rieth auf den Kriecher, als der sich am besten ins Pfarrhaus hinein schleichen könne. Aber es war Niemand seiner Meinung. Der würde den Lohn nehmen, und uns samt dem Vogt an den Türken verkaufen, sagten unten und oben die Männer. Endlich stand Kalberleder auf, und rieth auf seinen Buben. Die Bauern verwunderten sich, und sperrten das Maul auf; denn sie wußten gar nicht, was dieser Besonderes wissen sollte.

Ihr sperrt das Maul auf! meinet ihr denn, ich wisse nicht, was ich sage? bemerkte jetzt der Kalberleder. Sehet, ich habe einen Nußbaum in meiner Matte, gerade an der Seite des Pfarrhauses, wo der Vogt steckt; den will ich daran wagen. Mein Bub muß ihn umhauen, und auf diese Weise hat er einen Anlaß, da zu stehen, und auf Gelegenheit zu passen. Er kennt den Hans und die Köchin, und es muß nicht fehlen, er lockt den Vogt ans Fenster, oder lügt sich gar zu ihm ins Pfarrhaus hinein.

Die Bauern fanden den Rath gut, und baten den Kalberleder, daß er es so mache. Dieser pochte noch einen Augenblick über den Dienst, den er ihnen thue, und dann giengen die zwei Geschicktesten, der Hügi und der Kienholz, mit ihm heim, den Buben recht zu unterweisen, worum es zu thun sei, und wie er es anstellen müsse.

Hundert fünfzehntes Kapitel.

Des Kalberleders Versuch, den Sachen zu helfen, und sein übler Ausschlag.

Sie waren jetzt da, und thaten, was nöthig war, und der junge Kalberleder gieng bald zum Nußbaum, und fieng an, wie wenn er einen halben Rausch hätte, den Kühreihen zu singen. Das dünkte den Pfarrer gar lustig. Er lag unter das Fenster, und hörte dem Holzhacker zu, der den Kühreihen sang. Auch der Vogt guckte hinter dem Umhang hervor, zu sehen, was das geben müsse; denn er merkte gleich, daß der Kalberleder nicht für die Langweile den Baum umhaue, sondern daß gewiß Etwas dahinter stecke.

Es gieng nicht lange, so stellte des Pfarrers Hans sich in eine Gartenecke zum Kalberleder, und sagte: Es ist fast Schade, daß du den Baum umhaust; er trug ja alle Jahre so viele Nüsse.

Kalberleder. Er giebt gute Läden zu Flintenschäften, und mein Vater hat einem Glarner einen guten Baum versprochen; zudem treiben die Nußbäume mit den Wurzeln gar weit, und schaden mehrentheils am Gras mehr, als sie an den Nüssen abtragen.

Hans. Das ist sonst wohl so; aber ihr laßt diesen da mit seinen Wurzeln ja nur gegen unser Land und nicht gegen das eurige treiben.

Kalberleder. Wie meinst du das?

Hans. Ha so, daß ihr bald alle Jahre ihm auf eurer Seite die Wurzeln abgrabet.

Kalberleder. Du weißt einmal mehr als ich.

Hans. Nein, wie ihr doch so unschuldig thun könnet, ihr Nachbarn!

Kalberleder. Ich weiß gewiß Nichts davon. Aber sage doch, wäre es vielleicht nicht möglich, daß ich dem Vogt auch einen guten Abend sagen könnte?

Hans. Wohl freilich.

Kalberleder. Kommt er nie ans Fenster?

Hans. Du kannst ja zu ihm in die Stube gehen; der Pfarrer hat gewiß Nichts dawider.

Kalberleder. Er möchte glauben, was ich mit ihm wollte.

Hans. Du wirst nichts Geheimes haben.

Kalberleder. Nichts weniger.

Hans. Der Herr Pfarrer ist unter dem Fenster. Wenn ich dich wäre, ich würde hingehen, und es ihm selber sagen.

Du hast Recht, sagte der Kalberleder, legte dann den Karst ab, nahm seine Kappe in die Hände, gieng unter das Fenster, wo der Herr Pfarrer war, bückte sich tief, und sagte: Gott grüß euch, wohlehrwürdiger Herr Pfarrer!

Pfarrer. Ich danke dir.

Kalberleder. Ihr zürnet es doch nicht, daß der Vater den Nußbaum da umhauen lassen will?

Pfarrer. Ich wüßte gar nicht warum.

Kalberleder. Ha, ich dachte, wenn er euch etwa Schermen (Schutz) im Hofe gäbe.

Pfarrer. Er steht nicht an der Windseite. Nein, ich bin gar froh, wenn er wegkömmt; er nahm uns die Morgensonne in dem halben Garten.

Kalberleder. Wenn es dem Vater jemals in den Sinn gekommen wäre, daß er euch im Wege stehe, er hätte ihn gewiß schon lange umgehauen.

Pfarrer. Er sah das wohl, aber es war meinetwegen nicht nöthig.

Kalberleder. Warum das nicht, Herr Pfarrer? Ihr könnt nicht glauben, wie ihr den Leuten so lieb seid, und wie es auch den Vater freut, daß ihr mit dem armen Tropf, den ihr bei euch habt, so gut seid.

Pfarrer. Ich thue ihm Nichts als meine Schuldigkeit.

Kalberleder. Wohl freilich, Herr Pfarrer. Aber um Erlaubniß, wie geht es auch mit ihm? Hält er sich auch, daß ihr mit ihm zufrieden sein könnet?

Pfarrer. Ja Gottlob; bis jetzt bin ich von Herzen mit ihm zufrieden.

Kalberleder. Der Vater hat gesagt, vielleicht sehe ich ihn etwa am Fenster, und ich solle ihn in dem Falle von seinetwegen grüßen, und ihm sagen, daß er doch auch nicht verzweifle. Es werde, will's Gott, auch noch Brot für ihn in der Welt geben.

Pfarrer. So viel ich merken mag, ist er jetzt einmal für sein Brot noch nicht unruhig.

Das freut mich, antwortete der Kalberleder; und nach einer Weile sagte er wieder: Wenn ich dürfte, Herr Pfarrer, ich hätte fast Lust, ihn auch einen Augenblick zu sehen, weil ich doch so nahe bin.

Ich mag es wohl leiden, sagte der Pfarrer.

Nun hatte der Kalberleder, was er wollte. Er gieng mit dem Pfarrer in die Stube, und wartete da unter gleichgültigen Gesprächen einen Augenblick ab, in welchem der Pfarrer bei Seite gieng. Wie ein Blitz ergriff er diesen Augenblick, und sagte zum Vogt: Ich muß dir geschwind sagen, weil wir allein sind: wenn du stille bist, und Niemanden ins Unglück bringst, so wollen dir die Vorgesetzten alle für dein Lebtag an die Hand gehen, daß du des Brotes wegen ruhig schlafen kannst. Aber wenn du schwatzest, und sie auch ins Spiel hineinziehest; so zähle darauf, daß du keinen Menschen im Dorfe findest, der dir nur ein Stück Brot giebt, wenn er dich auch Hungers sterben sähe. Das ist es, warum ich da bin, und warum ich mich zu dir in die Stube geschlichen.

Der Vogt war über diesen plötzlichen Antrag sehr betroffen, wußte einen Augenblick nicht, was er antworten sollte, und sagte dann ganz wehmüthig zum Kalberleder: Ich habe geglaubt, du seiest bloß aus Freundlichkeit für mich da.

Ich bin jetzt dafür da, und möchte gerne eine Antwort, sagte der Kalberleder; und sah ihn an, wie wenn er ihn durchstechen wollte.

Vogt. Ich kann nicht helfen; ihr könnet mit mir handeln, wie ihr wollet.

Kalberleder. Du hast hiemit schon geschwatzt?

Vogt. Ich kann es nicht läugnen.

Kalberleder. Ach, wenn du willst, du kannst Alles wieder zurücknehmen und verdrehen.

Vogt. Ich thue es nicht.

Kalberleder. So?

Vogt. Es ist mir leid; aber es ist besser, die Unordnungen . . .

Kalberleder. Schweig doch von Unordnungen; wer hat sie gemacht als du?

Vogt. Es ist mir leid.

Kalberleder. Verkehre, was du gesagt hast; es gereut dich nicht.

Vogt. Ich kann nicht!

Kalberleder. Du willst nicht.

Vogt. Ich kann nicht, und, die Wahrheit zu sagen, ich will auch nicht. Aber du wirst erleben, daß ich Niemanden dadurch Etwas schaden werde.

Kalberleder. Das ist geredet, wie wenn du den Verstand verloren hättest.

Vogt. Ich kann wohl begreifen, daß es dir so vorkömmt; vor vierzehn Tagen wäre es mir auch so vorgekommen.

Kalberleder. Rede doch jetzt nicht wie eine alte Betschwester. Dein Glück hängt von diesem Augenblicke und von deinem Worte ab.

Vogt. Mache dir keine Hoffnung; daraus giebt es gewiß Nichts.

Kalberleder. Glaube mir, du wirst deinen Lohn dafür kriegen.

Eben jetzt kam der Pfarrer wieder in die Stube, und der Kalberleder nahm bald darauf Abschied. Vorher aber sagte er noch zum Pfarrer, er glaube, er habe den Vater nicht recht verstanden, und er habe vielleicht nicht den Nußbaum gemeint, den er angegriffen.

Das kann wohl sein, sagte der Pfarrer.

Und der Kalberleder: Ich will ihn doch, ehe ich ihn vollends umhaue, noch einmal fragen.

Du thust wohl daran, sagte der Pfarrer, merkte aber doch, daß etwas Krummes um den Weg war.

Die Vorgesetzten aber wunderten gar sehr, wie es mit diesem Vorhaben gehe, und standen mit Ungeduld wartend hinter den Zäunen und Häusern, wo man gegen das Pfarrhaus sieht. Der Speckmolch froch sogar mit seinem großen Bauche über Garben und Heustock unter das Dachloch, um von da hinunter zu sehen, wie es dem Kalberleder gehe, und wann er wieder heimkomme. Aber die hinter den Hecken und der unter dem Tagloch wurden übel getröstet, da sie sahen, wie er den Kopf hängte, und die Hände fallen ließ, als er wieder zum Pfarrhaus hinausgieng. Sie eilten aber doch zu seinem Vater, den Bericht ganz zu vernehmen. Dieser wollte noch groß thun, und voraus rühmen, was sein Sohn ausgerichtet; aber sie stopften ihm den Mund, und schworen voraus, was er heimbringe, sei eine hinkende Botschaft.

Ihr könnt es doch auch nicht wissen, bis er da ist, sagte der Vater.

Wohl freilich, sagten die Bauern, als eben der Bube anlangte. Er warf das Holzgeschirr so stark in das Tenn hinein, daß die Stube davon erzitterte; kam dann erst, nachdem ihm sein Vater zweimal hatte rufen müssen, in die Stube, stand in eine Ecke, grüßte Niemanden, und sagte nur: Es ist Alles Nichts.

Die Bauern aber wollten mehr wissen, und er mußte, so ungern er es that, ihnen umständlich erzählen, wie es zugegangen. Als er fertig war, hudelten sie ihn noch einen Augenblick aus, giengen dann nach und nach wieder heim, beladen mit Gedanken und Rathschlägen, die die Angst in ihnen ausbrütete, die aber noch nicht reif waren.

Den alten Kalberleder reute jetzt Nichts so sehr als sein Nußbaum. Ich möchte das helle Wasser weinen, daß ich ihn so leichtsinnig habe umhauen lassen, sagte er, als die Bauern kaum fort waren, zu seinem Buben.

Ich war kein Narr, erwiederte dieser. Ich noderte (stocherte) nur so an den Wurzeln, und er steht deßhalb noch hundert Jahre.

Das ist gut, Bub; was man nicht weggiebt, das hat man noch, sagte der Vater. Und bald darauf sagte er wieder: Aber gelt, es hätte den Pfarrer gefreut, wenn er dieses Garten-Nachbars losgeworden wäre?

Der Bub. Das denk' ich. Er und der Hans sagten beide, er fresse nur ab ihrem Boden.

Der Vater. Er frißt hoffentlich noch länger darab als sie Beide.

Der Bub. Ich habe dem Pfarrer, da ich sah, daß es mit dem Vogt Nichts war, gesagt: ich glaube, ich hätte dich unrecht verstanden, und du habest vielleicht einen andern Baum gemeint.

Hundert sechszehntes Kapitel.

Die Dorfmeister suchen in ihrer Angst beim Teufel und seiner Großmutter Hülfe.

Den geängstigten Bauern aber giengen gar wunderliche Dinge in ihren Köpfen herum. Nicht nur Einem kam es in den Sinn: wenn der Pfarrer oder der Junker oder nur einer von Beiden todt wäre, so wäre die Gefahr für sie völlig vorüber. Doch blieb es dabei. Es gieng Keiner hin, sie todt beten zu lassen, und Keiner schlug sie todt; aber sie hinter einander zu bringen, und ihnen so viel Arbeit und Verdruß zu machen als nur immer möglich, dahin zielten zuletzt ihre Entschlüsse; denn sie glaubten, auf diese Weise sie dennoch endlich von dem, was der Himmel etwa sagen möchte, abzulenken. Und es traf sich just, daß schon seit dem letzten Sonntag unter der Hand ein Gerücht gieng, es sei an der letzten Gemeinde nicht natürlich zugegangen, und der Hühnerträger habe die Leute mit Teufelskünsten verblendet. Bisher hatte zwar Alles, was ein wenig Vernunft hatte, und besonders die Vorgesetzten, über diesen Narreneinfall gelacht; aber jetzt schien er ihnen in den Kram zu dienen, und sie hoben an, ganz ernsthaft darüber zu reden, und machten durch hunderterlei Fragen je dem Dümmsten, den sie vor sich hatten, den Kopf darüber groß. Sie lobten den Hartknopf überlaut, daß er so standhaft sei, und, was wahr ist, sagen dürfe, wenn man ihn schon links und rechts und sogar auf der Kanzel darüber auslache. Dieser schmunzelte mit dem Munde, wenn er sich so loben hörte, wie wenn er Zucker darin hätte, und war vom Morgen bis an den Abend ohne Aufhören im Eifer, seine Meinung wider den Hühnerträger allenthalben auszubreiten. Und sie fand auch unter dem Schutze, den sie jetzt hatte, vielen Glauben; denn die Dorfmeister boten Allem auf, Dieses und Ähnliches jetzt zum Trumpf und zum einzigen Gespräche zu machen, worüber sich Junges und Altes aufhielt.

Man zog sogar den Doktor Treufaug, des alten Meisters von Arnheim ehrlich gemachten Großsohn, ins Spiel, und machte ihm begreiflich, wie sein Brotkorb daran hange, daß solche Teufelsgeschichten immer guten Glauben fänden, und daß es jetzt die beste Zeit sei, hierüber ein wenig den Mund aufzuthun. Dieser ließ es sich nicht zweimal sagen. Wo er eine Klappertasche oder einen Hansdampf antraf, bot er ihm eine Prise Tabak, und fieng an, mit ihm zu schwatzen.

Was meinet ihr? sagte er dann; was meinet ihr? wie hätte ich Haus und Hof zusammen gebracht, und einen so großen Bauch erstritten, wenn es keine so bösen Leute gäbe? Ja, wenn ich reden dürfte . . . . Just, wo man solche Sachen am stärksten läugnet, giebt man mir die meisten Dublonen zu verdienen. Ich will es nicht geredet haben; aber wenn ich sagte, wie es in den Schlössern und Pfarrhäusern aussehe, ihr würdet Maul und Augen aufthun. Erst vor acht Tagen hat mich so ein hoffärtiger Junker mit dem Hut unter dem Arme und dem Seckel in der Hand bitten müssen, ihm Ruhe zu schaffen. Sr. Gnaden Herr Sohn, der schon Jahr und Tag in einer papiernen Kutsche heimgekommen, erschien dem Alten richtig alle Fronfasten in seiner Kammer. Aber unser einer muß schweigen; ihr könntet sonst merken, wer es ist.

Er wußte sogar den Leuten, ohne daß er es ausdrücklich sagte, einzuschwatzen, daß Arner ihn selber brauche, weil es unrichtig im Schloß stehe, seitdem der Alte todt sei.

Durch solche Mittel und Wege that die Schelmenbande allen Narren, die jemals Gespensterartiges glaubten, das Maul auf. Man erzählte auch wieder viel von dem Haus, das der Hoorlacherin gehört hatte, und so ungeheurig war, daß Jahre lang Niemand darin wohnen konnte, bis es endlich der Vogt um einen Spottpreis gekauft, und dann den Teufel durch den Kapuziner Munchthal ins Tobel zu hinterst am Eichwalde verbannt hatte. Auch die Geschichte des Krähenbaums bei der Schmiede kam wieder in alle Gespräche; wie nämlich seit zehn Jahren alles Unglück das Haus verfolge, und wie der Schmied es alle Morgen, wenn der Vogel auf dem linken Ast, der kohlschwarz war, und darum auch Teufelsast hieß, absaß, sicher zum voraus wußte, daß vor Sonnenuntergang ein Unglück im Hause sein würde. Da half dann kein Beten, kein Frommsein, kein Rechtthun. Wenn die Krähe am Morgen nüchtern das Maul auf dem Aste aufthat, so war das Unglück beschlossen und vor Abend sicher im Hause. Das ist bei zehn Jahren in einem fort so gegangen, bis endlich der Schmied den Baum umhieb und verbrannte. Von der Zeit an sei Jahr und Tag kein Unglück mehr geschehen, außer daß der Schmied selber ein Narr wurde, und man ihn an Händen und Füßen anbinden mußte. Aber sonst war es, wie wenn das Glück zum Dache hineinregnete, seitdem die Krähe nicht mehr auf dem Teufelsast absitzen konnte.

Solche Geschichten waren jetzt allenthalben wieder der Text im Dorfe. Die guten und schlechten Mütter redeten wieder fleißig mit den Kindern vom schwarzen Manne, der sie holen würde, wenn sie nicht recht thäten, und dergleichen.

Die junge Kienholzin, die aus Hoffart Jahr und Tag ungläubig war, und mit ihren Kindern über Gespenster und Hexen den Spaß trieb, kehrte jetzt den Spieß wieder um, und betete alle Morgen und Abende mit ihnen das Gebet wider die Nachtgespenster, bösen Geister und Hexen.

Die Kinder sagten zwar am ersten Abend: Mutter, warum müssen wir jetzt auch das Gebet wieder beten? Du sagtest ja erst vorgestern, die Leute seien Narren, die es thun.

Mutter. Es ist mir jetzt wieder anders geworden. Ihr müßt es wieder so fleißig beten als den Glauben und das Vaterunser.

Kinder. Giebt es denn jetzt wieder Gespenster, Mutter?

Mutter. Daß Gott erbarm'! ja freilich, die ganze Welt voll.

Kinder. Wie weißt du es jetzt gerade wieder, daß die ganze Welt voll davon ist?

Mutter. Ach, ihr guten Kinder! es gehen gar gräuliche Sachen im Dorf vor. Betet nur fleißig eure Gebete, und behütet und besegnet euch fleißig, wenn ihr zum Haus hinausgeht, und nehmet ja keiner alten Frau Etwas ab, es mag Obst sein oder Brot, oder was es will.

Auch das Katzenschwanz-Spiel, das die guten Kinder des Maurers und des Rudi spielten, wurde immer bedenklicher gemacht. Der Hartknopf sagte überlaut, es sei ein Teufelsspiel. Die Speckmolchin, ein Weib, dazu gemacht, Gift aus Honig zu ziehen, und aus Mücken Elephanten zu machen, traf des Rudis Grithe unglücklicher Weise auf der Gasse an, und wollte jetzt auch so recht darauf kommen, was da hinter dem Katzenspiel, von dem man so verdächtig rede, doch stecke. Sie gab dem Kind freundlich die Hand, und sagte: Habt ihr euch gestern in des Maurers Haus brav lustig gemacht?

Kind. Das glaub' ich.

Frau. Gelt, Kind, es war eine schöne Katze in der Stube?

Kind. Ei ja!
Frau. Eine schwarze?
Kind. Eine kohlschwarze.
Frau. Sie hatte doch feurige Augen?
Kind. Ja, wenn sie unter der Bank war.
Frau. Was machte die Katze?
Kind. Nichts.
Frau. Saß sie immer still?
Kind. Nein, sie streichelte uns an den Beinen herum, und spuhlte; sie ist mir einmal fast auf den Schoß gesprungen.
Frau. Während dem Beten?
Kind. Meinet ihr, die Katzen wissen, wenn man betet?
Frau. Rührtet ihr sie an?
Kind. Ja doch!
Frau. Während dem Beten?
Kind. Ja, wenn sie uns zu nahe kam.
Frau. Mußtet ihr die Hände nicht zusammenhalten während dem Beten?
Kind. Wohl freilich.
Frau. Wie komtet ihr sie denn anrühren?
Kind. Mit den Beinen unter dem Tische.
Frau. Aber gelt, sie war kohlschwarz?
Kind. Nicht überall.
Frau. Aber doch fast; gelt, viel schwarz?
Kind. Ja.
Frau. Und sie hatte feurige Augen?
Kind. Hast es ja gehört, wenn sie unter der Bank war.

Aus diesem Gespräche, welches die Speckmolchin links und rechts mit Zusätzen noch vermehrte, und größern Narren, als sie war, ins Ohr raunte, war innert wenigen Stunden herausgebracht, das sei doch keine natürliche Katze gewesen. Wie ein Lauffeuer gieng es im ganzen Dorfe herum, wie unrichtig es in des Maurers Haus stehe, und etliche Tage nach einander war dieses Haus das einzige Gespräch des Dorfes.

Weder dem Maurer noch dem Rudi sagte aber lange Niemand ein Wort von Allem. Sie merkten nur, daß man sie allenthalben gar wunderlich ansah, und ihre Kinder kamen oft heim, weinten und klagten: wo sie hinkämen, sei es, als wenn man sie scheue, und die liebsten Kinder, mit denen sie immer gut gewesen, wollten Nichts mehr mit ihnen haben, und man rufe ihnen zu den Fenstern hinaus und hinter den Zäunen: Katzenschwänzler und Katzenschwänzlerin.

Hundert siebenzehntes Kapitel.

Die Fahne dreht sich.

Wie es aber dann geht, wenn man Narrheiten und Bosheiten zu weit treibt, es gab Leute, die merkten, was hinter diesem steckte.

Der Vorgesetzte Renold und ein paar andere Ehrenleute sagten laut, man rede und thue da Sachen, die fehlen könnten, und die nicht recht und brav seien; sie hätten in ihrer Jugend den Katzenschwanz auch gezogen, wie des Maurers Kinder, und manchmal vor und nach dem Beten sich lustig gemacht; aber es wäre einer ihren Eltern nicht wohl angekommen, wenn er versucht hätte, aus solchen Kindersachen dergleichen Geschwätzwerk anzustellen.

Das machte so viel, daß der Eine und Andere anfieng, sich in Acht zu nehmen, was er rede. Es gieng auch nicht mehr lange, so sag-

ten gute Freunde dem Maurer und liebe Frau Basen der Gertrud, was man über sie ausstreue, und die Schnabelgrithe traf das Unglück, daß eine Nachbarin, die ihr gehässig war, sie bei dem Maurer verklagte, und sagte, sie schwatze von Morgen bis an den Abend bei Jedermann, den sie antreffe, von dieser Historie.

Der Maurer war einen Augenblick so blaß als der Tod, da ihm die Frau dieses sagte, dankte ihr aber, und lief dann spornstreichs und wie wüthend vor das Haus der Schnabelgrithe, und klopfte mit seinem Zollstecken so hart ans Fenster, daß es ein Glück war, daß er das Holz getroffen, und keine Scheibe in die Stube fiel. Es war aber Niemand im Haus, denn die Grithe stand bei dem Brunnen auf der Gasse. Er sah sie nicht; sie hingegen sah ihn, und erschrak, rief aber dennoch, da es so an ihren Fenstern rasselte: Was giebt's, was giebt's, Maurer?

Maurer. Bist du da mit deinem gottlosen Maul? du Diese und Jene! . . Was hast du mit meinen Kindern, daß du so verfluchtes Zeug über sie herumtragen darfst?

Grithe. Was? was?

Maurer. Ich will dir zeigen was, was!

Die Speckmolchin, die auch da war, stupfte die Grithe, und sagte: Du mußt läugnen; es könnte sonst fehlen. Die andern Weiber aber, denen sie ihre Teufelshistorie eben in diesem Augenblicke wieder erzählt hatte, glaubten Nichts weniger, als daß sie ihre Worte zurücknehmen würde. Sie hatte gerade eben jetzt sich verflucht und verschworen, daß sie dem Lumpen-Maurer und seiner Frau alle Worte ins Angesicht hinein sagen würde, wenn sie da ständen. Aber wie verwunderten sich die Weiber, da sie jetzt auf einmal anfieng zu läugnen, und zum Maurer sagte, sie habe niemals Etwas wider ihn gehabt, und wisse auch von seinen Leuten Nichts als alles Liebe und Gute.

Nein, das ist doch vom Teufel! so muß mir es das Mensch nicht machen, sagte eine Renoldin, die da stand, zu den andern Weibern, und rief im Augenblick darauf dem Lienhard: Maurer, es ist doch wahr, sie hat es gerade jetzt wieder erzählt!

Schweig doch! sagten die andern Weiber; was willst du dich darein mischen? Es geht ja dich Nichts an.

Nein, ich will nicht schweigen, sagte die Renoldin. So eine könnte es ja morgen dir und mir und einer jeden so machen; und wenn es vor den Junker kommt, so will ich es ihr ins Gesicht sagen, daß sie es gesagt hat.

Das Wort Junker war ihr kaum zum Munde heraus, so sorgte die Speckmolchin für sich selber, und rief überlaut: Ich einmal habe Nichts gehört und Nichts gesagt; ich habe da mein Kraut gewaschen, und Nichts geachtet, was vorgefallen.

Ich einmal habe auch Nichts gehört, und Nichts gesagt; und ich einmal auch nicht, sagten bald mehrere.

Es fragt euch ja Niemand, sagte der Maurer, und drohte der Schnabelgrithe mit dem Junker.

Diese aber heulte, und bat, er solle doch Nichts daraus machen.

Ja, aber da vor diesen Weibern mußt du bekennen und sagen, daß Alles faul und falsch sei, erwiederte Lienhard.

Die Grithe murmelte und sagte stockend, es sei ihr leid, und es sei nicht wahr.

Maurer. Du mußt es laut sagen, so laut, daß die Leute, die in allen Häusern die Köpfe zum Fenster hinaus strecken, verstehen, daß du eine Erzlügnerin bist. — Ich weiß vor Zorn nicht, was ich sage. Du, du mußt mir heute noch durch alle Gassen laufen, und vor allen Häusern sagen, daß du Alles erlogen und ersonnen hast.

Grithe. Thue doch nicht so! Ich will gerne thun, was du willst, und es ist mir leid.

Maurer. Leid oder nicht leid das ist mir gleichviel; aber daß Alles erlogen und ersonnen ist, das mußt du mir sagen, und das so laut und so deutlich, als es zum Halse heraus mag.

Ob sie wollte oder nicht, sie mußte jetzt laut, daß es Jedermann verstand, bekennen und sagen, daß sie Alles, was sie über seine Kinder und über ihre Katze gesagt, ersonnen und erlogen habe; aber es that ihr so weh, daß sie fast daran erstickte.

Hundert achtzehntes Kapitel.

Wie lange werden die Weiber noch denken und sagen: Mein Mann heißt Nabal, und Narrheit ist in ihm *).

In einem solchen Zustande ist Lienhard, seitdem er vom Hummel wieder erlöst worden, niemals wieder heimgekommen. Er war fast außer Athem, und rief der Gertrud in die Küche um Wasser, welches sie ihm brachte. Er hatte die Augen fast außer dem Kopfe und feuerroth, das Haar über die Stirne herunter und das Kamisol umgekehrt am Leibe.

Der Wasserkrug fiel der Gertrud fast aus den Händen, als sie ihn so antraf. Um Gottes willen, was ist's? was ist dir begegnet? sagte sie, und stand mit klopfendem Herzen vor ihm.

Ach, es ist Nichts, gar Nichts! antwortete er, konnte aber fast nicht reden, nahm ihr den Wasserkrug hastig aus der Hand, und trank ihn fast ganz aus.

Gertrud. Um Gottes willen, es ist Etwas begegnet. Rede, was ist es?

Lienhard. Nichts! weiß Gott, Nichts als Geschwätzwerk. Sie hat so verfluchtes Zeug über unsere Kinder gesagt.

Gertrud. Wer? was? was für Geschwätzwerk?

Lienhard. Von der Schnabelgrithe.

Gertrud. Nur Geschwätzwerk von dieser, und du siehst so aus?

Lienhard. Es ist gewiß sonst Nichts.

Gertrud. Es ist mir, ich sei im Schlaf. Weißt du auch, daß du das Kamisol umgekehrt anhast?

Lienhard sah jetzt auf sich selber herunter, und sagte: Es ist wahr, ich bin nicht schön in der Ordnung.

Gertrud. Ich möchte doch jetzt gerne bald wissen, was es gewesen, wenn du keinen Rausch hast.

Ich habe keinen Tropfen getrunken, antwortete Lienhard, und erzählte ihr dann die ganze Historie, redete aber noch immer wie im Fieber, und gieng während des Erzählens noch zweimal in die Küche, um Wasser zu trinken.

Gertrud hörte ihm umständlich zu, und unterbrach ihn nicht, so lange er erzählte; aber sobald er fertig war, sagte sie zu ihm: Die Art und Weise, wie du gehandelt hast, erbaut mich gar nicht, und ich hätte dir etwas Anderes zugetraut.

Lienhard. Wie was Anderes?

Gertrud. Daß du dich bei so etwas Unwichtigem mehr beherrschen könntest!

*) 1 Sam. 25, 25.

Lienhard. Was, ist das etwas Unwichtiges?

Gertrud. Gesetzt, es sei nicht ganz unwichtig, so läßt es sich gar nicht entschuldigen, wie du dabei verfahren bist.

Lienhard. Warum das?

Gertrud. Ich möchte noch fragen! So thun, wie du gethan hast, wenn man nicht gesund und stärker ist, als du jetzt bist, heißt sich muthwillig vor der Zeit unter den Boden bringen.

Lienhard. Darin hast du recht. Das Herz klopft mir noch jetzt, und es ist mir, als wenn man mir Arme und Beine zerschlagen hätte.

Gertrud. Ach, es ist mir angst. Geh' doch ins Bett, Lieber, und siehe, daß du jetzt ein wenig schlafen kannst.

Lienhard. Ja, ich will eine Weile mich ins Bett legen.

Gertrud. Aber ein ander Mal beherrsche dich doch auch besser!

Lienhard. Ja, wenn ich es nur könnte!

Gertrud. (mit Thränen in den Augen) Lieber, denke doch in solchen Fällen an mich und deine Kinder; und wenn du doch auch kannst, so spare uns in Gottes Namen auch einen alten Vater.

Lienhard. (sie bei den Händen fassend und traurig) O du Liebe! ich weiß nicht, wie ich mich so vergessen und nicht daran denken kann, was ich dir und diesen Lieben schuldig bin. Will's Gott will ich mich in Zukunft mehr beherrschen.

Thu' es doch, lieber Vater, sagte Gertrud.

Während dieses Gesprächs kam Lienhard ins Bett, und Gertrud that die Fensterläden gegen die Sonne zu, damit es dunkel werde, und ihr Mann ruhiger schlafen könne. Nach einer Stunde erwachte er wieder, und sie fiengen wieder an, über den Vorfall mit der Schnabelgrithe zu reden.

Gertrud. Auch in Beziehung auf den Junker bist du zu weit gegangen.

Lienhard. Warum das?

Gertrud. Du hast ihr ja eine Strafe auferlegt, als wenn du Herr im Lande wärest.

Lienhard. Du hast recht, ich habe auch an das nicht gedacht.

Gertrud. So wie er ist, glaube ich nicht, daß er es auf die hohe Achsel nehmen würde, wenn er es vernehmen sollte; aber man muß doch nie Etwas sagen, wobei man nicht sicher ist, daß es nicht fehlen könne. Wenn ich du wäre, ich würde wieder mit der Frau reden, und den Befehl, daß sie vor allen Häusern abbitten solle, zurücknehmen.

Lienhard. Wenn ich mich nicht schämte, ich thäte, was du sagst.

Gertrud. Was schämen, wenn man recht thut?

Lienhard. Soll ich gehen?

Gertrud. Du meinst es selber.

Lienhard. Und du auch?

Gertrud. Das glaube ich.

Lienhard. Ich mag doch fast gar nicht.

Gertrud. Lieber, überwinde dich, und ziehe die ganze Sache in Spaß.

Lienhard. Wenn ich das nur so leicht könnte!

Gertrud. Weißt du, was du thun kannst? Nimm eines von unsern jungen Kätzchen, und bringe es dem Gritheli zum Geschenk, damit sie sieht, daß unsere alte, gute Mauserin nicht der Teufel, sondern ein ehrliches, braves Hausthier ist.

Das ist verzweifelt lustig, und muß so sein, sagte der Maurer, nahm auf der Stelle eines von ihren Jungen ins Fürfell, und gieng wieder zu der Grithe, die ihn von ferne kommen sah. Diese erschrak mächtig, stellte sich etwas Erschreckliches vor, weil er schon wieder komme, und sprang, wie wenn man sie jagte, von dem Fenster aus der Stube zu ihrem Mann, der

hinter dem Hause war, und den Zunamen Murrbär hatte, und rief ihm keuchend: Der Maurer ist schon wieder da!

Ich wollte, du hättest dein Maul, wo der Pfeffer wächst! sagte der Murrbär. Sie aber ließ ihn reden, und kroch eilends auf den Heuboden.

Hundert neunzehntes Kapitel.

Zu gut ist dumm.

Der Murrbär war, wie des Sigristen Volk sämtlich, hochmüthig, und fürchtete erschrecklich, das Narrenstück könnte seine Frau ins Gefängniß bringen, welches seinen Ehren nachtheilig wäre; darum schmiegte er sich im Anfang vor dem Maurer, so viel er konnte und mochte.

Murrbär. Meister Maurer, wir waren doch auch noch immer gute Freunde und Vetterleute. Meine Frau hat freilich nicht Recht; aber sie erkennt es ja, und muß dir deine Ehre und deinen guten Namen wieder geben, so lieb er dir ist. Aber gieb dich wieder zufrieden, es ist doch zuletzt nur ein Weibergeschwätz, und es mag sich gewiß nicht der Mühe lohnen, so ein Weites und Breites zu machen.

Maurer. Du nimmst mir gerade aus dem Maul, was ich sagen wollte; es ist, wie du sagst, ein Weibergeschwätz. Ich wollte lieber, es wäre nicht begegnet, und will gerne wieder gut Freund sein wie vorhin. Meine Frau und ich haben bei mehrerem Nachdenken auch gefunden, daß wir es zu weit getrieben, und es gar nicht nöthig sei, daß deine Frau im Dorfe herumlaufe, und ihre Worte zurücknehme.

Sobald der Murrbär merkte, daß er von Lienhard Nichts mehr zu befürchten habe, war er im Augenblick nicht mehr der Pudel, der sich schmiegte, sondern der Pudel, der knurrte, und die Zähne hervorließ. Er sagte jetzt zum Lienhard: Es ist gut, daß du wieder zu dir selber gekommen bist, damit man mit dir reden kann.

Der ehrliche Lienhard antwortete: Es ist mir leid, daß ich mich so wenig beherrschen kann.

Murrbär. Es ist gut, wenn in solchen Fällen unter Zweien auch Einer Verstand hat. Wenn ich vor ein paar Stunden mich so wenig zu beherrschen gewußt hätte wie du, es hätte Mord und Todschlag absetzen können. Aber ich dachte, es müsse einer der Gescheidtere sein, und ich wolle dich nur auswüthen lassen; es sei dann etwa morgen noch Zeit, zu sehen, was es für eine Bewandtniß habe, und ob dein Gerichtsherrenweib im Ernst über meine Frau so Urtheil und Recht sprechen könne.

Lienhard. Es ist hiermit gut, daß ich aus mir selber gekommen, deiner Frau diese Arbeit zu schenken.

Murrbär. Vom Schenken möchte ich, wenn ich du wäre, so wenig reden, als ich könnte. Das ganze Dorf von unten und oben hat aufs Haar gesagt, was meine Frau. Ich weiß zwar wohl, du stehst jetzt gut im Schloß; aber denke daran, wenn der Junker vernimmt, daß ihr so den Meister spielen und Urtheil sprechen wollt, er wird anders mit euch reden.

Lienhard. Ich übereilte mich hierin.

Murrbär. Und überall, Maurer, ihr seid an Allem selber Schuld. Wenn an der

ganzen Geschichte auch Nichts wahr ist, als was ihr selber erzählt, daß die Kinder den Katzenschwanz bis hinter den Tisch, wo sie beteten, gezogen; so ist das schon nicht recht, und sollte einem Muster, wie deine Frau sein will, nicht entgehen. Hintennach, wenn man Geschwätzwerk veranlaßt hat, ist es dann gar schwer, den Leuten die Mäuler zu verstopfen.

Diese Sprache verwirrte den ehrlichen Lienhard gar sehr, daß er nicht wußte, wie er es mit der Katze im Fürfell anfangen sollte; und er wäre wahrlich wieder mit ihr heim spaziert, ohne Etwas davon zu sagen, wenn der Murrbär ihn nicht endlich selbst gefragt hätte, was er im Fürfell habe; es sei, wie wenn er ein Kind vertragen wolle.

Der Maurer antwortete: Nein, es ist nur eine junge Katze. Meine Frau will sie deiner zum Gruße schicken, damit sie sehe, daß unsere alte eine ehrliche Katze ist, und brave, gute Mauser bringe.

Trag du deine Katze, wenn ich dir gut zum Rathe bin, nur wieder heim, und sag deiner Frau: wir brauchten keine solchen Späße. Das ist verflucht unverschämt, und wie wenn ihr von neuem Händel suchtet! Das war das letzte Wort, das der Murrbär zum Maurer sagte.

Das ist doch eine Sprache, die der jetzt gegen mich nicht haben sollte, murmelte der Lienhard, als er jetzt mit seiner Katze im Fürfell wieder heimgieng. Und als er das ganze Gespräch der Gertrud wieder erzählte, rümpfte diese den Mund, und sagte zu ihm: Du weißt nie, wen du vor dir hast.

Hundert zwanzigstes Kapitel.

Der Hühnerträger findet keine Hühner und Tauben feil.

Indessen hatte die Geschichte mit dem Katzenschwanz wegen der Historie beim Brunnen doch ihren Kredit verloren, und die Schelmenbande, die wider den Junker, den Pfarrer und ihren Anhang Feuer bliesen, mußte sie fallen lassen, so unlieb es ihnen war. Desto eifriger aber betrieben sie das Gerücht wider den Hühnerträger, und es mußte jetzt übers Teufels Gewalt wahr sein, daß er am Samstag die Gemeinde verblendet, und mit Teufelskünsten die Leute glauben gemacht habe, was Nichts weniger als wahr sei. Sie brachten es hierin auch so weit, daß, da der Mstr. Christoph am Freitag ins Dorf kam, Hühner, Tauben und Eier zu kaufen, ihm kein Mensch eine Eierschale feilbot, und ihn sogar Niemand ins Haus hineinlassen wollte. Er mußte vielmehr da und dort ins Angesicht hinein hören: ein Mann wie er könnte ihnen die Hühner verderben, und Enten und Tauben weiß nicht was anthun.

Der Meister Hühnerträger wußte sich gar nicht zu fassen ob dem, was ihm begegnete. Er setzte sich mit seinem Korb auf eine Bank nieder beim Haus seines alten bekannten Nachbars Leupi, mit dem er sein Lebtag so manches Glas Wein in Fried und Liebe getrunken, unterstützte seinen Kopf, und sagte in seinem Mißmuth: Meine Teufelsarbeit und mein Trinkgeld dazu ist mir übel bekommen, Nachbar.

Behüte uns Gott davor, daß du dich um ein Trinkgeld in so Etwas eingelassen! sagte der Leupi, stand von der Bank auf, daß ihm ja nicht Etwas begegne, wenn er länger neben ihm sitze.

In was eingelassen? sagte freilich der Hühnerträger; aber der Leupi ließ ihn ohne Antwort. Hingegen war innert einer Stunde im Dorfe herum bekannt, er habe vor vielen Leuten auf der Bank vor des Leupi's Haus selber eingestanden, daß er sich um ein Trinkgeld mit dem Teufel in einen Bund eingelassen.

Diese Worte dienten der Schelmenbande so sehr, daß ihrer Etliche sagten: wenn man sie mit Gold hätte herauswägen müssen, sie wären nicht zu theuer.

Sonst hatte auch hie und da der Eine und Andere seine Freude darüber, daß der Hühnerträger jetzt mit dem Hühnerkorb ohne Geflügel und Eier ins Schloß spazieren könne.

Fressen sie jetzt auch einmal Erdäpfel und Rüben! sagten die Kerls an ihren Tischen bei ihrem Specke, und machten sich mit ihren Weibern darüber herzinnig lustig.

Er hat sicher jetzt noch kein Geflügel, und findet sonst keines als hier, sagte eine, die sich aufs Hühnerausbrüten verstand.

Ha, wir wollen unsere jungen Tauben am Sonntag zum Trotz selber essen, sagte eine, die etwas Gutes sehr liebte.

Wenn sie jetzt nur auch das Schloß voll Gäste bekämen! sagte eine, die nie lachen mochte, als wenn ein Haus brannte.

Ich einmal würde dann doch ins Schloß schleichen; ich würde das Doppelte lösen, sagte ihre Schwester, die das Geld mehr liebte als die Hühner.

Hundert einundzwanzigstes Kapitel.

Art und Weise, die Obrigkeit zu berichten, und dahin zu lenken, wohin man sie gerne führt.

Das Hauptanliegen der Vorgesetzten und größern Bauern war, die Vertheilung des Weidganges zu hintertreiben. Das Bekenntniß des Hühnerträgers, daß er einen Bund mit dem Teufel habe, stärkte sie mächtig in ihrem Vorhaben, und sie hielten fast Tag und Nacht Rath, wie die Sache am schicklichsten anzugreifen sei.

Dem Junker gerade ins Gesicht wieder abzuschlagen, was sie ihm versprochen, weil der Teufel sich im Spiel befinde, das hätten sie wohl am liebsten gethan; aber sie durften nicht trauen, und fürchteten, er möchte den Ersten, der dieses anbringen würde, also bei den Ohren kriegen, daß den Andern die Lust, daran Theil zu nehmen, vergehen würde. Sie begnügten sich also nur, Ausflüchte und Auswege zu suchen, und einer rieth, man könne für jetzt Nichts thun als trachten, die Sache bis in den Herbst aufzuschieben; hernach werde es sich dann schon zeigen, was weiter zu thun sei. Nach seiner Meinung sollte man dem Junker vorstellen lassen, es sei jetzt gar eine unschickliche Zeit zu dieser Vertheilung. Sie seien alle mit Vieh überstellt, und mit dem Futter nicht dazu eingerichtet, den Weidgang zu entbehren, und könnten doch unmöglich ihr Vieh jetzt in den Ställen verhungern lassen; der Junker werde das wohl auch selber nicht wollen.

Eine andere Meinung war, sie wollten zur Probe ein Stück Land, das im Winkel zwischen dem obern und untern Wald liege, und voll großer Steine und Sümpfe sei, zur Vertheilung

preis geben. Das Stück wird denen, die es bekommen, sagten sie unter einander, von selber so erleiden, daß sie dasselbe nicht recht bauen; und wir müssen Stöcke sein, wenn wir denn nicht machen können, daß der Junker darüber unzufrieden, und eben nicht mehr so eifrig sein wird, unter die faulen Hunde, die das erste Stück nicht recht bauen, das Andere zu vertheilen.

Nach langem Streite, welche von diesen zwei Meinungen die bessere sei, fanden sie endlich, daß sie beide gut seien, und entschlossen sich, beide mit einander dem Junker vorbringen zu lassen. Hiezu hatten sie aber den Untervogt Meier nöthig; denn Keiner von ihnen konnte, des Amtes wegen, so schicklich mit dem Junker reden wie dieser. Sie giengen also zu ihm hin, und machten ihm den Vortrag. Er aber sagte zu ihnen: Es sind ja Alles lauter Lügen, was ihr vorbringt; und ihr müßt doch nicht glauben, ich wisse nicht, daß ihr die Scheuern noch voll Heu habet, und daß der Markt für das Weidvieh auch erst über acht Tage ist, und daß der Winkel, den ihr vertheilen wollt, ein Sumpfloch ist, den Niemand umsonst zum Eigenthum nehmen würde. Die Bauern antworteten ihm: Vogt, du stehest zu spät auf, um uns zu berichten; und wir wissen sicher so gut als du, wie viel Vieh und wie viel Heu wir haben, und was der Winkel werth ist. Aber wir wissen auch, was wir wollen, und was du dem Junker sagen mußt; und sind gar nicht da, darüber viel zu schwatzen.

Der Vogt erwiederte: Aber er müßte ja auch an beiden Augen blind sein, wenn er nicht merkte, daß ihr mit ihm den Narren spielen wollt.

Sie antworteten ihm: Du glaubst etwa, weil du ungefähr weißt, wie viel Heu und Vieh im Dorfe ist, der Junker wisse es dann gerade auch. Und was das Blindsein an beiden Augen betrifft, so müßte er gar Nichts vom Großvater und Ähni (Ahnherr) geerbt haben, wenn er das nicht wäre.

Der Vogt erwiederte: Ihr habt gut lachen; aber mir ist angst und bang ob dem, was ihr wollt.

Darüber spotteten sie ihn aus, und sagten ihm, er habe einen schwachen Magen; prophezeiten ihm aber, er werde innert Jahr und Tag einen besseren bekommen, und mehr verdauen mögen, wenn er nur noch ein Jahr Vogt bleibe.

Der Vogt sagte in aller Ehrlichkeit: Wie meinet ihr das?

Der Hügi antwortete ihm: Sieh, Vogt, sie verstehen das so. Wenn Baumwollenspinner und junge Buben Holz spalten, so giebt es Schwielen, und thut ihnen weh; wenn sie es aber forttreiben, so giebt es keine Schwielen mehr, und thut ihnen nicht mehr weh. So, meinen sie, werde es auch dir gehen, wenn du in deinem neuen Handwerk nicht mehr Lehrbub bist. Und sie haben sicher Recht; glaub es mir, Vogt, und sei nur guten Muthes.

Ja, der Hügi hat Recht, fluchten die Andern. Du wirst innert Jahresfrist gewiß einen so dicken Bauch bekommen, daß Alles hinein mag. Thue nur ordentlich auf unsere Gefahr hin, was wir sagen, und was wir wollen.

Ob es ihm in den Kopf wollte oder nicht, das war gleich viel; sie übertäubten ihn mit Worten und Sachen, bis er ihnen versprach zu thun, was sie wollten.

Hundert zweiundzwanzigstes Kapitel.

Erziehungs- und Haushaltungs-Grundsätze.

Die einzige Hütte, die an der Unruhe und an den Mühseligkeiten dieses Thorenlebens keinen Theil nahm, war die Hütte der Gertrud.

Um zu erklären, wie das möglich gewesen, muß ich sagen: diese Frau hatte nach alter Großmutterart ihre kurzen Sprüche, mit denen sie gemeiniglich im Augenblick den rechten Weg fand, wo andere Leute, die sonst sich viel geschickter glaubten als sie, bei Stunden und Tagen plauderten, ob sie links oder rechts wollten.

Die vorzüglichsten Sprüche aber waren:

Zu Allem schweigen, was einen Nichts angeht.

Von dem den Mund nicht aufthun, was man nicht wohl versteht.

Beiseits gehen, wo man zu laut oder zu leise redet,

Das wohl zu lernen suchen, was man wohl brauchen kann.

Mit Kopf und Herz immer am rechten Orte und nie an gar vielen sein, aber immer bei sich selber.

Denen, so man schuldig ist, und denen, die man liebt, mit Leib und Seele zu dienen.

Solche kleine Sprüche waren dieser Frau der Leitfaden zu einer häuslichen und bürgerlichen Weisheit, über die sich Bücher schreiben ließen, wenn es möglich wäre, ihre Weisheit zu besitzen, und doch Bücher schreiben zu können.

Im Sturm des aufgebrachten und verirrten Dorfes entgieng dieser Frau kein einziges Wort, das man nur hätte mißdeuten können; keines, bei dem man sie ins Spiel hinein ziehen, keines, ob dem man sie hassen, keines, bei dem man sie nur auslachen konnte.

Des Rudis Kinder waren jetzt fast alle Tage bei ihr, und lernten täglich immer mehr auf sich selber und auf Alles, was um sie her war, Achtung geben und Sorge tragen. Bei ihrem Spinnen und Nähen lehrte sie die guten Kinder auch noch zählen und rechnen. Zählen und Rechnen ist der Grund aller Ordnung im Kopfe — das war eine der Meinungen, die Gertrud am eifrigsten behauptete, und die in ihre Erziehung einen großen Einfluß hatten. Ihre Methode war diese. Sie ließ die Kinder während des Spinnens und Nähens ihre Fäden und Nadelstiche hinterstich und fürstich (rück- und vorwärts) zählen, und mit ungleichen Zahlen überspringen, zusetzen und abziehen.

Die Kinder wetteiferten bei diesem Spiele unter einander, welches am geschwindesten und sichersten darin fortkomme. Wenn sie dann müde waren, sangen sie Lieder, und am Morgen und am Abend betete Gertrud mit ihnen kurze Gebete. Ihr liebstes Gebet und das, welches sie die Kinder zuerst lehrte, heißt also:

„O Gott, du frommer Gott!
Du Brunnquell aller Gaben!
Ohn' den Nichts ist, was ist;
Von dem wir Alles haben!
Gesunden Leib gieb mir,
Und daß in solchem Leib
Die Seele unverletzt,
Rein das Gewissen bleib!"

Hundert dreiundzwanzigstes Kapitel.

Ein Stück aus einer Leichenpredigt.

Ich möchte so gerne viel von dieser Frau reden, und weiß so wenig von ihr zu sagen; dagegen muß ich so viel von der Schelmenbande reden.

Es kann nicht anders sein: wo es krumm und dumm geht, da giebt es alle Augenblicke etwas Anderes; wo es hingegen gut und in der Ordnung geht, da bleibt's immer gar gern und gar lang beim Alten. Leser, jetzt denke ich an die Worte eines frommen Geistlichen, der in einer Leichenpredigt zu dem hochmüthigen und unruhigen Volk von allerlei Gattung, welches einen braven und stillen Mann zu seiner Ruhestätte begleitete, also sprach:

Selig ist der Mensch, von dem, wenn er todt ist, Niemand mehr viel redet. Selig ist er, wenn nach ihm die stille Thräne des Armen weinet; selig, wenn nach ihm seinem Weibe, seinem Kinde, seinem Freunde, seinem Knecht das Herz blutet! Aber wenn hinter seinem Sarge tausend Mäuler aufgehen, und weit und breit Alles über ihn redet, so wandelt es mich immer an, daß ich mißtrauend nachforsche, ob auch seinem Weibe und seinem Kinde das Herz blute, daß er todt ist, und ob auch sein Freund und sein Knecht weine, daß er nicht mehr da ist. Und tausendmal fand ich dann dieser Aller Augen trocken.

Hundert vierundzwanzigstes Kapitel.

Ein Frauenbild, aber nicht zu allgemeiner Anwendung.

Leser, ich möchte dir dennoch ein Bild suchen von dieser Frau, damit sie dir lebhaft vor Augen schwebe, und ihr stilles Thun dir immer unvergeßlich bleibe. Es ist viel, was ich sagen will; aber ich scheue mich nicht, es zu sagen.

So gehet die Sonne Gottes vom Morgen bis am Abend ihre Bahn. Dein Auge bemerkt keinen ihrer Schritte, und dein Ohr höret ihren Lauf nicht; aber bei ihrem Untergange weißt du, daß sie wieder aufstehen und fortwirken werde, die Erde zu wärmen, bis ihre Früchte reif sind.

Leser, es ist viel, was ich sage; aber ich scheue mich nicht, es zu sagen.

Dieses Bild der großen Mutter, die über der Erde wandelt, ist das Bild der Gertrud und eines jeden Weibes, das seine Wohnstube zum Heiligthum Gottes erhebt, und ob Mann und Kindern den Himmel verdient.

Hundert fünfundzwanzigstes Kapitel.

Die Arbeit Arners.

Aber sie ist nicht allein; auch Arner wandelte die Wege der lieben Sonne, die über der Erde wandelt, und die Wege des Weibes, das ob ihrem Manne und ihren Kindern den Himmel verdient.

Er ritt dieser Tage fast alle Abende auf die Gemeindweide, die er vertheilen wollte; er gönnte sich keine Ruhe, bis er dieses Stück Land vollkommen kannte, und ließ sogar seinen lieben Sperzer (Hühnerhund), den er sonst fast allenthalben mitnahm, zu Hause, damit er keinen Augenblick an seiner Arbeit aufgehalten würde. Wohl hundertmal band er sein Pferd an Zäunen und Hecken an, und watete durch Sümpfe und Gräben, um dieses Stück Land von Grund aus kennen zu lernen. Er sah jede Ecke desselben genau an, und dachte an jeder Ecke an das Ganze. Und er that es nicht vergebens. Er fand am Fuße des Berges, in dem schlechtesten zertretenen Stücke der Weide drei starke Quellen von fettem Wasser. Um alle Quellen herum wuchs Brunnenkresse und Bachbungen; der Herd (die Erde) um die Quellen war schwarzer Moder, und viele dicke und große Pflanzen wuchsen um dieselben. Er maß mit eigenen Händen die Höhe ihrer Lage und die Gründe, auf welche man den Reichthum derselben leiten könnte, und hatte jetzt doppelte Freude. Er hörte nicht auf, alle Abende auf diese Weide zu reiten, bis er vollends mit sich selber ausgemacht hatte, wozu jede Ecke dienlich sei, wie weit die Quellen hinlangen könnten, um mit ihnen gute Wiesengründe anzulegen; was für Land zu gutem Ackerlande übrig bleibe, und welches zu nichts Anderem als zu Ried und Holzboden tauglich sei. Er trug dann allemal jeden Tag Alles, was er mit sich selber ausgemacht hatte, aufs Papier, bis er seinen Plan auf diese Weise vollendet hatte.

Hundert sechsundzwanzigstes Kapitel.

Der Lohn seiner Arbeit.

So sucht ein Vater seinen Kindern in seinem Garten Beete aus, daß sie darin Blumen und Kohl, Kräuter und Bäume pflanzen. Er zeigt ihnen den Ort der Tulpe und der Lilie, den Ort des gemeinen Kohls und des Blumenkohls, den Platz der Zwergbäume und Obstbäume, und freut sich dann im Geiste alles dessen, was einst seine Lieben da pflanzen werden. Ach, er freut sich dann des Kindes, das noch in der Wiege liegt, und des Säuglings und der Geschlechter, die noch ferne sind; und fühlt dann, daß seine Kinder Gottes Kinder sind,

und daß der Garten nicht sein ist, sondern daß er Vater ist, damit er ihnen gebe, vervollkomme und hinterlasse, was er hat, und sie dasjenige nützen und brauchen, und ihren Kindern hinterlassen lehre, was sie bekommen.

Das fühlte jetzt Arner. Eine Thräne floß in sein Antlitz, als er in der Kühlung der Abendlüfte unter hohen Eichen bei einem rauschenden Wasserfall die Freuden und Pflichten des Vaters auf den Thronen und die Freuden und Pflichten des Vaters in den niedrigsten Hütten also fühlte. Langsam ritt er gegen die eben untergehende Sonne; Hand und Zügel ruhten auf seinem Schoß; sein Auge sah den Himmel, und sein Herz war bei dem Vater der Menschen.

Therese empfieng ihn im Wäldchen vor seinem Thore, und der Abend gieng vorüber in Gesprächen über den Stand der Fürsten und des Adels. Das letzte Wort Arners an Therese war dieses:

Gottes Gesetz für Fürsten und Edle ist dieses: daß ihr Reich nicht das ihrige ist, sondern daß sie vielmehr Fürsten und Edle sind, damit sie ihrem Volke dasjenige geben, sicher stellen und vervollkommnen, was sie ihm geben können, und dasselbe das nützen und brauchen und Kindeskindern hinterlassen lehren, was sie ihm geben.

Und Arner und Therese segneten ihren Stand, umarmten ihre Kinder, und baten Gott, daß sie immer menschlich bleiben, und das Gesetz Gottes, das über Fürsten und Edle ist, von ihrer Jugend an bis zu ihrer friedlichen Ruhestätte erkennen und befolgen möchten.

Hundert siebenundzwanzigstes Kapitel.

Leid und Freude in einer Stunde.

Das waren Gertruds und Arners Wege; aber nicht weniger edel und schön war der Weg ihres Pfarrers. Er arbeitete jetzt immer an der Wiederherstellung des armen zerrütteten Vogtes.

Dieser war, seitdem ihm die Härte seiner Mitvorgesetzten durch die Kalberleder-Historie zu Ohren gekommen, niedergeschlagener als vorher. Der Pfarrer tröstete ihn zwar oft; aber es war jetzt tief in seine Seele hineingegraben, kein Mensch habe mehr Mitleiden mit ihm, und er verdiene auch nicht, daß ein Mensch mehr Mitleiden mit ihm habe. Er saß seither oft mit Thränen in den Augen in des Pfarrers Stube, und wollte oft nicht mehr von dem Weine trinken, den der Pfarrer ihm vorstellte. So saß er besonders den letzten Donnerstag neben dem Pfarrer, und dieser war betrübt und nachdenkend darüber, wie er ihn doch zufrieden stellen und wieder beruhigen könnte; aber er wußte eben nicht recht, was er thun solle. Da kam eben der Hübelrudi, um dem Pfarrer zu sagen, er könne es nicht länger mehr anstehen lassen, mit dem Vogte zu reden, und ihm zu sagen, was ihm seine Mutter auf dem Todbette befohlen, und auch, was er ihm in seinem Unglück Gottlob jetzt Gutes thun könne und wolle.

Das Herz war dem Pfarrer leicht, sobald er den Hübelrudi sah; und da er mit ihm geredet, dankte er dem Vater im Himmel, daß die Hand seiner Allmacht seinen leeren Worten zu Hülfe gekommen sei, und sagte dann zum

Ein Gespräch voll Güte auf der einen und voll Angst auf der andern Seite.

Rudi, daß er auch ihm danke, und sich freue, wenn er sicher sein könne, daß es ihn nie gereuen werde, was er ihm so eben wieder für den armen Vogt versprochen habe.

Rudi. Mein Gott, nein! fürchtet doch das nicht! Es wird mich gewiß nicht gereuen.

Pfarrer. Nun, in Gottes Namen! ich will dich auch nicht davon abhalten.

Dann giengen sie mit einander zum Vogt.

Hundert achtundzwanzigstes Kapitel.

Ein Gespräch voll Güte auf der einen und voll Angst auf der andern Seite.

Man sah es dem Vogt an, daß die ganze Last seiner innern Zerrüttung und seines äußern Elendes schwer auf ihm lag. Er saß da, den Kopf auf seine linke Hand gestützt, und bewegte sich nur wenig, um zu sehen, wer komme. Aber es war, wie wenn er am ganzen Leibe erstarrte; seine Augen und sein Mund waren eine Zeitlang unbeweglich, da er den Hübelrudi erblickte.

Dieser sah es, und sagte zum Pfarrer: Es übernimmt ihn so, mich zu sehen, daß ich wünschte, ich wäre nicht da, oder ich hätte es ihm vorher sagen können.

Es macht Nichts! es macht gar Nichts! antwortete der Vogt; ich bin froh, daß du da bist. Er zitterte aber am ganzen Leibe, und wollte aufstehen.

Ich will doch gerne jetzt wieder gehen, und ein andermal kommen, sagte der Rudi.

Nein, nein! erwiederte der Vogt, bleibe doch! bleibe doch! Indem er dieses sagte, stand er zitternd auf, warf sich plötzlich dem Rudi zu Füßen, und stammelte fast unverständlich: Um Gottes willen, um Gottes willen verzeihe mir!

Um Gottes willen! was machst du? bist du nicht bei deinen Sinnen? sagte der Rudi, und wollte ihn mit beiden Händen aufheben, aber vergebens. Der Vogt wollte nicht aufstehen, und bat ihn immer, die Hände in einander geschlossen, um Gottes willen um Verzeihung.

Was soll ich doch machen, daß er wieder zu sich selbst kömmt und aufsteht? sagte der Rudi zum Pfarrer.

Pfarrer. Steh' doch auf, Vogt! er hat dir gewiß verziehen.

Rudi. Mein Gott, mehr als verziehen! Steh' doch um Gottes willen wieder auf!

Der Vogt stand jetzt auf, und der Pfarrer und der Rudi halfen ihm vom Boden.

Rudi. Es ist mir so leid, daß ich dir Unruhe gemacht habe.

Vogt. Du bist nicht Schuld; meine Unruhe kommt von mir selber.

Rudi. Ich habe sie veranlaßt, und wollte gerne, es wäre nicht.

Vogt. Mein Gott, du bist nicht Schuld; mein böses Gewissen ist es allein. Denk' Rudi, da du die Thüre aufthatest, meinte ich, deine Mutter komme mit dir, und folge dir auf dem Fuße nach.

Rudi. Du weißt doch, daß sie gestorben ist.

Vogt. Ich weiß es freilich; aber ich konnte mir es nicht anders vorstellen, und es ist mir noch jetzt, sie stehe mir vor den Augen.

Rudi. Wir wollen sie jetzt in Gottes Namen ruhen lassen. Es ist ihr, will's Gott, jetzt wohl.

Vogt. Für sie ist es wohl gut, daß sie

gestorben ist; aber mein Gott! für mich ist es anders. — Wenn sie nur auch noch einen Augenblick lebte! — Gelt, Rudi, sie hat es bis zu ihrem letzten Athemzuge noch Gott geklagt, was ich ihr gethan?

Rudi. Glaube doch das nicht!

Vogt. Ja, ja, glaube doch das nicht — Ich sehe sie vor mir, wie sie auf ihrem Todbette es Gott klagt, was ich ihr gethan habe, und Rache über mich schreit. Ich sehe sie vor mir, wie sie ihr Wehklagen und Racheschreien mit sich ins Grab nimmt, und todt — todt noch — das Entsetzen über mich zeigt, mit dem sie ausgeathmet.

Pfarrer. Nein, Vogt! Gott sei ewig Lob und Dank! das Todbett der Katharina war nicht, wie du denkst. Sie hat in ihren letzten Stunden zu Gott für dich gebetet, dir verziehen, und an Leib und Seele alles Gute angewünscht.

Der Vogt sah ihn mit offenen, steifen Augen an, und zeigte, ohne zu reden, aus seinem starren Blicke, daß er das nicht glaube, was der Pfarrer sagte.

Dieser sah es, und sagte dann wieder: Vogt, du mußt an dem, was ich sage, nicht zweifeln. Der Rudi ist wirklich bloß darum da, um dir zu sagen, was seine Mutter um deinetwillen auf dem Todbette ihm befohlen hat.

Rudi. Ja, Vogt, es wird dich gewiß freuen, und ich will es dir mit ihren Worten sagen.

Vogt. Sage es doch! sage es doch!

Rudi. Sie sagte: wenn ich todt bin und begraben, so gehe zum Vogt hin, und sage ihm, daß ich mit versöhntem Herzen gestorben sei, und Gott gebeten habe, daß es ihm wohl gehe, und er noch zur Selbsterkenntniß komme, ehe er von hinnen scheide.

Der Vogt stand eine Weile sprachlos da, und Thränen fielen von seinen Augen; dann sagte er: Lohne es ihr Gott in Ewigkeit! Sie hat mir Gutes gethan, und ich habe ihr Böses erwiesen. — Nach einer Weile sagte er wieder: Gott hat ihre Bitte erhört, und mich in Umstände gesetzt, wo ich noch zur Selbsterkenntniß kommen kann, wenn ich nicht der verworfenste unter allen Menschen sein will. — Eine Weile war wieder Alles stille; dann unterbrach der Vogt das Stillschweigen, und sagte: Rudi, ich muß dich noch fragen: weißt du sicher, welchen Tag es gewesen, da sie das zu dir gesagt hat?

Rudi. Es war an ihrem Todestage.

Vogt. An ihrem Todestage?

Rudi. Ja.

Vogt. Und bei welchem Anlaß kam ich ihr an ihrem Todestage in den Sinn?

Rudi. Es war gerade, als du vor unser Haus kamst, um mir die Arbeit am Kirchhof anzusagen.

Vogt. (mit sichtbarer Bewegung und heftig) War es damals?

Rudi. Ja! Aber warum fragst du so heftig?

Vogt. Wenn es damals war, so ist sie vor Schrecken über mich gestorben.

Rudi. Nein, das ist es nicht.

Vogt. Sage jetzt, was du willst. Es ist mir, wie wenn es diesen Augenblick geschehen wäre. Dein Kind ist ja, da ich noch da stand, herausgekommen, dir zu sagen, daß sie gestorben sei.

Rudi. Es war nur eine Ohnmacht, und sie hat sich nachher wieder erholt.

Vogt. Hat sie sich wieder erholt?

Rudi. Ganz gewiß.

Vogt. So ist sie doch ob mir in Ohnmacht gefallen? — Sage mir nur die Wahrheit; ich weiß sie ja schon.

Der Rudi wußte nicht, was er sagen sollte, und sah den Pfarrer an. Dieser aber sagte ihm, er solle nur die Wahrheit sagen.

Rudi. So will ich es dir in Gottes Namen sagen. Ja, sie ist ob dir erschrocken,

weil sie meinte, du wolleſt Geld von mir, und wußte, daß ich keines hatte.

Vogt. Deßwegen iſt ſie in Ohnmacht gefallen? Mein Gott, mein Gott, an ihrem Todestage!

Rudi. Vergiß jetzt das, Vögt, und denke an das Andere. Ich war kaum von ihr weg und zu dir herausgegangen, als ſie anfieng, mit ſich ſelbſt von dir zu reden, und deutlich und verſtändlich ſagte, der liebe Vater im Himmel habe es ſo geleitet, daß du noch ſo nahe vor ihrem Ende vor ihr Fenſter habeſt kommen müſſen, damit ſie noch den letzten Groll überwinde, und für dich bete.

Vogt. Wie weißt du das, da du doch da bei mir warſt?

Rudi. Der Rudeli, der bei ihr war, hat es mir geſagt.

Vogt. Aber warum iſt ſie denn in Ohnmacht gefallen?

Rudi. Sie hörte dich da wieder laut reden, und iſt darüber erſchrocken.

Vogt. O Gott!

Rudi. Sie war in Gottes Namen todtſchwach und faſt am Ende.

Vogt. Und das, was du mir zuerſt geſagt, hat ſie das nach der Ohnmacht geredet?

Rudi. Wohl drei Stunden hernach.

Vogt. Und ſie hat mir nach der Ohnmacht wieder verziehen?

Rudi. Ja gewiß, Vogt.

Vogt. Was ich für ein Unmenſch bin! Ich möchte mich vor dir und allen Menſchen vergraben.

Rudi. Was iſt jetzt das wieder?

Vogt. Daß du mich noch fragſt! Du haſt es ja gehört, was ich dir nachrief, da du von mir wegliefſt, als das Kind dir ſagte, daß ſie todt ſei.

Rudi. Nein, ich habe es nicht gehört; und ich hätte vor Schrecken auch Nichts verſtanden, du hätteſt mögen ſagen, was du hätteſt wollen.

Vogt. So will ich es dir jetzt ſagen.

Rudi. Es iſt ja nicht nöthig.

Vogt. Wohl, Rudi; ich will es dir ſagen, ich muß es dir ſagen. Du mußt wiſſen, was ich für ein Unmenſch bin, und was ich in dem Augenblicke, da ſie mir verziehen, und für mich gebetet hat, ihr Böſes und Abſcheuliches gethan.

Rudi. Schweig doch! es mag ſein, was es will, und mache mir und dir das Herz nicht ſchwer.

Vogt. Ich kann nicht ſchweigen, und will nicht ſchweigen; du mußt es wiſſen. Ich rief dir in jenem Augenblicke nach: Es iſt kein Schaden, wenn die alte Hexe einmal todt iſt.

Rudi. Haſt du dieſes auch ſagen können?

Vogt. Ich habe es geſagt.

Dem Rudi entfiel jetzt eine Thräne, und er konnte einen Augenblick nicht reden.

Der Vogt aber ſagte dann wieder: Ich verdiene nicht, daß Jemand mehr Mitleiden mit mir habe; und es geſchieht mir nur recht, wenn im ganzen Dorfe mir Niemand mehr ein Stück Brot giebt, und Niemand mehr mir eins wünſcht.

Der Pfarrer nahm jetzt das Wort, und ſagte: Vogt, das Weſen, das im Himmel wohnt, iſt größer, als wir denken. Gott handelt nicht mit uns nach unſern Sünden, und vergilt uns nicht nach unſerer Miſſethat. Lobpreiſe den Namen deines Herrn! Seine Barmherzigkeit iſt groß gegen dich, und er hat dir Hülfe geſendet in den Stunden, wo du keine Hülfe hatteſt. Von der Hand derer, die du unglücklich gemacht, giebt er dir das Brot deines Alters. — Stehe jetzt auf, Vogt, und höre, was ich dir ſagen muß. Der Mann da, deſſen Auge noch voll Thränen iſt wegen des Leidens ſeiner Mutter und des grauſamen Wortes, das du noch an ihrem Todestage gegen ſie geredet haſt, der gute Rudi, den du ſo elend gemacht, will dein Freund ſein, ſo lange du lebſt, und ſeinen Wohlſtand, den du ihm ſo lange vorenthalten,

wie ein Bruder mit dir theilen. Denke, Vogt, er versichert dir, so lange du lebst, die Freiheit, alle Jahre für eine Kuh Sommer- und Winterfutter ab seiner Matte nehmen zu dürfen.

Der Rudi bestätigte, was der Pfarrer sagte, und setzte noch hinzu, so lange er und seine Frau, oder eines von Beiden lebe, so lange soll es gelten.

Der Vogt konnte nicht reden; es war ihm zu viel. Er stammelte Worte, nicht zum Danken, sondern um auszudrücken, wie unwürdig er sei, und wie erschrecklich er sich an ihnen versündiget habe; und war in einem Zustande, daß der Pfarrer und der Rudi inniges Mitleiden mit ihm hatten.

Hundert neunundzwanzigstes Kapitel.

Die Himmelstropfen.

Dennoch aber fand er sich bald darauf durch diesen Vorfall gestärkt und erquickt. Seine Frau hingegen erlag unter dem Schrecken und Verdruß, den sie die Zeit über gehabt, und zum Unglück gerieth sie dem Treufaug unter die Hände.

Dieser gab ihr von seinen Himmelstropfen. Das waren Tropfen, die unter seinem Großvater noch Henkerstropfen hießen. Nachdem sein Vater aber ehrlich geworden war, wollte er sie nicht mehr unter diesem Titel verkaufen, sondern gab ihnen den Namen Himmelstropfen, unter welchem Namen sie bis auf die jetzige Zeit für Menschen und Vieh vielen Abgang hatten. Als nun die Vögtin dem Treufaug ihre Noth klagte, war seine erste Antwort: Gieb mir Kirschenwasser; ich bin so durstig, daß ich Etwas trinken muß, ehe ich mit dir reden kann.

Sie gab es ihm, und klagte dann der Länge und Breite nach ihre Noth.

Dieser aber antwortete erst, nachdem er fast ausgetrunken hatte, und sagte dann: Was magst du doch so viel schwatzen? Wenn du kein Wort reden würdest, so wüßte ich eben so gut, wo es dir fehlt, als wenn du einen halben Tag davon erzähltest. Die Krankheit ist an der Leber, und es ist große Zeit, daß man zu helfen suche, denn sie ist halb faul; und wenn man nicht wehrt, so geht dir in Kurzem das Maul auf eine Art zu, daß es nicht wieder aufgeht. Aber ich will dir Etwas schicken, das schon Prinzen und Pfaffen und großen Herren die Leber wieder kuriert hat, wenn nur noch ein Stück von einem halben Batzen groß gesund daran gewesen ist; und es muß der Teufel sein Spiel treiben, wenn es dir nicht auch hilft. Aber du mußt das saufen, was ich dir schicke; und ich will es dir zum voraus sagen, daß es kein Schleckwerk ist. Du wirst meinen, es sei aus der Hölle, so wird es dich brennen; aber Böses muß Böses vertreiben. Und wenn es dir schon bange macht, so fahre nur fort auf mein Wort hin, und nimm alle zwei Stunden ein paar Löffel voll, bis du damit fertig bist. Wenn es dann durchgebrochen ist, wird es schon besser werden.

Die Tropfen wirkten, wie er sagte, bis sie durchbrachen, und sie feuerten ihr im Munde, wie der höllische Teufel, und brachten sie in einen Jast (Hitze), als wenn sie das größte Fieber hätte. Und seitdem sie dieselben brauchte, ward ihr Athem sichtbar schwerer; sie konnte nicht mehr schlafen wie vorher, hatte viel stär-

kere Beklemmungen auf der Brust, und auch der Schweiß, den sie vorher hatte, verlor sich. Bei Allem dem dachte sie an Nichts weniger, als daß die Himmelstropfen daran Schuld seien; und sie brauchte sie nur desto gewissenhafter, je kranker sie davon wurde.

Hundert dreißigstes Kapitel.

Ein Gespräch zwischen zwei Menschen, die in zehn Tagen Vieles gelernt hatten, das sie vorher nicht kannten, und Vieles erfahren, das sie vorher nicht wußten.

Als der Vogt ihre Umstände vernahm, bat er den Pfarrer, daß er ihn doch möchte für eine Nacht nach Hause gehen lassen. Der Pfarrer erlaubte es ihm gar gerne, und versprach, es über sich zu nehmen, die Sache beim Junker zu verantworten.

Wenn er von den Todten auferstanden wäre, es hätte seine Frau nicht so überraschen können; und die Freude, ihn zu sehen, war so groß, daß sie zuerst nicht reden konnte. Eine Weile weinten Beide mit einander, und es gieng sehr lange, ehe sie einander fragen konnten, wie es ihnen auch gegangen sei. Nach und nach aber erholten sie sich, und erzählten dann fast die ganze Nacht hindurch einander, was vorgefallen war.

Zuerst erzählte der Vogt, wie gut der Pfarrer mit ihm sei, und wie gerne er ihn diese Nacht heimgelassen habe. Bald darauf fragte er dann: Aber wie geht es auch dir, Frau? Du hast diese zehn Tage sehr abgenommen.

Vögtin. Wie könnte es auch anders sein? Wenn es nur Gottes Wille ist, daß er mich bald zu sich nimmt!

Vogt. Wünsche doch das nicht! Es geht, will's Gott, von nun an besser.

Vögtin. O Mann! ich wünsche es von Herzen für dich und mich, und mag dir den Kopf nicht groß machen; aber vom Besserge-hen mag ich nicht hören. Unsere Zeit ist vorüber, und was uns bevorsteht, ist Jammer und Elend.

Vogt. Ich weiß es; aber wir wollen auf Gott trauen, und tragen, was er uns zu tragen giebt.

Vögtin. Verblende dich doch nicht immer, und glaube nicht, daß du jemals Etwas geduldig tragen werdest, was dich schwer drückt.

Vogt. Du glaubst vielleicht, ich sei noch der alte Mensch?

Vögtin. Was soll ich anders glauben?

Vogt. Daß ich es nicht mehr bin.

Vögtin. Du bist wenigstens stiller heimgekommen, als ich erwartet habe. Ich meinte sicher, wenn du mir wieder unter die Augen kommest, du werdest rasen wie ein wüthendes Thier.

Vogt. Mein altes Rasen hat, seitdem ich unter den Händen des Pfarrers bin, aufgehört.

Vögtin. Wie ist das auch möglich?

Vogt. Frau, es müßte einer kein Mensch sein, wenn er unter seinen Händen nicht zahmer würde. Er läßt einen thun und sagen, was man will, und zeigt einem dann erst, daß man sich irrt, wenn er auch recht und völlig verstanden hat, was man meint. Aber er bringt einem auch zum Kopfe heraus, was man am

härtesten darin hat. Ich meinte ehedem immer, an Allem, was mir begegne, seien andere Leute Schuld, und es kam mir nie in den Sinn, nachzudenken, wie viel ich selber fehle; und darum bin ich hundertmal wie ein Narr über die unschuldigsten Leute wie rasend geworden.

Vögtin. Ach, du hattest immer Leute bei dir, die dir den Kopf drehten, wohin sie wollten, und dich nicht ruhig nachsinnen ließen, was auch allemal an der Sache sei.

Vogt. Das muß jetzt gewiß anders kommen, und ich will gewiß Ruhe vor ihnen in meiner Stube haben.

Vögtin. Das wird jetzt nicht schwer sein; es betritt kein Mensch, als etwa ein Hiobsbote, unsere Stube.

Vogt. Das ist kein Übel.

Vögtin. Gott gebe, daß du das immer sagest!

Vogt. Glaube mir doch auch!

Vögtin. Ich will dir gerne glauben, aber es ist mir doch noch angst.

Vogt. Es ist dir nicht zu verargen.

Vögtin. Aber weißt du auch, wer mir diese Zeit über am meisten Liebes und Gutes erwiesen hat?

Vogt. Wie sollte ich das wissen?

Vögtin. Rathe nicht lange, ich will dir es sagen. Hans Wüst, der ist vom ersten Tage an, da du gefangen warst, alle Abende zu mir gekommen, mich zu trösten und mir zu helfen. Er spaltete mir Holz, und holte mir Wasser, und that, was er konnte, und was ich wollte. Er war jetzt ganz munter, und sagte, er sehe jetzt auch wieder freudig Sonne, Mond und Sterne an, weil Alles am Tage, und Jedermann sein Recht widerfahren sei. Er schlug hundertmal seine Hände zusammen, und sagte: weiß Gott, es geht deinem Manne nicht übel; und es ist auch für ihn besser, daß Alles an den Tag gekommen ist; und er wird sich jetzt, will's Gott, auch ändern, was er ohne das nie gethan hätte. Dann haben mir Hübelrudi und Gertrud auch viel Gutes erwiesen. Sie ist vier- oder fünfmal bei mir gewesen; aber jetzt ist sie unwillig, daß ich den Treufaug brauche, und sie sagte mir in das Gesicht, sie wisse sicher, daß er mit seinen Henkerstropfen schon viele Leute vergiftet habe.

Vogt. Es ist mir mit den Tropfen auch nicht ganz recht. Ich habe schon so allerlei davon erzählen hören, daß du sie mir nicht hättest nehmen dürfen, wenn ich da gewesen wäre.

Vögtin. Es wird, will's Gott, nicht so böse sein.

Vogt. Hast du noch viel davon?

Vögtin. Nein, ich bin fast fertig.

Vogt. Es macht mir angst.

Vögtin. Mache mir jetzt den Kopf nicht so groß; es ist jetzt, was es ist.

Vogt. Du hast Recht. Ich will dir jetzt Etwas erzählen, das dich freuen wird, und das ich dir zuerst hätte erzählen sollen. Denke auch, der Rudi hat mir und dir, so lange eins von uns Beiden lebt, alle Jahre für eine Kuh Gras und Heu ab der unglücklichen Matte, die er Gottlob jetzt wieder hat, versichert.

Vögtin. Herr Jesus, was du auch sagst! Ist das auch möglich von ihm?

Vogt. (mit Thränen in den Augen) Es gieng mir wie dir; ich konnte es fast nicht glauben, und ihm fast nicht danken. Und ohne das ist er noch zu mir gekommen, um mir zu sagen, daß seine Mutter auf dem Todbette mir verziehen, und mir alles Gute an Leib und Seele angewünscht habe.

Vögtin. Ach, das freut mich fast noch mehr als sein Heu und Gras, so sehr wir auch dieses nöthig haben.

Vogt. Und mich gewiß auch. Aber du hast während dieser Zeit gewiß etwas Freudiges gehabt.

Vögtin. Wohl freilich habe ich auch

etwas Freudiges gehabt; aber dann freilich auch Anderes.

Vogt. Nicht wahr, meine besten Freunde waren die schlimmsten?

Vögtin. Es ist fast so. Im Anfange war Alles gut, und sie sind alle Abende zu mir geschlichen, und haben mir alles Gute versprochen, wenn ich machen könne, daß du keinen von ihnen mit ins Spiel zieheſt. Ich sagte ihnen aber geradezu, wie es war, und ich könne Nichts machen. Auf dieses hin sind sie nicht mehr gekommen. Hernach aber muß Etwas vorgefallen sein, das ich nicht weiß; kurz sie sind Alle auf einmal wie wüthend über uns geworden, und haben mir die entsetzlichsten Sachen sagen und drohen lassen, bald uns Hungers sterben zu lassen, bald dich hinter dem ersten Hage zu erschießen, bald uns das Haus über dem Kopfe samt uns zu verbrennen.

Vogt. Das sind Großmäulerreden, sonst Nichts.

Vögtin. Ich habe es auch dafür aufgenommen; aber ob der Schnabelgrithe bin ich fast toll geworden.

Vogt. Was hat sie denn gemacht?

Vögtin. Sie hat mit dem Maurer wegen ihres ewigen Schwatzens Händel gekriegt. Dieser hat sie beim Brunnen vor einer ganzen Schaar Weiber zu Schanden gemacht, wie sie es verdiente. Auf dieses hin ist sie spornstreichs in aller Wuth zu mir gelaufen, und hat ein Geschrei und einen Lärm ob dem, was ihr begegnet ist, angefangen, als wenn sie am Spieß hängen würde. Sie gab uns Schuld, und sagte, wir seien ein verfluchtes Volk, wir brächten noch alle Menschen im Dorfe ins Unglück und um Leib und Seele. Es war mir gar nicht wohl, und ich wußte nur halb, was begegnet war; aber doch verstand ich so viel davon, daß ich ihr antwortete: wenn sie ihr Maul gehalten hätte, so wäre ihr Nichts begegnet. Sie fuhr aber doch immer fort, und sagte, sie habe nie Etwas wider den Maurer gehabt; und wenn sie wegen der paar Worte, die ihr entwischt seien, ins Unglück komme, so habe sie dasselbe nur uns zu danken. Ich ließ sie lange reden; endlich aber sagte ich doch: Base, ich meinte doch, du solltest wissen, daß ich jetzt sonst genug zu thun habe, und daß du nicht mit mir über so Etwas, woran ich weder wenig noch viel schuldig bin, streiten solltest. Darauf antwortete sie: Es geschieht euch nur Recht, daß euch das begegnet, ihr habet es schon längst verdient; aber daß ich und andere Leute noch mit euch ins Unglück kommen, das ist nicht recht. Damit bekam ich doch genug; und ich sagte zu ihr: Grithe, wenn du Händel und Streit willst, so suche Jemanden, der es besser ertragen kann als ich jetzt. Und hiemit gieng ich von ihr weg in die Küche. Darüber wurde sie so wild, daß sie beim Weggehen noch auf der offenen Straße durch die Stiege hinauf mir zurief: Ihr seid ein verfluchtes Volk; und wer Etwas mit euch hat, der kommt ins Unglück! Die Stubenthüre schlug sie so stark zu, daß sie aus der Angel fuhr.

Vogt. Es nimmt mich gar nicht Wunder; denn für das habe ich sie schon mein Lebtag gekannt.

Vögtin. Es ist wahr; aber du weißt doch auch, wie viel Gutes sie bei uns genossen hat, und wie sie allemal, wenn Etwas mehr als sonst in die Küche kam, herzuschlich, und den Ranzen füllte, ohne mir einen Heller zu zahlen.

Vogt. Das sind jetzt alte Kalender, dafür uns Niemand nur ein „dank' dir Gott" sagt.

Vögtin. Es ist wohl so. — Denke auch, wie der Kriecher gegen mich hat handeln können. Von dem Augenblick an, da dir dein Unglück begegnet ist, ist er immer vor unserm Hause vorbeigestrichen, und hat überall, wo er Jemand unter einem Fenster oder unter einer Thüre sah, gespöttelt und geträtzelt, und vor

mir selber auf offener Straße beim Brunnen die Zunge herausgestreckt, und überlaut vor allen Leuten gesagt: wenn wir das Unglück, das über uns gekommen, mit Nichts verdient hätten, so hätten wir es damit verdient, daß wir ihn beim Pfarrer so durchgezogen haben; aber wir könnten jetzt die Wochenbrötlein, die wir ihm abstehlen wollten, selber brauchen.

Vogt. So! Doch seit letztem Mittwoch hat er das gewiß nicht mehr gethan?

Vögtin. Nein, ich habe ihn seit dem Mittwoch nicht mehr gesehen.

Vogt. Ich denke es wohl.

Vögtin. Warum?

Vogt. Weil er am Dienstag seinen Lohn dafür bekommen hat.

Vögtin. Von wem?

Vogt. Vom Pfarrer.

Vögtin. Hat der es schon erfahren?

Vogt. Das glaube ich. Es gieng keine Stunde vorbei, so wußte er es schon. Du weißt nämlich, am Dienstag kommen die Wochenbrötler ins Pfarrhaus, und der Kriecher schickt aus Hoffart immer Jemand anders; aber der Pfarrer gab es ihm dießmal nicht, sondern sagte, er solle nur selber kommen. Er wollte das nicht gerne thun, und sandte deßwegen sein Kind mit dem Bericht, er sei krank, und liege im Bette; und er lasse um die Gabe bitten, sie hätten keinen Mundvoll Brot mehr im Hause. Der Pfarrer schickte aber auch das Kind ohne Brot heim mit der Antwort: er kenne seine Krankheit, sie sei schon alt, und das Spazierengehen sei gesund für ihn, und er solle und müsse kommen; er wisse wohl warum. Er kam endlich in der Dämmerung, da ich gerade in der Nebenstube war; und es ist mir, ich höre den Pfarrer noch jetzt mit der Faust auf den Tisch schlagen, daß er zitterte, und ihm dann sagen: Kriecher, du hast dich diesen Vormittag beim Brunnen gegen die Vögtin aufgeführt, daß nicht ein Pfarrer, sondern ein Kerl mit der Hundspeitsche mit dir reden sollte. Ich habe dich hundertmal in der Kirche und auf der Straße mit meinen Augen vor dem Vogt bücken und schmiegen gesehen wie ein Hund; und jetzt, da er im Unglück ist und seine Frau in der tiefsten Betrübniß, streckst du auf offener Straße die Zunge gegen sie heraus, und brauchst dein Maul, sie mit den unverschämtesten Bosheiten und Lügen zu kränken. Aber der Kriecher wollte noch Recht haben, und antwortete, man lüge über ihn, und es sei nicht wahr; er sei ein unglücklicher Mann. Wenn einer, der ab dem Galgen gefallen, Etwas über ihn sage, so glaube man es ihm. Der Pfarrer kam darüber so in Eifer, daß ich ihn mein Lebtag nie so gesehen, und ihn nie solche Worte brauchen gehört habe. Er sagte zu ihm: Du Lumpenhund! du Spitzbub! du mußt wissen, daß ich weiß, was ich rede. Du hast es nicht nur gethan, sondern du hast noch bei den Taglöhnern auf dem Kirchhofe den Spaß darüber getrieben, daß du es gethan habest. Aber jetzt fort! fort! und aus meinen Augen! und danke Gott, daß mir mein Amt und mein Alter verbieten, den Stock, den ich in den Händen habe, zu gebrauchen, wie ich jetzt wünschte! Der Kriecher murrte im Weggehen noch immer von Leuten, die ab dem Galgen gefallen, und lieber seien als er. Auf der Stiege aber wurde er stille; er stieß im ersten Augenblick, da er allein war, so viel Brot ins Maul, daß er dem Hans, der mit einer Taufe Wasser die Stiege heraufkam, und ihm einen guten Abend wünschte, nicht einmal „dank dir Gott“ sagen konnte.

Hundert einunddreißigstes Kapitel.

Hundestreue, die eine Menschenempfindung veranlaßt.

So unterhielten sie sich die ganze Nacht hindurch, die aber, im Vorbeigang zu sagen, der Vögtin gar nicht wohl that. Ich muß aber doch auch den Umstand, daß die ganze Nacht ihr alter Türk zu ihren Füßen lag, nicht vergessen. Er heulte in den ersten Tagen, da der Vogt gefangen war, ganz abscheulich vor dem Pfarrhofe, so daß es der ganzen Nachbarschaft angst war. Denn obgleich Jedermann ihn kannte, und wußte, warum er heulte, so tönte es doch den Leuten so fürchterlich in die Ohren, daß ihrer viele sein Geheul gar nicht für ein Alltagsgeheul von einem Hunde, der seinen Meister sucht, sondern für Unglück weissagend erklärten. Und der Siegrist ließ in der zweiten Nacht den Hund der Vögtin wieder zum Haus führen, und sagte zum Wächter, der ihn brachte: Wenn das Geheul ein Unglück bedeutet, so ist es immer besser, der Hund heule, wo er zu Hause ist, und es treffe den, der es verdient, als die Kirche und das Pfarrhaus, welche wir Alle mit einander wieder bauen müßten. Die Vögtin mußte von nun an den Hund Tag und Nacht anbinden, aber er kam jetzt fast gar nicht mehr aus dem Hundsstalle heraus, indem Junges und Altes, was seinem Meister gehässig war, ihn reizte, und Steine auf ihn warf. Er war nunmehr acht Tage lang so an der Kette; da aber jetzt der Vogt heim kam, ward er wie wild, schleppte den ganzen Hundsstall mit seinen Ketten von der Scheune zur Hausthüre; und da man ihm das Haus aufthat, und ihn abließ, sprang er mit beiden Füßen dem Vogt auf die Achsel, und war fast gar nicht wieder von ihm abzubringen. Da er endlich folgen mußte, legte er sich wieder, und hielt die rechte Tatze dem Vogt auf den Schoß, und entzog ihm kein Aug'.

Es freute den Vogt, daß sein Türk sich so anhänglich zeigte. Er streichelte ihn, und nahm seine Tatze in die Hände; aber fast in eben diesem Augenblicke dachte er daran, er sei mit keinem Menschen so treu gewesen wie mit diesem Hund, und darum sei ihm auch kein Mensch so treu geblieben wie dieser Hund. Nun verschwand die Freude über die Treue seines Hundes; er seufzte jetzt, und ließ seine Tatze fahren.

Hundert zweiunddreißigstes Kapitel.

Lips Hüni, ein Wächter.

Die Schelmenbande hatte es schon am Abend erfahren, daß der Pfarrer ihn diese Nacht heimlassen wolle. Sie ließen darum dem Vogt, wenn er wieder zurückkehren sollte, aufpassen vor seinem Hause, damit sie sicher wissen und sagen könnten, der Pfarrer lasse ihn machen, was er gern wolle, damit er ihm sage, was er gern höre. Lips Hüni war von ihnen zum Wächter

bestellt worden; und er trank bis am Morgen um drei Uhr hinter dem Ofen beim Kalberleder, der zunächst beim Vogt wohnte, Gebranntes. Nachdem es drei Uhr geschlagen, machte er sich dann hinter den Hag, nahe bei des Vogts Thüre, und wartete so bis um fünf Uhr, da der Vogt heraus kam. Da kroch er ihm auf allen Vieren hinter dem Hag den Weg vor, und verbarg sich hinter des alten Leutholden Nußbaum unten an der Kirchhalde, wo Jener hart an ihm vorbei gehen mußte; und rief ihm da plötzlich hart an die Ohren: Behüte uns Gott, und segne uns Gott! was ist das? Der Vogt fuhr einen Augenblick zurück, sah den Kerl, welcher den Kopf hinter dem Baum hervorstreckte, und sagte zu ihm: Was giebt es da? was willst du? Der Hüni kam jetzt hinter dem Baume hervor, sah dem Vogt mit einem hämischen Gesichte scharf in die Augen, und sagte: Bist du es, Vogt? oder bist du es nicht? Ich glaubte, du steckest im Loch, und jetzt bist du auf der Straße.

Der Vogt merkte am Branntwein, der ihm zum Maul herausstank, und an Allem, daß er nicht für ihn, sondern für Andere das Maul aufthue, und sagte zu ihm: Wie viel hast du Lohn, daß du mir hier aufpassest?

Das will ich dir ein andermal sagen, antwortete der Hüni. Aber höre, Vogt, wenn du kein Gespenst bist, so sage mir, was thust du hier? Gelt, du willst dich im Nachtwandeln üben, damit du, wenn du es einst thun mußt, es wohl könnest? Vogt, wenn ich es erlebe, so will ich dir dann alle Frohnfasten zusehen. Ich weiß deinen Hauptweg zum voraus. Er gehet vom Markstein zum Galgen und vom Galgen wieder zum Markstein.

Solche Bosheiten rief ihm der Hüni durch alle Gassen nach, bis er im Pfarrhofe war, so daß Jedermann, der schon aufgestanden war, ans Fenster kam, um zu sehen, was das für ein Lärm sei.

Hundert dreiunddreißigstes Kapitel.

Es ist wohl so, wie sie sagen; aber wo die Hirten sich schlagen, da werden die Schafe gefressen.

Und das war just, was die Vorgesetzten wollten, und warum sie den Hüni an diesen Platz stellten; sie wollten nämlich machen, daß Jedermann im Dorfe davon schwatze, der Vogt sei des Nachts heimgelassen worden, damit sie den Meier zwingen könnten, auch das noch dem Arner wider den Pfarrer anzubringen. Dieser sperrte sich zwar wie immer, und sagte ihnen: Ihr wißt doch auch, daß Arner so Etwas nicht annimmt; und daß es gerade ist, als wenn man ihm Nichts sage, wenn man ihm mit so Etwas kommt. Aber die Bauern hatten wie immer keine Ohren für das, was sie nicht wollten.

Kienast. Es müßte der Teufel sein, wenn das ihn nicht wider den Pfarrer aufbringen sollte!

Kalberleder. Nein, bei Gott, das fehlt nicht! So alt ich bin, habe ich es noch nie erlebt, daß es nicht Händel absetzte, wenn ein Pfarrer Etwas gethan, wie das ist.

Moosbauer. Es ist sicher dem Junker ins Amt gegriffen.

Die Bauern alle beharrten darauf, der Meier müsse das anzeigen, und so hoch treiben, als er nur könne. Und der gute Meier ließ sich endlich auch das noch aufladen.

Hundert vierunddreißigstes Kapitel.

In welch hohem Grade ein Verbrecher Mensch bleiben, und seine geistliche und weltliche Herrschaft interessieren kann.

Aber der Pfarrer schrieb es dem Junker selber. Er gab dem Michel, der ehedem mit dem Vogte so enge verbunden, aber seit Kurzem so gut mit dem Lienhard geworden war, ein Fürbittschreiben an den Junker, und sagte darin, wenn er nur eine halbe Stunde selber mit dem Michel reden werde, so sei seine Fürbitte gewiß überflüssig.

In eben diesem Briefe meldete er dem Junker, daß er den Vogt diese Nacht heimgelassen habe, und warum.

Der Junker ließ den Michel warten, bis er Zeit fand, sich mit ihm einzulassen. Es vergiengen fast zwei Stunden. Unterdessen machte der Michel allerlei Kalender, und war eben im Stall, und pfiff den Pferden vor, als der Junker unter die Linde kam, und ihm rief.

Arner sah den Michel ernsthaft vom Kopf bis zu den Füßen an; der Michel stand aber auch da mit der Miene eines Mannes, der in seinem Innern Ruhe hat und Stärke. Er zeigte, daß er hoffe, Verzeihung zu erhalten, und auch, daß er fühle, dieser Verzeihung werth zu sein. Arner befahl ihm, umständlich Alles zu erzählen, worin er verwickelt sei. Der Michel that es im Augenblick, ohne sich zu bedenken, und erzählte, wie er unter seinem Großvater für den Vogt und die andern Bauern aus der Schloßscheuer ganze Säcke voll Korn ab den Garben getreten, an Seilen in den Schloßgraben hinuntergelassen, und von da ins Wirthshaus, wo das Ablager war, getragen habe; wie er wohl hundertmal des Nachts die Schloßzeichen ab den besten Eichen und Tannen gezimmert, und den Bauern geholfen habe, sie als eigenes Holz auf die Säge zu führen; wie sie hundertmal im Wirthshaus mit den Schloßknechten um Werkzeug, Seile, Säcke, Körbe und anderes dergleichen gespielt und gesoffen hätten. Er erzählte dann ferner, wie noch jetzt viele Bauern Kleider trügen, die mit solchen gestohlenen Säcken gefüttert seien; wie ganze Räder und halbe Wägen und halbe Pflüge und eine Menge Naben, Pflugeisen, Riestern, Stoßkarren, Tragbahren, Güllenfässer, Wein- und Bierfässer in den Bauernhäusern stünden, die das Schloßzeichen haben, oder doch zeigen, daß es ausgekratzt und ausgehauen worden sei; wie darum auch alle Handwerksleute es so mit dem Vogt gehalten, und für ihn umsonst Schmiede-, Schlosser-, Wagner-, Zimmermanns-, Tischler-, Schneider- und Schusterarbeit verrichtet hätten, weil er ihnen immer allerhand solchen Abgang aus dem Schloß um einen Spottpreis habe verschaffen können.

Das gerade, offene Wesen und der Muth, mit dem er das Böse von sich selber gleich ungescheut wie von den Andern sagte, und die Kenntniß, die er von allen Umständen und von den Ursachen aller Unordnungen im Dorf zeigte, brachte den Junker dahin, daß er mit einem Zutrauen mit ihm redete, welches vermögend gewesen wäre, aus dem Michel einen braven Kerl zu machen, wenn er es nicht schon gewesen wäre.

Er fragte ihn einst mitten im Gespräche über diese tausenderlei Bosheiten, warum es auch so schwer sei, die Leute von einem so unglücklichen Leben abzubringen?

Und Michel antwortete ihm: Der Mensch ist immer mit gar vielen Fäden an sein Leben angebunden; und es braucht gar viel, ihm neue anzuspinnen, die ihn so stark als die alten auf eine andere Seite hinziehen.

Diese Antwort überraschte den Junker, daß er sich einen Augenblick von ihm wegkehrte, und dieselbe von Wort zu Wort wiederholte. Er sagte dann zu sich selber: Es ist wahr, die Fäden, womit ein Verbrecher an sein altes Leben angebunden ist, abzuschneiden, und ihm neue anzuspinnen, die ihn zu einem bessern Leben führen sollen, ist das einzige Mittel, den Verbrecher zu bessern; und es ist wahr, wenn man dieses Mittel nicht braucht, so ist Alles, was man sonst an ihm thut, wie ein Tropfen Wasser ins Meer.

Er redete noch über eine Stunde mit ihm, und ließ sich besonders die Geschichte mit dem Gespenst in des Hoorlachers Haus gar weitläufig erzählen.

Des Michels eigene Worte hierüber lauteten also:

Der Hoorlacher hat das Haus Anno 1767 von Wagner Leupi um 450 fl. gekauft, und für mehr als 300 fl. darin verbaut; und der Vogt hat ihm, da er noch lebte, 600 fl. dafür angeboten. Nachdem er aber gestorben war, wollte er es nicht mehr; und er ließ durch mich und den Ständlisänger ausstreuen, der Hoorlacher sei keines natürlichen Todes gestorben, und man habe hinter seinem Bette den abgehauenen Strick noch gefunden, an dem er erstickt sei. Innert acht Tagen war die ganze Gegend von diesem Gerüchte voll, und man setzte noch hinzu: sein Nachbar, der Kirchmeier, habe den Strick selber ins Pfarrhaus getragen; aber der Pfarrer habe ihm verboten, davon zu reden, weil der Hoorlacher jetzt doch schon begraben sei, und es nur Ärgerniß erwecken würde. Auf dieses hin schickte der Vogt alle Monate ein paar Male einen von uns ins Haus, die Nachbarn zu erschrecken, als ob ein Gespenst darin wäre. Das that er mehr als ein Jahr lang, bis kein Mensch mehr das Haus vergebens genommen hätte; dann kaufte er es der Hoorlacherin aus Mitleiden, wie er sagte, um 200 fl. ab, und versprach, diesen Gräuel aus dem Dorfe zu bannen, und zwei Kapuziner wohl hundert Stunden weit her kommen zu lassen. Aber er redete nur mit dem Sauf-Waldbruder in der Haberau ab, ließ ihn acht Tage lang sich im Hause verstecken, und dann und wann sich an den Fenstern zeigen und Grimmassen machen. Indessen fraßen, soffen und spielten wir alle Nacht mit dem Bruder, und thaten so laut, daß der Wächter Leuthold es endlich merkte. Er erkannte vor den Fenstern alle drei Stimmen, und kam am folgenden Morgen mit dem Geschwornen Kalberleder, seinem Bruder und dem Hügi auf den Schlag zwölf Uhr mitten im Jubiliren vor das Haus. Der Pfaff war, sobald sie anklopften, wie der Blitz verkrochen, und ich auf dem Dache, und von da über den Birnbaum hinunter und fort. Der Vogt kroch in den Ofen; aber er konnte ihn nicht zumachen, weil schon Holz darin war. Die vier Männer stießen die Thüren mit Gewalt auf, und waren im Augenblick mit einem Licht und einem Hunde in der Stube; und des Vogts Katze flüchtete sich vom Tisch weg zu ihrem Meister in den Ofen. Dieser wußte nicht, was es war, und that einen erbärmlichen Schrei. Da ist der Vogt! riefen die Kerls, zündeten ihm mit dem Lichte zum Ofen hinaus, und zwangen ihn, damit sie ihm den Spaß nicht ausbrächten, das Geld, das er bei sich hatte, mit ihnen zu theilen.

Endlich befahl der Junker dem Michel, ihm bis übermorgen ein Verzeichniß zu bringen von den im Schlosse gestohlenen Sachen, die jetzt noch im Dorfe sich befänden. Hierauf entließ er ihn freundlich.

Hundert fünfunddreißigstes Kapitel.

Weil er Vater von Allen ist, so hält er zuerst und am stärksten seinen ältesten Buben im Baum.

Er war kaum fort, so kam der Untervogt Meier, um dem Junker vorzubringen, was er der Schelmenbande versprochen hatte. Aber schon, da er den Junker grüßte, und dieser ihm freundlich die Hand bot, zeigte er sich so steif, angsthaft und verändert, daß Arner in den paar ersten Minuten, da er vor ihm stand, merkte, wo er mit ihm zu Hause sei, und sich nicht enthalten konnte, zu sich selber zu sagen: Er ist kaum acht Tage Vogt, und macht schon Maul und Augen, als wenn er sich innert Jahr und Tag erhenken möchte, oder Land und Leute verrathen wollte.

Der Vogt aber fieng dann bald an, dem Junker zu verstehen zu geben, daß es gar viele Schwierigkeiten haben werde, die Allmend zu vertheilen; und daß es seiner unmaßgeblichen Meinung nach besser wäre, man würde zuerst mit einem kleinen Stück, z. E. mit dem Winkel zwischen dem Wald, eine Probe machen, und dann sehen, wie es etwa weiter gehen wolle.

Junker. Was ist das für ein Winkel?

Vogt. Der zuoberst an der Weide liegt, wo sie sich zwischen den Tannen gegen den Berg hinzieht.

Junker. (ihn steif ansehend) Der da?

Vogt. Ja, oder wenn Euer Gnaden ein anderer beliebt.

Junker. (ihn forthin steif ansehend) Aber du meinst diesen, und redest von diesem?

Vogt. Ja.

Junker. Ist es dir auch Ernst?

Vogt. Es sind gar viele Männer im Dorfe dieser Meinung.

Junker. Aber du auch?

Vogt. Ja.

Junker. Kennst du den Winkel?

Vogt. Ha, so zum Theil.

Junker. Darfst du sagen, du kennest ihn nicht ganz? Du hast ja Güter, die an denselben anstoßen.

Vogt. Ich kenne ihn, gnädiger Herr, ich kenne ihn.

Junker. Aber du glaubst wohl, ich kenne ihn nicht?

Vogt. Daran dachte ich nicht.

Junker. Woran?

Vogt. Daß Sie ihn nicht kennen.

Junker. Hättest du mir ihn anrathen dürfen, wenn du geglaubt hättest, ich kenne ihn?

Vogt. Es ist mir leid.

Junker. Was ist dir leid?

Vogt. Daß ich Ihnen denselben angerathen habe.

Junker. Warum ist dir das leid?

Vogt. Weil Sie, wie es scheint, finden, daß er Nichts nütze ist.

Junker. Findest du es nicht auch?

Vogt. Ich kann ihn nicht rühmen.

Junker. Warum hast du mir ihn denn angerathen?

Vogt. Die Vorgesetzten waren alle der Meinung.

Junker. Warum waren sie dieser Meinung?

Vogt. Ich weiß es nicht.

Junker. Das kann ich jetzt glauben oder nicht, ich will es dahin gestellt sein lassen; aber was sein muß, und unverzüglich sein muß, ist, daß nicht der Winkel allein, sondern die ganze Allmend, wie sie versprochen worden ist, vertheilt werden muß.

Vogt. Ihr Gnaden werden doch nicht zürnen, wenn ich noch ein Wort sage?

Junker. Nein, gar nicht.

Vogt. Es wird doch diesen Sommer fast nicht möglich sein, die Allmend zu vertheilen.

Junker. Warum?

Vogt. Es ist kein Mensch im Dorfe jetzt dazu eingerichtet, das Vieh im Stalle zu halten und die Weide zu entbehren.

Junker. Fehlt es an Futter in eurem Dorfe?

Vogt. Ja, man sagt, es sei gar wenig da, und hingegen gar viel Vieh.

Junker. Was will dieses „man sagt“? Weißt du es nicht sicher?

Vogt. So ganz sicher nicht, gnädiger Herr.

Junker. So? aber wie viel du selber Futter hast, weißt du doch?

Vogt. Das wohl.

Junker. Hast du genug, um dein Vieh im Stalle halten zu können?

Vogt. Ich kann es nicht läugnen.

Junker. Was läugnen?

Vogt. Ich meine, ich dürfe nicht nein sagen.

Junker. Du hast eine eigene Sprache. Aber das Heu und das Emd ist im letzten Jahre so ausgefallen, daß man glauben könnte, es sollten Alle genug haben wie du. Doch um abzukürzen — es ist gut, daß man das Vieh zählen und das Heu messen kann; und das muß sein, denn ich will wissen, woran ich bin. Du mußt dieses gerade heute mit dem Weibel thun; es wird sich dann zeigen, was hinter diesem Anbringen stecke, und wie weit man diese Weide diesen Sommer nöthig habe oder nicht.

Der Vogt erschrak darüber gar sehr; aber doch fieng er an, über den Pfarrer zu reden, daß er nämlich den Hummel des Nachts aus dem Gefängnisse lasse, wann er wolle.

Bringst du das von dir selber, oder haben es Andere dir aufgetragen? antwortete ihm der Junker über dieses Anbringen, das so verwirrt war, daß es in die Augen fiel, er sei dazu gezwungen worden.

Der Vogt wußte nicht, was er antworten solle, sagte aber endlich doch: Sie haben mir es befohlen zu sagen.

Junker. Wer?

Vogt. Die Vorgesetzten.

Junker. Wie heißen sie?

Vogt. (zitternd und todtenblaß) Einer wie der Andere.

Junker. Wie heißen sie?

Vogt. Kienholz, Kalberleder, Moosbauer, Rabser, Kienast, Hügi u. s. w.

Junker. Wie kamst du zu diesen Herrn?

Vogt. Ha, wie es sich so giebt.

Junker. Das möchte ich eben wissen, wie es sich gebe. Giengest du zu ihnen, oder kamen sie zu dir? Trafst du einen Jeden allein, oder waren sie bei einander, da sie dir dieses befohlen haben?

Vogt. Sie waren bei einander.

Junker. Bei wem und bei welchem Anlasse?

Vogt. Beim Kienholz.

Junker. Und bei welchem Anlasse?

Vogt. Das weiß ich gerade nicht; ich war nur einen Augenblick da.

Junker. Du wirst doch auch wissen, was sie den Augenblick thaten, da du da warst?

Vogt. Ich will es in Gottes Namen sagen.

Junker. Daran thust du fast recht.

Vogt. Sie suchen die Weidvertheilung zu hintertreiben.

Junker. Und du hast dich brauchen lassen, mir Lügen zu hinterbringen, damit sie zu diesem Endzwecke kommen?

Der Vogt stand da wie ein armer Sünder, schlug die Augen nieder, und antwortete kein Wort.

Der Junker hatte Erbarmen mit ihm, als er so da stand, und sagte zu ihm: Meier, es ist das erste Mal, und ich will es gut sein lassen; aber sorge dafür, daß du mir nicht zum zweiten Mal kommst. Einen Augenblick darauf sagte er noch: Aber warum haben sie den Pfarrer verklagen wollen? Was geht das die Allmend an?

Vogt. Ich denke, sie haben durch diesen Bericht den Junker und den Pfarrer gegen einander aufbringen wollen.

Junker. Und dann?

Vogt. Und dann vielleicht gehofft, daß die Allmendvertheilung desto eher nicht vor sich gehen werde.

Junker. So? und auch das hättest du angezettelt, wenn du gekonnt hättest?

Vogt. Es ist mir leid.

Junker. Ich habe dir verziehen; aber du siehst, daß ich weiß, was du gethan hast. Darum denke daran. Ich will dich jetzt nicht länger aufhalten. Verrichte heute mit dem Weibel, was ich dir befohlen habe, und bringe mir morgen das Verzeichniß.

Hierauf ließ er ihn gehen.

Hundert sechsunddreißigstes Kapitel.

Der neue Vogt neben seinen Bauern.

Stellet euch jetzt den Vogt vor, wie er fortgegangen ist, und dann die Bauern, wie sie den Vogt empfangen haben, als er zurückkam. Er hätte dem Junker sollen einschwatzen: der Winkel zwischen dem Walde schicke sich gar wohl zum Vertheilen; und er kömmt mit der Antwort: der Junker sage, er seie zum Vertheilen Nichts werth. Er hätte ihm sollen einschwatzen: sie hätten gar viel Vieh und wenig Futter; und er kömmt mit der Antwort: er müsse das Vieh zählen und das Futter messen. Er hätte sollen den Junker wider den Pfarrer aufbringen, und der Junker wird über das Anbringen aufgebracht. Er hätte ihn sollen herumführen, wie wenn er ein Narr wäre; und dieser packt das Geschäft an, wie wenn sie Schelme wären.

Sie staunten und zankten jetzt, bald mit einander und bald mit dem Vogt; dieser aber ließ sie sitzen, und gieng fort, den Weibel zu suchen, der ihm sollte helfen, das Heu messen.

Da er fort war, sagte der Hügi: Wir sitzen jetzt da bei einander wie im nassen Jahrgang.

Es hatte nämlich Anno 1759 in der Erntezeit vier Wochen nach einander geregnet, so daß fast alles Korn auf dem Felde wieder anfieng auszuwachsen. Da kamen dann die Bauern oft zusammen, und alle Augenblicke fragte einer den andern: Wann wird dieses Wetter doch einmal aufhören? Ist denn auch gar Nichts mehr zu machen?

Daran erinnerte sich jetzt Hügi.

Hundert siebenunddreißigstes Kapitel.

Der Vogt neben des Weibels Töchterli.

Aber der Vogt traf den Weibel nicht an; und das Kind, das ihm unter der Thüre Antwort gab, sagte, der Vater komme vor Nacht nicht heim, er sei auf dem Wochenmarkte.

Der Vogt wußte, daß der Weibel sonst immer zu Hause war, und nie selber auf den Markt gieng, und meinte also, er verläugne sich nur, und wisse schon, worum es zu thun sei.

Das Letzte war auch wahr. Die Vorgesetzten hatten ihm, sobald sie es mit dem Heumessen und Viehzählen vernommen, im Augenblick sagen lassen, er solle heute ein wenig beiseits gehen, und vor Sonnenuntergang nicht wieder heim kommen.

Der Vogt, der bei sich selber schon so verdrießlich war, als er nur konnte, sagte dem Kinde, er glaube, sie treibe den Narren mit ihm, und der Vater sei wohl daheim.

Das Töchterli aber, das gar nicht furchtsam war, und wie die ganze Haushaltung des Weibels dem Vogt nicht wohl wollte, fieng an, anstatt zu antworten zu spötteln, und sagte: Es scheint, der Herr Untervogt sei gar nicht guter Laune.

Vogt. Wenn ich dir gut zum Rathe bin, so sag' du, dein Vater solle herunterkommen. Ich muß mit ihm reden.

Töchterli. Wenn jetzt selbst der Junker von Arnheim in eigener Person vor mir stände, Herr Untervogt, so müßte ich doch warten, bis der Vater wieder die Stiege hinauf wäre, ehe ich ihn könnte heißen herunterkommen.

Vogt. Ist er im Ernst zu Markt gegangen?

Töchterli. Im ganzen Ernst.

Vogt. Das ist vom Schinder!

Töchterli. Ich will es nicht hoffen.

Vogt. Ist er heute frühe fort? und wann kommt er wieder?

Töchterli. Er ist gerade eben jetzt fort, und kömmt vor Nacht nicht wieder.

Vogt. Wenn er gerade jetzt fort ist, so schicke ihm doch nach.

Töchterli. Jä, er ist auf dem Roß, und ich weiß nicht, ob er über das Moos oder über den Berg geht.

Vogt. Er hat bei Gott gewußt, was ich will, daß er eben jetzt fort ist.

Töchterli. Er ist doch kein Hexenmeister.

Vogt. Ich weiß jetzt nicht, was ich machen muß.

Töchterli. Vielleicht könnte es der Vater euch sagen, wenn er da wäre; aber er ist jetzt einmal nicht da.

So ließ des Weibels Töchterlein den neuen Untervogt fortspazieren, und lachte dann aus vollem Halse die Stiege hinauf ob der neuen Obrigkeit, die vor ihm fast weinen wollte, daß sie den Vater nicht hinter dem Ofen angetroffen hatte.

Hundert achtunddreißigstes Kapitel.

Der Vogt ist wieder in des Kienholzen Stube und dann auf der Gasse beim Weibel, der auf dem Rosse sitzt.

Der Vogt gieng jetzt wieder zurück zu des Kienholzen Wohnung, und sagte den Vorgesetzten, es müsse ihm jetzt einer von ihnen helfen, weil der Weibel nicht da sei.

Aber es wollte Keiner; und der Kienholz sagte zu ihm: Es ist gar viel besser, du machest diese Arbeit über acht Tage; denn sie freut uns gar nicht so wohl, daß wir dir dazu helfen möchten.

Der Vogt antwortete: Ihr wisset doch, wie der Junker ist, wenn Etwas versäumt wird.

Sie ließen ihn aber reden, und sagten ihm kurz, sie hülfen ihm nicht.

Er hielt lange in allen Ecken an, aber es gab ihm Keiner Gehör. Endlich gab ihm der Hügi den Rath: Wenn du das Verzeichniß doch haben mußt, und dir Niemand helfen will messen und zählen, so laß du das Messen auch bleiben, und dir von Jedem angeben, wie viel Heu und Vieh er noch habe. Dann hast du wenigstens gethan, was du konntest.

Vogt. Aber ich will Heu und Futter beim Eid wissen.

Das versteht sich, beim Eid! sagten die Bauern, und lachten einander an.

Vogt. Ich will jetzt gerade anfangen; und ihr werdet doch auch Alle zu Hause sein, wenn ich komme?

Wie sollten wir anders dürfen? antworteten Einige, die just das Gegentheil im Sinn hatten.

Hügi. Nein, man muß hierüber Nichts versäumen.

Es war aber gut, daß der Vogt diesen Fürsprech aus ihrer Mitte hatte; denn ihrer Etliche hätten ihn sonst gewiß das Dorf zehnmal durchlaufen lassen, ohne daß er sie angetroffen hätte. So brachte er aber das Verzeichniß endlich zu Stande.

Beim Heimgehen traf er dann just noch den Weibel an, der vom Markt heimkam.

Dieser sagte ihm vom Roß hinunter: Was hast du da für eine Bürde Papier unter dem Arme?

Vogt. Ich wollte, dein Roß wäre heute vernagelt gewesen, damit du daheim geblieben wärest; du hättest mir nothwendig helfen sollen.

Weibel. Worin?

Vogt. Ich habe das Heu und Vieh, das im Dorfe ist, aufschreiben müssen.

Weibel. Warum das? giebt es Krieg?

Vogt. Nein, nur wegen der Weide.

Weibel. So?

Vogt. Wenn du nur auch da gewesen wärest!

Weibel. Warum hast du es mir nicht am Morgen sagen lassen? Ich bin erst am Mittag fortgegangen.

Vogt. Ich bin auf Schlag zwölf Uhr selber zu dir gekommen, und habe es dir sagen wollen.

Weibel. Das ist doch fatal. Ich bin kaum um die Hausecke herum gewesen, so habe ich Jemand klopfen, und mit meiner Tochter reden gehört. Gewiß bist du es gewesen.

Vogt. Daß du auch nicht umgekehrt bist!

Weibel. Es hat mir nicht geträumt, daß du es seiest, oder was du wollest; und du hättest mir ja nur pfeifen können.

Er konnte sich aber des Lachens fast nicht enthalten, und sagte: Mein Roß ist im Schweiß, es muß in den Stall.

Ich bin auch im Schweiß, sagte der Vogt; und sie giengen von einander.

Hundert neununddreißigstes Kapitel.

Renold, ein braver Mann, tritt auf.

Die Zeit hindurch war ein Treibjagen und ein Herumlaufen im Dorfe, wie im Walde unter den Zigeunern, wenn sie erfahren, daß eine Jagd auf sie angestellt ist. Die Vorgesetzten wollten mit Gewalt Alles unter einen Hut bringen, und schickten wohl dreimal zum alten Renold, vor dem sie sich fürchteten, um ihn zu bitten, er solle in diesen Umständen doch auch zu ihnen stehen, und abwenden helfen, daß nicht noch mehr Unglück im Dorf entstehe.

Er ließ ihnen aber zweimal antworten, er möge die Sache ansehen, wie er wolle, so glaube er, es wäre das Beste, wenn man sich demüthigen, und um Verzeihung bitten würde.

Aber dafür hatte Niemand Ohren. Bis auf den Schulmeister behauptete Alles, die Demuth sei jetzt kein goldener Apfel in silbernen Schalen.

Man schickte zum dritten Mal zu ihm hin, ihn zu bitten, er solle doch um tausend Gottes willen wenigstens schweigen, und morgen nichts Unvorsichtiges sagen.

„Er wünschte, daß er morgen nicht nur seinen Mund, sondern auch seine Augen und Ohren verschließen könnte“ — das war das letzte Wort, das er ihnen sagen ließ.

Alles Volk in Bonnal fürchtete sich vor dem kommenden Tage; Arner aber eilte mit himmelreinem Vaterherzen zu dem Volke hin, das sich vor ihm fürchtete.

Wenn nach langen heißen Tagen die Erde dürstet, und alle Pflanzen nach Wasser schmachten, und dann an Gottes Himmel sich ein Gewitter aufzieht; so zittert der arme Bauer vor den steigenden Wolken am Himmel, und vergißt das Dürsten des Feldes und das Serben der Pflanzen im brennenden Boden, und denkt nur an das Schlagen des Donners, an die Verheerung des Hagels, an den zündenden Strahl und an die überschwemmende Fluth. Aber der, welcher im Himmel wohnet, vergißt nicht das Dürsten des Feldes und das Serben der Pflanzen im brennenden Boden, und sein Gewitter tränket mit Segen die Felder der armen Leute, die im Blitzglanz der Mitternachtsstunde, beim donnernden Himmel zitternd nach den Bergen hinsehen, von denen sein Gewitter daher rollt. Denn am Morgen sieht der Arme die Hoffnung seiner Ernte verdoppelt, und faltet seine Hände vor dem Herrn der Erde, vor dessen Gewitter er zitterte.

Das ist das Bild der armen Leute, die sich vor ihrem Herrn fürchteten, und das Bild Arners, der jetzt zu ihrem Troste und zu ihrer Hülfe nach Bonnal eilte.

Hundert vierzigstes Kapitel.

Die Morgenstunde Arners an einem Gerichtstage neben seinem Pfarrer.

Arner stand nun da. Beladen mit den Entschlüssen des Tages, und stumm von den Bildern einer schlaflosen Nacht, war er stiller und ernster als sonst. Er fühlte jetzt die Last des kommenden Tages und die Sorgen des Mannes, dessen Kinder die Wege ihrer Thorheit vor ihrem Vater verbergen. Schon beim Aufgange der Sonne stand er im Pfarrhofe neben seinem Pfarrer. Die ersten Strahlen glänzten auf der Thräne des Mannes, der sanft und mild gegen sie hinsah, und sagte: Gott gebe, daß ich sie heute mit leichtem Herzen untergehen sehe!

Das gebe Gott! erwiederte sein Pfarrer; und auch er hatte eine Thräne im Auge.

Sie redeten dann von den Geschäften des Tages, und vom Hummel, wie er jetzt Alles so ganz anders ansehe als vorher, und wie seine Erfahrungen ihm mitten durch seine Thorheiten und Laster einen so großen Wahrheitssinn ertheilt hätten, daß der Pfarrer hundertmal darüber erstaunen müsse.

Sie kamen auch auf die Obstbäume zu reden, welche der alte Junker schon vor mehr als zwanzig Jahren auf dem Bonnal-Ried gepflanzt und der Gemeinde geschenkt hatte, die aber alle ferbten, und nirgendshin wollten.

Der Hummel hatte nämlich dem Pfarrer gestern gesagt, es fehle da gar nicht am Boden, sondern nur an der Besorgung, und man solle die Bäume nur unter Leute austheilen, die Obst nöthig hätten, so würden sie gewiß bald groß und schön sein.

Der Junker verwunderte sich über die Ausgaben, die jährlich der Gemeinde für das Ried verrechnet wurden, und über die Frohndienste, die die Gemeinde jährlich auf diesem Ried thue.

Der Pfarrer sagte ihm aber, dieses Alles geschehe nur zum Schein, damit die Vorgesetzten ein paar Tage im Jahr mehr auf gemeine Kosten fressen und saufen könnten; und sie möchten den Armen so wenig einen Obstwachs gönnen, als sie ihnen die Allmend gönnten; und darum werde aus diesen Bäumen, so lange es so sei, nie Etwas werden.

Der Junker sagte bei diesem Anlasse, seine Leute äßen bei der sitzenden Lebensart, die je länger je mehr aufkomme, gewiß zu viel und zu unvermischt Erdäpfel; und man könne darum das Pflanzen der Obstbäume gewiß nicht genug betreiben.

Auch der Pfarrer bedauerte, daß so gar viele Leute sich fast nur mit Kraut, Rüben und Erdäpfeln behelfen müßten.

Junker. Es wäre doch, weiß Gott, allenthalben so leicht einzurichten, daß die ärmste Haushaltung immer auch etwa ein Dutzend tragbare Obstbäume und auch eine Ziege halten könnte.

Pfarrer. Und es ist doch nirgends eingerichtet.

Ach, es ist für den Armen nirgends Etwas eingerichtet, bis man ihn in den Spital nimmt, sagte der Junker; und erklärte sich im gleichen Augenblicke, nicht nur die Bäume auf dem Ried zu vertheilen, und eigenthümlich zu machen, sondern für alle seine Leute in seinen Baumschulen so viele junge Bäume zu ziehen, als sie nöthig hätten. Er setzte hinzu: Und ich will Alles thun, damit ihnen die Bäume

recht lieb werden, und sie bald Frucht daran haben. Ich denke, ich wolle ihnen allemal bei ihren Hochzeiten und Taufanlässen welche schenken.

Pfarrer. Ein solches Andenken an die wichtigsten und freudigsten Umstände ihres Lebens kann nicht anders als für ihr Herz und für ihr Glück eben so viel Gutes wirken als für die Bäume selber.

Junker. Gott gebe es!

Pfarrer. Was mir in den Sinn kömmt, Junker! Sie müssen auch den Kindern, die zum ersten Male zum Tische des Herrn kommen, solche Bäume schenken.

Junker. Das will ich gerne.

Pfarrer. Das Projekt mit diesen Bäumen macht mich zwanzig Jahre über mein Ziel hinaus träumen, so sehr nimmt es mich ein.

Junker. Nun, was träumen Sie denn so weit hinaus?

Pfarrer. Ich kann mir jetzt vorstellen, wie Sie einst mit meinem, so Gott will, bessern und stärkern Nachfolger Ihre Leute auf dieses Ried, welches bis dann ein Baumgarten, und ein herrlich schöner Baumgarten für Ihre Armen werden kann, hinführen, und da mit ihnen ein Volksfest feiern werden, das Ihrer würdig sein wird.

Junker. Was für ein Volksfest?

Pfarrer. Das Fest der dankbaren Armuth, die Sie mit diesen Bäumen erquicken werden.

Junker. Sie machen mich auch träumen.

Pfarrer. Denken Sie, was das für ein Fest sein wird, wenn Ihre Leute am schönsten herbstlichen Tage auf ihrem Ried unter dem Schatten von Bäumen voll reifer Früchte, in dieser herrlichen Aussicht, im Angesichte des Himmels und der Erde ihren Taufbund und ihr Nachtmahlgelübde erneuern, und das Angedenken der Freuden ihrer Hochzeittage und ihres Kindersegens feiern werden.

Junker. Wäre ich wohl ein Mensch, wenn ich dieses Fest denken könnte, und es nicht stiften würde?

Pfarrer. Sie werden es stiften.

Junker. Ja, ich will es stiften, und so lange mein Volk dasselbe feiern wird, soll es Ihrer gedenken.

Pfarrer. Lassen Sie dann Ihr Volk Birnen essen und Äpfel, und gedenken, daß seine Väter das nicht hatten.

Das war die Antwort des Pfarrers, und er setzte dann noch hinzu: Bei allen Volksfesten des Alterthums wurde der Arme mit Speise und Trank erquickt, und am Feste des neuen Bundes selber nahm der Herr Brot, und gab den Seinigen zu essen, und Wein, und gab ihnen zu trinken. Überhaupt ist die Aufhebung des Bedrückenden in den Nahrungssorgen der Armen der Geist der Gottesverehrung, die Er auf Erden gestiftet hat, so wie sie überhaupt Aufhebung alles Bedrückenden im Unterschiede der Stände der Menschen und Emporhebung der Elenden und Armen zum frohen, theilnehmenden Mitgenuß aller Segnungen und Wohlthaten Gottes ist.

Ich will Ihr Fest stiften, wiederholte der Junker. — Eine Weile staunten er und der Pfarrer still dem großen Gedanken nach; dann sagte der Junker: Aber ach! so schön, als wir träumen, wird nie Etwas auf Erden.

Es ist wahr, sagte der Pfarrer; aber der Lohn der Tugend ist nicht, daß sie das Unkraut von der Erde vertilge. Genug ist es dem Frommen, daß im Acker des Fleißigen der gute Same aufkömmt; und es freut ihn, daß seine Bäume, die er pflanzet, Früchte tragen, wenn er längst von der Erde hingenommen sein wird.

Der Junker und der Pfarrer dankten dann noch Gott, daß der Vogt sie an die Bäume auf dem Bonnaler-Ried erinnert habe, und redeten eine Weile wieder von dem unglücklichen Manne.

Hundert einundvierzigstes Kapitel.

Arner fängt seine Tagesarbeit an.

So gieng heute die erste Stunde nach dem Aufgang der Sonne dem Junker und dem Pfarrer von Bonnal vorüber.

Gegen acht Uhr kam der Untervogt Meier mit dem Verzeichniß von Vieh und Heu. Er entschuldigte sich, daß er dasselbe nur beim Eid habe aufnehmen können, weil der Weibel, der ihm hätte helfen sollen messen und zählen, auf dem Markte gewesen sei.

Junker. Warum hast du nicht an seiner Statt einen andern Vorgesetzten zu dir genommen?

Vogt. Es hat Keiner kommen wollen.

Junker. Hast du ihnen gesagt, es sei mir daran gelegen, daß dir Jemand helfe?

Vogt. Ich habe es freilich gesagt.

Junker. Und doch hat Keiner kommen wollen?

Vogt. Nein; ich habe sagen mögen, was ich habe wollen, so war es vergebens.

Junker. Hast du also gar Niemand bei dir gehabt? und ist das Verzeichniß von Niemand unterschrieben?

Vogt. Nein.

Junker. So nimm dasselbe nur wieder mit dir, und gehe so geschwind, als du kannst, und lies einem Jeden in Gegenwart zweier Vorgesetzten von Neuem vor, was er ausgeredet hat; und bringe das Verzeichniß von diesen zwei Zeugen unterschrieben zurück. Aber eile, daß du mit der Arbeit fertig werdest, ehe die Gemeinde angeht.

Vogt. Ich treffe sie just beim Kienholz beisammen an.

Junker. So! was thun sie da bei einander?

Vogt. Nichts Besonders. Sie haben es so im Brauch, daß sie allemal vor der Gemeinde zusammenkommen.

Junker. Wer?

Vogt. Ha, Alle, welche meinen, sie hätten Etwas zu bedeuten.

Junker. Es ist gut, daß ich das weiß. Ich vernehme vielleicht ein andermal, was sie bei einander machen.

Hundert zweiundvierzigstes Kapitel.

Bauern, die von ihrem Herrn reden.

Der Vogt gieng jetzt zum Kienholz, und sagte der Stube voll Herren, sie müßten ihm ihr Heu und Vieh noch einmal angeben.

Warum das? sagten die Kerls; und da und dort sah ihn einer an, wie wenn er ihn fressen wollte.

Er meint, glaube ich, ihr oder ich seien verirrt, antwortete der Vogt.

Er hat immer Etwas zu meinen, sagte der Eine.

Er kann ja selber kommen und messen, sagte der Andere.

Nein, wir wollen es ihm auf der Nase abwägen; er hat jetzt eine, die länger ist als der längste Wagebalken im Dorfe, sagte des Kienholzen Bub.

Still du! sagte der Vater.

Nein, im Ernst, sagte der Meier; ich muß einem Jeden vorlesen, was er gesagt hat, und dann müssen zwei Vorgesetzte unterschreiben, daß es Alle bestätigt haben.

Hügi. Dahinter steckt der Teufel! Es kann dann Keiner mehr sagen, du seiest mit der Feder verirrt, od er du habest ihn nicht recht verstanden.

Vogt. Ich kann nicht helfen.

Aber es wollte Keiner an den Tanz, weder zum Angeben noch zum Unterschreiben, bis der Vogt zuletzt den Rodel wieder unter den Arm nahm, das Tintenfuß in die Tasche schob, und sagte: Mir gilt es gleich viel. Wenn ihr nicht wollt, so sage ich es nur wieder dem Junker; er mag dann meinethalben machen, was er will.

Da begriffen sie doch, daß es besser sei, wenn sie bestätigten, was sie nun einmal gelogen hatten; und ließen es ordentlich unterschreiben. Aber obgleich es ihnen sehr angst war, trieben doch auch jetzt noch Einige den Narren, und der Moosbauer sagte laut: Aber wenn mein Fleck heute kalbert, so habe ich noch ein Stück Vieh mehr im Stalle; du kannst ihm das noch mündlich beifügen.

Der Weibel, der als Zeuge unterschrieb, und, so sehr er dem Vogte gehässig war, sich dennoch nie in etwas Verfängliches einließ, sagte ihnen: Es wird gut sein, wenn es beim Schreiben bleibt; denn wenn es zum Reden kommen sollte, so möchte es fehlen.

Der Hügi rief dem Vogt, als er fortgieng, noch nach, er solle doch machen, daß der Junker damit zufrieden sei.

Ich kann mit ihm just so viel machen als mit euch, sagte der Meier.

Dann ist es eben wenig, dachte der Hügi, und ließ ihn gehen.

Hundert dreiundvierzigstes Kapitel.

Arner thut die Thüre zu.

Jetzt weiß ich doch sicher, was sie ausgeredet haben; was ich jetzt aber weiter wissen muß, ist, was daran wahr sei. So sagte der Junker; und da ihm der Meier das bestätigte Verzeichniß zurückbrachte, befahl er ihm, ungesäumt mit dem Weibel von Haus zu Haus zu gehen, und ein neues Verzeichniß aufzunehmen, aber es sich nicht angeben zu lassen, sondern das Vieh sorgfältig zu zählen, und das Heu zu messen. Dann ließ er läuten, zum Zeichen, daß sich die Gemeinde versammeln solle; und sagte: Ich will gerade, daß die Hausväter nicht bei Hause seien, wenn ihr zählen und messen müßt; und wenn ein Weib oder ein Knecht unter dem Titel, der Meister sei nicht daheim, sich widersetzen will, so lasset sie, es mag sein, wer es will, durch den Flink gefangen hieher bringen, und fahret mit eurer Arbeit ungesäumt fort. Ich gebe euch den Michel von hier und den Hühnerträger von Arnheim bei, die euch helfen sollen.

Vogt. Es wäre doch auch besser, und es hätte mehr Ansehen, wenn wir einen Vorgesetzten mitnähmen.

Junker. Ich will, daß ihr jetzt diese mitnehmet.

Vogt. Es ist diese Woche allerlei Geschwätz über den Hühnerträger vorgefallen; und ich fürchte, es setze Verdruß ab, wenn er in alle Häuser hineingehen muß.

Junker. Eben deßwegen muß er gehen; und wenn ihn Jemand nicht hineinlassen will, so wißt ihr, was ihr zu thun habt.

Hierauf ließ der Junker noch alle Zugänge zum Gemeindeplatz besetzen, und befahl den Wächtern, unter keinem Vorwand einen Menschen vom Platze wegzulassen, bis die Gemeinde beendiget sei.

Hundert vierundvierzigstes Kapitel.

Sie werden jetzt bald aufhören, zu rathschlagen wider ihren Herrn und wider ihr Heil.

Die Gemeinde war nun bei der Linde versammelt; aber so lange Bonnal steht, sahen die Bauern nie so wunderlich aus als heute. Viele, die den Kopf sonst immer hoch trugen, und die Beine stellten wie Soldaten, ließen ihn jetzt hängen, und schlichen daher wie alte Weiber. Leute, die sonst einander haßten, standen jetzt zusammen, und flüsterten einander in die Ohren; Leute, denen der Mund vom Morgen bis an den Abend nie zugieng, redeten jetzt kein Wort; Leute, die sonst immer die Sonntagskleider anzogen, wenn sie an die Gemeinde giengen, kamen jetzt in Werktagshosen und Fürfellen. Die meisten saßen da, als wenn sie nicht wüßten, was sie mit einander reden wollten; und Mancher fragte seinen Nachbar wohl zwei- bis dreimal: Giebt es diesen Abend nicht Regen? Der Hügi und einige Vorgesetzte, die das bemerkten, und glaubten, es sei doch nicht das Spiel, daß Alles so traurig thue, fiengen an, ihr Maul zu brauchen, wie wenn sie sich nicht fürchteten. Einige redeten lustig vom Junker Heumesser und Herrn Kuhzähler; Andere schworen, er richte Nichts damit aus. Denn eine Gemeinde, sagten sie, hat einen Arm, wenn sie zusammenhält, und darf sich alle Stunden mit einem solchen Jünkerlein messen, wenn es Ernst gilt.

Der Hartknopf that am weitesten sein Maul auf, und behauptete, man müsse für den Teufel nicht seine leibliche und geistliche Freiheit sich so leicht rauben lassen; und sagte dann: Wir haben jetzt ja unpartheiische Zeugen, daß sein Hühnerträger es selber eingestanden hat, daß er mit dem Teufel in einem Bunde ist; und wer in der Welt sollte uns zwingen können, Etwas zu halten, was man uns mit solchen Teufelskünsten zu versprechen überredet hat?

Die Schelmenbande gab ihm lauten Beifall, und behauptete, man müsse das treiben, so weit man könne, und damit anfangen.

Ein einziger junger Renold widersprach, und sagte: Ich für mich glaube, der Junker werde da anfangen, wo er will, und unpartheiische Zeugen habet ihr keine; denn wenn eine Gemeinde klagt, so können ihre Bürger nicht unpartheiisch zeugen.

Wir müssen erwarten, was kommt, sagte der Rabserbauer; und Viele, die es hörten, sagten, das sei das allervernünftigste von Allem, was heute geredet wurde.

Hundert fünfundvierzigstes Kapitel.

Der alte Trümpi bringt eine böse Nachricht.

Indem sie so redeten, kam noch der alte Trümpi, der sein Lebetag immer allenthalben zu spät kam, und brachte die Nachricht: der Vogt und der Weibel spazieren mit dem Michel und dem Hühnerträger hinunter gegen das Dorf, und haben Papier und Tinte und Federn bei sich.

Wie ein Lauffeuer gieng diese Nachricht in allen Bänken unter der Linde herum. Von allen Bänken und von allen Ecken rief man dem Trümpi: Was sagst du? was ist das? was sagst du? Vornehmes und Gemeines, Alles streckte die Köpfe jetzt nur gegen den Trümpi, und so lange er lebte, hatte er nie den Zehnten so viel zu antworten als jetzt. Es ist nichts Anders, als daß das verfluchte Kuhzählen und Heumessen wieder angeht, sagten die Bauern aus Einem Munde; und sie begriffen jetzt, wohin es langen könne, daß sie ihre Aussage wieder hatten bestätigen müssen. Alles war so betroffen, daß ich wohl sagen kann, von den dicken Bauern hatte kein einziger seine natürliche Farbe mehr, als der dickhäutige Rabser und der kothfarbige Kienast; und auch diesen sah man es am Maul an, daß sie sich entfärbt hätten, wenn sie sich jemals hätten entfärben können.

Wenige Augenblicke darauf kam es dem Einen in den Sinn, er habe sein Schnupftuch, dem Andern, er habe seinen Tabak vergessen, dem Dritten, er habe nothwendig mit seiner Frau zu reden, dem Vierten, er habe Etwas herumliegen lassen, das ihm könnte gestohlen werden; kurz, es kam einer Menge von ihnen in den Sinn, daß sie heimgehen sollten. Der Speckmolch fieng sogar an, aus der Nase zu bluten, damit er heim könne.

Aber der Harschier, der in der Lindengasse stand, hieß sie alle wieder zurückgehen, und rieth ihnen, Tabak und Schnupftuch bei den Nachbarn zu entlehnen, und dießmal das Nasenbluten bei dem Brunnen unter der Linde zu stillen. Kurz, sie mußten zurück, und auf ihren Bänken erwarten, was der Vogt, der Weibel, der Hühnerträger und der Michel bei ihren Weibern daheim Gutes oder Böses anstellen möchten.

Hundert sechsundvierzigstes Kapitel.

Es fängt an, ernst zu werden.

Ihre Angst vermehrte sich einen Augenblick darauf noch mehr, da jetzt der Befehl zur Linde kam: die Vorgesetzten alle und die größern Bauern, zusammen ihrer siebenzehn, sollen auf der Stelle zum Junker ins Pfarrhaus kommen.

Was will er mit uns allein thun? sagten die Kerls.

Was weiß ich? antwortete der Wächter.

Sie waren aber kaum fort, so fieng es an, den Gemeinen nicht ganz übel zu gefallen, daß er diese allein rufe.

Hans und Heini murmelten in den Bänken: Wenn er Schelme sucht, so hat er sicher die rechten.

Ein Leist sagte: Es wäre wohl gut, wenn er es mit diesen allein ausmachen würde, und uns Andere gehen ließe.

Einer, den sie Hallöri nannten, sagte: Es sind etliche unter ihnen, sie sind bei Gott schlimmer als der Vogt.

Einer, der Stickelhauer hieß, sagte seinem Nachbar ins Ohr: Ein Stück ab der Allmend wäre doch nichts so Schlimmes!

Sein Nachbar erwiederte: Wenn die Siebenzehn nicht wären, so würden unter den Andern nicht mehr sechs sein, die nicht auch gerne eins hätten.

Der arme Micheli sagte gar überlaut: Wir wollen doch nicht wider unser eigen Brot sein.

Etliche antworteten ihm: Wenn die nicht wieder zurückkommen, so ist dir kein Mensch dawider.

Aber die Hartknöpfe und die Ehrenverwandtschaft der siebenzehn Männer streckten die Köpfe gegen diejenigen, welche also redeten, so stark, und machten gegen sie so große Augen, daß das Wort den meisten, fast ehe es ihnen heraus war, im Halse erstickte.

Indessen suchte Arner die siebenzehn Männer im Pfarrhause mit Freundlichkeit zu einem freiwilligen Bekenntniß zu bringen; aber es war umsonst. Sie glaubten jetzt vielmehr, er fürchte sich, da er so um den Brei herum rede; und der Kalberleder unterbrach ihn sogar, fast ehe er ausgeredet hatte, und sagte: Wir wissen und begreifen nicht, weder was Sie sagen, noch was Ihre Klage ist.

Junker. Wer sind die „Wir", in deren Namen du redest?

Kalberleder. Ha, Niemand; ich rede nur in meinem Namen.

Junker. Nein, Kalberleder, ihr habt es abgeredet, und darum ist dir das „Wir" entronnen. Darüber aber verliere ich kein Wort. Ihr wollet meine Klage wissen? Sie ist diese: daß ihr das Gemeindgut veruntreut, die Gemeindrechnungen verfälscht, und mit Allem, was unter euern Händen war, wie meineidige, untreue Buben gehandelt habt!

Das war jetzt deutlich, und mehr und härter, als sie erwartet hatten. Sie sahen einander an, und eine Weile redete Niemand. Doch bald darauf sagte der Moosbauer: Ich für mich begehre Recht und Gericht wider diese Klage in aller Form und Ordnung. Die andern Bauern begehrten, zwar betroffen- aber doch aus Einem Munde, das Gleiche; und schlugen dem Junker ab, neben dem Hummel ein Wort auf Alles, was dieser anbringen möchte, zu reden. Der Junker warnte sie noch einmal; aber sie blieben standhaft, und behaupteten, sie seien unschuldig.

Es ist genug, sagte jetzt der Junker, und von dem Augenblick an seid ihr Gefangene. Ihr werdet nicht anders als mit einer Wache nach euren Plätzen an die Gemeinde zurückkehren; und es ist euch verboten, daselbst mit irgend Jemand weder über wenig noch über viel euch zu unterreden. Entfernt euch!

Die Wache folgte ihnen auf dem Fuße nach, und die Befehle, sie zu bewachen, waren scharf.

Aber der Renold, der bei ihnen war, stand zuhinterst und außer der Thüre. Die Andern drängten sich ihm mit Fleiß vor, damit er dem Junker nicht zu nahe unter die Augen komme; und da die Stube des Pfarrers klein war, so kamen die Hintersten nicht völlig hinein, und der Renold, dem das Herz so groß war, daß er, wenn er gekonnt hätte, wohl gerne hundert Stunden weit von Allem gewesen wäre, stand in einer Ecke in der Laube, weit von der Thüre, und wußte noch kein Wort von Allem, was vorgefallen war, als Arner jetzt laut der Wache befahl, sie zu begleiten.

An der Gemeinde ward es plötzlich mäusestill, als die Männer mit der Wache zurückka-

men. Freunde und Vettern standen jetzt um sie her, und fragten: Was ist das? Aber ihre Antwort „wir dürfen nicht reden" schlug allen denen, die mit ihnen läugnen wollten, den Muth nieder; und der Hartknopf, der jetzt wider den Hühnerträger, wie das letzte Mal wider den Pfarrer, eine Rede studiert hatte, sagte zu seinem Nachbar: Es ist heute nicht gut predigen.

Hundert siebenundvierzigstes Kapitel.

Der Unverstand der Gewaltigen pflanzt die Lügen des Volkes, aber ihre Weisheit macht die Menschen wahrhaft.

Indessen kam Arner, und befahl den Gemeindsgenossen niederzusitzen, und den Beklagten stehen zu bleiben. Dann erzählte er, daß die siebenzehn Männer, denen er wichtige Klagen, die er jetzt wiederholte, aus Freundlichkeit und Schonung im Pfarrhause eröffnet habe, sich mit ihrer Unschuld groß gemacht, und ihm sogar abgeschlagen hätten, in Gegenwart des Hummels sich auch nur zu verantworten; und daß er um deßwillen ihnen jetzt vor der ganzen Gemeinde sagen und zeigen wolle, wer und was sie seien. Dann befahl er dem Schreiber, aus dem Verzeichniß von den Diebstählen aus dem Schlosse diejenigen Artikel vorzulesen, welche diese siebenzehn Männer beträfen.

Der Schreiber las hierauf, wie folgt:

Im Wagenschopf des Richters Kienast stehen zwei Räder, die aus dem Schlosse gestohlen sind.

Des Kalberlebers Benne (Karren) ist aus dem Schlosse gestohlen.

Dem Kirchmeier Hoorlacher seine jungen Bäume sind aus den Schloßreben.

Des Moosbauers Güllenfaß ist aus dem Schloß. Es hält fünfzehn Saum und ist Nro. 44 aus dem vordern Keller.

Der Speckmolch hat einen Pflug, wovon alles Eisen noch jetzt das Schloßzeichen hat.

Die große Winde auf dem Rabserhofe ist aus dem Schlosse.

Des Hügis große Kuhschelle ist aus dem Schlosse.

So las der Schreiber fast eine Viertelstunde Sachen vor, die aus dem Schlosse gestohlen worden waren, und sich in den Häusern der Männer, die da standen, befanden. Von allen siebenzehn war außer dem Renold kein einziger, den diese Vorlesung nicht traf. Die Andern alle waren darüber sehr erschrocken; denn diese Punkte waren jetzt bestimmt, und sie wußten, daß, wenn sie diese läugnen würden, er gerade in ihre Häuser schicken könnte, sie zu überweisen.

Junker. Das ist gar nicht die Hauptsache! Aber es ist die Frage, ob ihr vorläufig das läugnen wollet.

Eine Weile antwortete Niemand; dann aber stand Kienholz auf, und sagte: Gnädiger Herr, wollten Sie uns eine Viertelstunde Bedenkzeit erlauben?

Man führe den Kienholz ins Gefängniß! war die Antwort des Junkers; und es geschah alsobald.

Die Übrigen standen jetzt da, und wußten, weder was sie sagen, noch was sie thun wollten. Aber es ward auf einmal in allen Bänken lautes Gerede; Freunde und Verwandte

riefen ihnen zu: Um Gottes willen! ihr sehet ja, daß er Alles weiß; warum bekennet ihr doch nicht? Doch sie standen noch da wie verstummt.

Aber der alte Renold, der wieder einer von den Hintersten war, drängte sich jetzt hervor, warf sich dem Junker zu Füßen, und sagte: Gnädiger Herr, ich bin ein alter, eisgrauer Mann; und Gott weiß, daß ich keinen Gefallen hatte an dem Übel und an der Bosheit, die unter uns geherrscht hat; aber was Sie klagen, ist wahr.

Der Junker antwortete ihm: Alter Mann, du dauerst mich mit deinen eisgrauen Haaren. Ich weiß, daß du unter Allen am wenigsten schuldig bist; und es ist mir leid, daß du mit Leuten verwickelt bist, die so viel gefehlt haben, und die noch nicht einmal wie du bekennen.

Renold. Gnädiger Herr, solche Umstände wie die unsrigen nehmen einem Herz und Sinnen.

Arner. Was für Umstände?

Renold. Sich schuldig zu wissen, und vor Angst doch nicht bekennen dürfen.

Arner kehrte sich jetzt zürnend gegen die Andern, und sagte: Warum widersprechet ihr dem Manne nicht, der wider euch zeuget?

Aber der Muth zu läugnen war ihnen jetzt entsunken. Sie warfen sich ihm zu Füßen, und baten um Gnade.

Als Arner sie so zu seinen Füßen sah, entsank ihm eine Thräne. Er trocknete sie vor allem Volke, und sagte: Einen traurigern Anblick kann ich mir fast nicht vorstellen! Dann wandte er sich wieder zu dem Renold, und sagte zu ihm: Alter Mann, stehe auf! Ich habe gegen dich keine Klage, als daß du zu diesen Sachen allen geschwiegen hast. Aber warum hast du das gethan, und deiner Obrigkeit solche Verbrechen, die dir seit zwanzig und mehr Jahren bekannt sein müssen, so lange verhehlt?

Der Renold wollte zuerst mit der Sprache nicht herausrücken, und antwortete: Gnädiger Herr, Sie möchten es übel nehmen, wenn ich es sagte, oder meinen, ich suche jetzt, da ich zum Bekennen genöthigt worden bin, noch Ausflüchte und Entschuldigungen.

Der Junker befahl ihm zu reden; aber der Renold bat den Junker, ein paar Schritte beiseits zu kommen, und sagte dann zu ihm: Unter Ihrem Großvater ist es unmöglich gewesen, über alle diese Unordnungen zu klagen, wenn man nicht muthwillig in sein eigenes Unglück hat rennen wollen.

Der Junker fragte ihn um Beispiele, und der Renold nannte den Bamberger und mehrere Andere.

Indessen kamen die, welche das Vieh zählen und das Heu messen mußten, wieder zurück.

Der Junker sah sie, und sagte zum Renold: Ich will heute noch mehr mit dir reden. Hierauf nahm er das Verzeichniß, das diese eben aufgenommen hatten, und verglich es langsam und genau mit der alten Aussage. Dann sagte er: Es sind ihrer zweiundzwanzig, die ihr Vieh und ihr Heu falsch angegeben haben, und von euch, ihr Sechszehn, die ihr wegen noch wichtigerer Verbrechen da knieet, mangelt in Gottes Namen auch hier kein einziger! Da er dieses sagte, seufzte er.

Die Zweiundzwanzig sind folgende: Der Geschworne Kalberleder; Christoph Kalberleder, sein Bruder; Jakob Kalberleder, der Dicke; der Geschworne Kienast; Joggel Kienast, der Metzger; der Geschworne Kienholz; Christoph Moosbauer; Hans Moosbauer; der Rabser-Bauer; der Rabser Kuri, sein Bruder; der Geschworne Speckmolch; der Sennbauer, sein Schwager; der Geschworne Meier; Meier, der Freßmolch genannt; der Geschworne Hügi; der Sigrist; der Schulmeister; der Rütibauer; der Lindenberger; der Kuhhändler Stoffel; der Stierenbauer Heinrich; des Roßrütschers Nöppi.

Hundert achtundvierzigstes Kapitel.

Ein Sigrist und ein Schulmeister, zwei Brüder dem Leibe nach und auch der Seele.

Der Sigrist und der Schulmeister waren keine Bauern, sondern der Eine ein Schneider und der Andere ein Schuhmacher; aber sie machten den Betrug aus lauter Hochmuth mit ihrem wenigen Vieh und Heu den andern Bauern auch nach. Es ist ihnen aber gar übel bekommen. Zum Spaß oder zum Unglück waren sie Beide, als der Vogt und die Männer ins Dorf kamen, bei Hause, der Eine wegen der Schule und der Andere wegen des Läutens. Sie wohnten unter einem Dache, und waren Brüder.

Der Sigrist hatte noch alles Heu, das er auf dem Kirchhofe bekam; und weil er kein Vieh hatte, verkaufte er alle Jahre das Heu um baares Geld. Aber er erschrak gar gewaltig, als die Männer ins Dorf kamen; denn er hatte angegeben, er habe nur ein Klafter Futter, und es waren mehr als zwei. Geschwind deckte er jetzt eine Ecke vom Heu mit so viel Strohwellen zu, als er nur hatte; und als die Männer in sein Tenn kamen, sagte er, die Kappe unter dem Arme haltend, und die Hände reibend: Ihr wisset wohl, ihr Herrn, ich mache keinen Halm Futter als ab dem Kirchhöflein; und das macht etwa ein Klafter, wie ich es angegeben habe.

Hühnerträger. Du verkaufst doch sonst alle Jahre zwei Klafter.

Sigrist. Es sind einmal jetzt gewiß nicht zwei.

Weibel. Wir müssen es messen.

Sigrist. Ihr könnt doch von Auge sehen, daß das nicht zwei Klafter sind.

Michel. Ist hinter diesen Wellen Stroh kein Heu mehr?

Sigrist. Kein Halm! ich versichere, kein Halm! Es ist Stroh, das ich schon zwei Jahre habe.

Ich kann es doch fast nicht glauben, sagte der Michel; und indem er es sagte, legte er etliche Strohwellen beiseits, und hinter den Wellen war Heu.

Das schmeckt nicht nach dem Kirchendienst, sagte der Michel; und der Weibel maß jetzt das Heu, und sagte dann: Es ist viel über zwei Klafter.

Der Sigrist erschrak darüber, und antwortete ihnen in einem giftigen Tone: Wenn ihr Jedermann so alle Winkel ausgesucht habt, so wird sich Mancher um ein Klafter geirrt haben.

Vogt. Wenn du nur zwanzig Klafter hättest, so würde es dann gar Nichts machen, wenn du schon um eins verirrt wärest.

Sigrist. Thut mir doch den Gefallen, und schweiget von diesem Klafter.

Michel. Das kann nicht sein; man muß Einen halten wie den Andern.

Sigrist. Du machst dich groß, Michel; aber du bist gar ein ehrlicher Mann!

Michel. Und du bist Sigrist!

Vogt. Es ist nicht möglich; wir müssen es anzeigen.

Jetzt giengen sie zum Schulmeister. Dieser hatte anstatt einer Kuh zwei angegeben; er wollte deßwegen den Vogt und seine Leute auch fast gar nicht in den Stall lassen. Als er aber zuletzt mußte, sagte er: Jä, ich habe jetzt einmal nur noch eine Kuh; die andere ist gestern fortgekommen.

Hühnerträger. Aber ich habe sie doch schon vor acht Tagen fortführen sehen.

Schulmeister. Du hast gewiß eine andere für die meinige angesehen. Es sind noch nicht vier Tage, seit die meinige fort ist; und dann wußte ich es nicht einmal, denn meine Frau hat den Stall unter den Händen.

Vogt. Das ist jetzt gleich viel. Wir können dir einmal jetzt nur eine aufschreiben, weil nur eine da ist.

Schulmeister. Wenn sie doch auch nur ein paar Tage fort ist —

Michel und Vogt. Wir können da nicht eintreten.

Schulmeister. Ihr wißt auch wenig, was es heißt, Barmherzigkeit erweisen.

Michel. Es heißt einmal nicht, um eines Thorenbuben willen Schelmenstreiche machen.

Schulmeister. Was will das sagen?

Michel. Das will sagen, daß du ein Narr warst, mit einer Kuh, die du nicht einmal hattest, am Vorgesetzten-Seil ziehen zu wollen.

Der Schulmeister hängte seinen Kopf, und sagte: Es ist zuletzt noch besser als am Hundsseil. Der Michel war nämlich vor Zeiten viel auf die Jagd gegangen.

Michel. Es giebt der Hundsseile allerhand.

Vogt. Wir wollen gehen, ehe es Feuer giebt.

Da aber die Schule jetzt zu Ende war, und es auch schon Mittag geläutet hatte, fanden der Sigrist und der Schulmeister, sie könnten jetzt noch an die Gemeinde gehen, und sich beim Junker entschuldigen, oder wenigstens verhüten, daß er nicht meine, sie seien deßwegen nicht an die Gemeinde gekommen. Und sie giengen wirklich mit dem Vogt und den Männern, die jetzt mit ihrem Geschäfte fertig waren, dahin. Aber ziemlich von ferne, schon oben an der Kirchgasse, sah der Sigrist die Siebenzehn auf den Knieen. Er erkannte nur den Junker, und sah nicht, was die Andern machten; und sagte daher zum Schulmeister: Es ist, wie wenn ein Dutzend vor ihm Gras ausrauften.

Der Schulmeister guckte auch hin, und ohne daran zu denken, daß der Hühnerträger neben ihm stehe, sagte er: Du Narr, ich glaube, er macht sie Hexenstückchen probieren. Der Sigrist stupfte ihn zwar, aber das Wort war heraus, und der Hühnerträger hatte es völlig verstanden. Dieser antwortete zwar Nichts, aber er blickte ihn an, als wenn er einen Schülerbuben und nicht einen Schulmeister vor sich hätte.

Indessen kamen sie näher zur Linde, und erkannten jetzt, daß es die Vorgesetzten seien, und daß sie vor Arner auf den Knieen lagen. Sie schlichen jetzt so langsam hinten nach, als wenn ihnen die Füße lahm geworden wären; und plötzlich wollten sie sogar wieder zurückkehren. Aber der Hühnerträger, der es merkte, und dem des Schulmeisters Hexenstücklein noch nicht recht lag, räusperte der Wache, und diese ließ sie nicht mehr zurück. Sie machten jetzt aus der Noth eine Tugend, und giengen, wohin sie mußten; aber sie setzten sich doch auf die hintersten Bänke, und hielten sich gar stille.

Hundert neunundvierzigstes Kapitel.

Er versteht das Fragen besser als sie das Lügen.

Nachdem der Junker das alte und neue Verzeichniß mit einander verglichen, und die zweiundzwanzig Männer, welche Heu und Vieh falsch angegeben, mit Namen genannt hatte, befahl er dem Weibel, die sechs, welche neben den sechszehn da standen, die schon bekannt hatten, hervor zu rufen.

Der Weibel that es, und ihrer vier kamen sogleich; aber der Sigrist und der Schulmeister zauderten.

Sind diese nicht hier? sagte der Junker.

Ja wohl sind sie hier, sagte leise der Meier.

Und „wohl freilich sind sie hier!“ riefen jetzt laut Etliche aus den hintersten Bänken.

Wer sagt Nein? antwortete der Sigrist; und er trat nun mit dem Schulmeister auch hervor, stellte sich dann ehrerbietig vor den Junker hin, machte in aller Ordnung eine Reverenz, und sagte dann, die Hände zusammenhaltend, und die Augen verkehrend: Ach, mein gnädiger Junker, ich mache doch auch keine Hand voll Futter, als ab dem armen Kirchhöfli; und hatte jetzt das Unglück, ob dem elenden Bischen Heu zu verirren, und es für weniger anzusehen, als es ist.

Der Junker sah ihn an, wie wenn er ihm sagen wollte: Du möchtest lügen, und kannst es nicht. Er ließ ihn einige Augenblicke so stehen und schwitzen; endlich sagte er: Du bist also verirrt, Sigrist?

Sigrist. Ja gewiß, wohlehrwürdiger Herr Pfarrer. *)

*) Es ist ein erschrockener Sigrist, dem der Leser verzeihen muß, daß er in diesem Zustande dem Junker „wohlehrwürdiger Herr Pfarrer“ sagt.

Junker. Um wie viel?

Sigrist. Um ein Klafter.

Junker. Wie viel hast du Futter ab deinem Kirchhöfli?

Sigrist. Sie sagen jetzt, es seien zwei Klafter; und ich muß es wohl gelten lassen.

Junker. So? aber es wird doch wahr sein, was sie sagen?

Sigrist. Ä ja.

Junker. Und wie viel hast du angegeben?

Sigrist. Ein Klafter.

Junker. Also eins weniger, als du hattest.

Sigrist. Ich bin in Gottes Namen verirrt.

Junker. Unter allen Schelmen, die da sind, ist doch keiner um das Halbe verirrt wie du.

Sigrist. Es ist mir leid.

Junker. Halt dein Maul!

Da er jetzt schwieg, fieng der Schulmeister an, und sagte: Ihr seid erzürnt, gnädiger Herr; aber ich bitte unterthänigst um ein Wort.

Junker. Zwei, wenn du willst, und auch viere; aber die Wahrheit, wenn es dir lieb ist!

O gewiß die Wahrheit! gewiß alle Wahrheit! sagte der Schulmeister; und erzählte dann, wie vor ein paar Tagen ohne sein Wissen die eine Kuh aus dem Stalle gekommen sei.

Junker. So? du bist also bei der Kuh verirrt, und dein Bruder beim Gras! Ihr seid Beide schöne Herrn.

Schulmeister. Es ist mir leid; aber ich habe einmal vergessen, daß der Metzger von Rebstal sie abgeholt hat.

Junker. Du mußt sehr am Gedächtnisse leiden!

Schulmeister. Die Zeit her gar sehr.

Junker. Ich hörte sonst immer, du habest ein gar gutes Gedächtniß, aber keinen Verstand.

Schulmeister. Es ist nicht mehr wie vor Zeiten. Überhaupt aber nimmt sich meine Frau fast allein des Stalles an; ich habe in der Schule zu thun.

Junker. Du hättest also deine Frau sollen angeben lassen, wie viel Vieh du habest.

Schulmeister. Es ist wahr; aber....

Junker. Ich brauche keine Aber. Du bist Schulmeister, und die Jugend des Dorfes ist in deinen Händen; und du hast mit kaltem Blute eine Meineid-Aussage zweimal bestätigt.

Schulmeister. Aber in Gottes Namen! man kann doch auch Etwas vergessen.

Junker. Schweige mit deinem „in Gottes Namen"! Kerl, wenn du nicht hättest betrügen wollen, du hättest in den Stall gehen können, zu sehen, ob du eine oder zwei Kühe habest; und ich meine, du solltest wissen, daß man schuldig ist, seine Augen zu brauchen, wenn man beim Eide Etwas aussagen will.

Man hätte glauben sollen, das wäre jetzt für Alle genug gewesen; aber der Kuhhändler Stoffel meinte es nicht. Er trat auf, und sagte: Aber ich, Junker, ich wenigstens bin völlig unschuldig; ich erwarte das Vieh, das ich angegeben habe, alle Tage.

Junker. Aber man hat dich doch nicht angefragt, wie viel Vieh du erwartest, sondern wie viel du jetzt habest.

Stoffel. Das ist wohl wahr; aber da ich das Vieh alle Stunden erwartete, so mußte ich wegen der Weide darauf zählen.

Junker. Nicht wahr, du hast acht Stücke mehr angegeben, als du hast?

Stoffel. Zu dienen, Ihr Gnaden.

Junker. Hast du diese acht Stücke schon wirklich alle gekauft?

Stoffel. Ganz sicher, Ihr Gnaden.

Junker. Von wem hast du sie gekauft?

Stoffel. Sie kommen mir von ungleichen Orten.

Junker. Auf wann erwartest du sie?

Stoffel. Spätestens in drei Tagen.

Junker. Alle acht Stücke?

Stoffel. Ganz sicher.

Junker. Ich hoffe, das sei wahr, was du mir da sagst.

Stoffel. Wenn die acht Stücke innert drei Tagen nicht kommen, so will ich es entgelten, wie es recht ist.

Junker. Dein Anbringen ist in seiner Ordnung, wenn es wahr ist.

In diesem Augenblicke standen jetzt noch ihrer vier auf, und sagten, sie hätten auch Vieh gekauft, und erwarteten dasselbe; aber die Mehreren trauten nicht, schwiegen, und wollten mit dem Vieh auf dem Wege Nichts zu thun haben. Hingegen der Schulmeister, der sich zuerst erklären ließ, was die Fünf aussagten, juckte jetzt auch noch auf, und sagte, er erwarte auch wieder ein Stück Vieh, und er habe das seinige nur vertauscht.

Junker. Du sagtest eben, du habest es an den Metzger verkauft.

Schulmeister. Das macht Nichts; er hat mir ein anderes versprochen.

So? sagte der Junker, und sah ihn spöttisch an; und fast in allen Bänken lachten die Bauern ob der Kuh, die der Schulmeister an den Metzger vertauscht hatte.

Den Andern aber, die vor ihm gesagt hatten, daß sie Vieh erwarten, war angst ob seiner Dummheit, die, wie sie meinten, ihnen das Spiel verderbe.

Der Junker aber nahm jetzt wieder das Wort, und sagte: Ich halte eure Entschuldigungen ganz

für gut, wenn sie wahr sind; aber nehmet euch in Acht, daß ihr nicht lüget.

Sie bestätigten wieder, daß es gewiß wahr sei.

Junker. Ihr saget es freilich; aber mir kann das nicht genug sein. Ich behalte euch Alle im Schlosse, bis es am Tage ist, ob ihr die Wahrheit oder die Unwahrheit geredet habt.

Das hatten sie jetzt nicht erwartet, und sie sahen einander an, wie wenn sie einander noch nie gesehen hätten.

Aber warum wollet Ihr uns nicht heim lassen? sagte Stoffel, der Kuhhändler.

Junker. Um des einzigen Grundes willen, weil ihr, wenn ich euch heim lasse, innert vierundzwanzig Stunden eine ganze Herde Vieh zutreiben könnet, ohne daß ihr jetzt ein einziges Stück davon gekauft habet.

Es entstand jetzt eine große Stille.

Junker. Was bedeutet diese Stille?

Es antwortete zuerst Niemand; nach einer Weile aber sagte der Stoffel: Jä, meine Käufe sind noch nicht alle vollkommen richtig.

Junker. Du sagtest doch so eben, daß dir das Vieh — nicht wahr, acht Stücke? — bis übermorgen sicher kommen werde.

Stoffel. Ja, wenn ich heimgehen kann, so bin ich sicher, daß mir dann alle kommen.

Junker. Aber da ich dich jetzt nicht heim lasse, so kommen dir jetzt nicht alle acht?

Stoffel. Nein, so bin ich nicht sicher, daß mir alle acht kommen.

Junker. Aber es kommen dir doch auch sicher sieben, wenn du da bleibst?

Der Stoffel antwortete kein Wort.

Junker. Siehe, wenn dir nur sechs kommen, so will ich zufrieden sein.

Aber es erfolgte wieder keine Antwort.

Junker. Es werden dir doch sicher fünf kommen?

Wieder keine Antwort.

Junker. Aber du antwortest nicht? Du wirst doch wohl sicher vier oder wenigstens drei erhalten.

Stoffel. Alle acht, wenn ich Bericht schicken kann.

Junker. Was für Bericht?

Stoffel. Nur, daß man sie mir schicken soll.

Junker. Aber gelt, ohne diesen Bericht kömmt dir kein einziges Stück?

Stoffel. Nein, ich glaube es nicht.

Junker. Ich glaube es auch nicht, und habe es nie geglaubt, so wenig als ich glaube, daß der Schulmeister dem Metzger seine Kuh vertauscht hat. Oder wie ist es, Schulmeister, wenn du im Schloß bleibst, kömmt dir dann die Kuh, die der Metzger dir an die deinige vertauscht hat?

Der Schulmeister antwortete kein Wort, und der Junker fuhr fort: Und ihr Andern, damit ich es kurz mache — nicht wahr, die ganze Herde Vieh, die ihr erwartet und gekauft habt, ist erlogen? und ihr habet geschwind heim gehen wollen, um euch durch den ersten besten Juden oder Christen, der zu euch gelaufen kommt, das Vieh, das euch mangelt, zutreiben zu lassen? Aber es ist traurig, daß ihr meinet, es sei dann Alles gut, wenn ihr eure Obrigkeit nur mit einem Lug hintergehen könnet. Schämet euch! Ich weiß, daß in allen diesen Bänken kein Mann sitzt, der nicht in seiner Seele überzeugt wäre, daß von Allem, was ihr mir habet angeben wollen, kein einziges Wort wahr ist; und doch habet ihr eine ganze halbe Stunde lang mir Alles, wie wenn es pure, reine Wahrheit wäre, vor der ganzen Gemeinde ins Angesicht behaupten dürfen; und wenn ich euch heimgelassen hätte, das Spiel auszumachen, so wäre es euch noch eine Freude gewesen, euer Gespött über mich zu treiben. Aber glaubet nur nicht, daß es Glück und Segen in euer Dorf und in eure Haushaltungen bringen werde, wenn ihr also mit eurer Obrigkeit umgehet.

In allen Bänken fieng jetzt das Volk an, unwillig zu werden, und zu sagen, sie hätten das nicht thun sollen. Selbst der Hartknopf gab ihnen jetzt Unrecht, und behauptete, wenn er hundert Klafter Heu gehabt hätte, so hätte er es angegeben. Er hatte freilich keinen Schuh breit Land, und war ein Strumpfweber. Aber seine Nachbarn antworteten ihm dennoch auf diese Rede, er drehe den Mantel nach dem Winde, und habe erst diesen Morgen noch gesagt: wenn es doch nur Gottes Wille sei, daß die Vorgesetzten glücklich seien, und ihnen nichts Unrechtes auskomme; woraus sich klar zeige, daß er gewußt habe, was sie im Schilde führen.

Hundert fünfzigstes Kapitel.

Jakob Christoph Friedrich Hartknopf, der Ehegaumer und Stillständer von Bonnal, wird fuchswild gemacht.

Das Geschwätz in den Bänken war so laut, daß der Junker es sah, und merkte, daß das Volk seinen Unwillen über die armen Sünder, die vor ihm knieten, zu äußern anfieng.

Junker. Ich wollte gerne, ich könnte denken, daß die übrigen in den Bänken viel besser seien als diejenigen, die vor mir stehen; aber es ist mir leid, daß ich sagen muß, daß es oben und unten im Dorf und in allen Ecken gleich stehet, und daß fast kein Haus im Dorfe ist, in dem nicht Kärste, Seile, Säcke und dergleichen Sachen, die ins Schloß gehören, versteckt sind. Und ich weiß, daß sogar der Eine und Andere von euch da vor meinen Augen in einem Rocke steckt, der mit Kornsäcken ab meiner Schütte gefüttert ist.

Diese Worte waren ihm kaum aus dem Munde, so legte der Hartknopf seinen Rock über die Hosen zusammen, daß man das Futter davon fast nicht mehr sehen konnte, und war feuerroth. Es war aber so auffallend, daß es seine Nachbarn links und rechts merkten, und ihm vorne und hinten die Zipfel umkehrten, das Futter zu sehen. Er war wie rasend, und er wußte auch warum; denn sie fanden ihm bald wirklich in einem Zipfel das Schloßzeichen am Futter. Darüber entstand ein so lautes Gelächter um ihn her, daß Arner fragen mußte, was es sei.

Der Hartknopf hat das Schloßzeichen im Rockfutter, rief Einer überlaut.

Hartknopf. Ich habe das Futter schon vor zehn Jahren gekauft.

Aber das Schloßzeichen ist von den neuen Säcken, die keine fünf Jahre alt sind; die alten Säcke hatten nur Striche, rief wieder Einer aus den Bänken.

Junker. Wenn ich du wäre, so würde ich den Rock jetzt heim tragen, damit es still würde.

Hartknopf. Gar gerne; aber ich habe ihn einmal nicht gestohlen.

Junker. Es kann nicht fehlen, daß das Tuch rechtmäßig in deinen Händen ist; denn du kennst das Schloßzeichen nicht.

Hartknopf. Ich weiß nicht, was der Schneider mir für Zeug zum Futter genommen hat.

Junker. So, der Schneider hat dir also das Futter dazu gegeben?

Hartknopf. Ja wahrlich, gnädiger Herr.

Junker. Was für ein Schneider?

Der Hartknopf besinnt sich. Ich weiß nicht, ich kann es nicht mehr sagen; doch wohl — der von Wylan hat mir den Rock gemacht.

Junker. Ist es wahr? muß ich ihn kommen lassen?

Hartknopf. Jä, er ist todt.

Junker. So? aber ist der Schneider von Bonnal, der hier ist, nicht dein Gevattermeister?

Hartknopf. Das wohl; aber er hat darum den Rock nicht gemacht.

Junker. Er ist also vergebens so roth geworden, seitdem von deinem Rocke die Rede ist? Aber ich mag weder seine noch deine Verantwortung anhören; was ich jetzt am liebsten sähe, ist, wenn du mit deinem Rock abziehen würdest, damit es stille würde.

Der Hartknopf gieng jetzt. Aber an der Kirchgasse wollte ihn der Wächter nicht weiter lassen, und da er nicht mit dem Wächter zurückgehen wollte, den Junker zu fragen, ob er ihn heimlassen dürfe, so mußte er beim Wächter warten, bis die Gemeinde zu Ende war.

Er setzte sich unter des Kienholzen großen Kirschbaum, erzählte dem Wächter sein Unglück, und bat ihn um eine Pfeife Tabak, weil er die seinige im Verdruß auf der Bank habe liegen lassen.

Hundert einundfünfzigstes Kapitel.

Arners Urtheil über die armen Sünder.

Nach einer Weile, da es wieder stille geworden war, verurtheilte Arner die sechszehn Männer, die er ins Pfarrhaus hatte kommen lassen, dahin, unter sich das Loos zu werfen, welche zwei von ihnen am nächsten Sonntage in der Kirche neben dem Vogt der Gemeinde vorgestellt werden sollten, als Männer, die an allen Verbrechen des Vogts Antheil genommen hätten. Den Renold, der der siebenzehnte war, entschuldigte er selber noch einmal vor den Andern, und ließ ihn von aller Ahndung frei. Über den letzten Betrug der zweiundzwanzig Männer mit ihrem Vieh und Heu sagte er: er sehe ihn nicht so sehr aus dem Gesichtspunkte an, als ob er gegen ihn geschehen sei, sondern vielmehr, weil die Armen bei dem Endzwecke, den man dabei gehabt, hätten leiden müssen; und in diesem Gesichtspunkte wolle er sie auch bestrafen. Er befahl hierauf dem Weibel, er solle von den ärmsten Männern aus der Gemeinde zwölf alte an die Plätze der Vorgesetzten setzen, und die zweiundzwanzig Männer sollen wegen ihres Vergehens gegen die Gemeinde hier öffentlich auf den Knieen vor ihnen um Verzeihung bitten.

Das geschah sogleich. Der Weibel gieng zu den Bänken, und sagte es einigen alten Männern. Einige kamen gerne, andere baten, daß er doch Andere suche, und sie sitzen lasse, wo sie seien. Der Kriecher drängte sich, ehe er ihm noch rief, hervor, wie wenn man ihm ein Stück Brot darstreckte.

Weibel. Willst du auch hervor?

Kriecher. Wie ihr meinet.

Weibel. Komm nur, wenn es dich so gelüstet!

Er hat doch auch gar keine Scham im Leibe, sagten seine Nachbarn.

Als die zwölf Männer bei einander waren, befahl der Junker der ganzen Gemeinde, das Haupt zu entblößen, und den zwölf Männern, sich zu setzen und die Hüte aufzusetzen. Da aber die meisten keine hatten, ließ er ihnen diejenigen der vorigen Vorgesetzten geben, die, wie er sagte, jetzt keine brauchten. Und der Weibel nahm zwölf Vorgesetzten die Hüte aus den Händen, und gab sie den Armen, die sie dann aufsetzten.

Nun mußten die zweiundzwanzig Männer, gegen die neuen Vorgesetzten gekehrt, niederknieen, und der Junker befahl, einem Jeden zuerst vorzulesen, was er bei seinem Eide dem Untervogt Meier an Vieh und Heu angegeben, und dann, was er wirklich besessen habe; und ein Jeder mußte in Ansehung beider Stücke laut und deutlich vor der ganzen Gemeinde bekennen, daß es so sei, wie es ihm vorgelesen worden.

Der Schreiber las jetzt: Der Geschworne Kalberleder hat zuerst zehn Klafter Heu angegeben, und jetzt sind es achtzehn. Ist es nicht so?

Kalberleder. Es ist so.

Schreiber. Weiter. Zuerst siebenzehn Stück Vieh, und jetzt zehn. Ist es nicht so?

Kalberleder. Es ist so.

Schreiber. Weiter. Christoph Kalberleder, sein Bruder, hat zuerst zwölf Klafter Heu angegeben, und jetzt neunzehn. Ist es nicht so?

Christoph. Es ist so.

Schreiber. Weiter. Zuerst vierzehn Stück Vieh, und jetzt neun. Ist es nicht so?

Christoph. Es ist so.

Schreiber. Weiter. Jakob, sein Bruder, der Dicke, hat zuerst neun Klafter Heu angegeben, und jetzt fünfzehn. Ist es nicht so?

Jakob. Es ist so.

Schreiber. Ferner. Zuerst dreizehn Stück Vieh, und jetzt acht. Ist es nicht so?

Jakob. Es ist so.

Schreiber. Der Geschworne Kienast hat zuerst dreizehn Klafter angegeben, und jetzt zweiundzwanzig u. s. w.

So fuhr er dann fort, dem Joggel Kienast, dem Metzger; dem Christoph Moorlauer; dem Hans Moorlauer; dem Rabser, dem Geschwornen; dem Rabser Kuri; dem Speckmolch; dem Sennbauer, dessen Schwager; dem Geschwornen Meier; dem Meier, Freßmolch genannt; dem Geschwornen Hügi; dem Sigrist; dem Schulmeister; dem Rütibauer; dem Geschwornen Lindenberger; dem Marx, seinem Bruder; dem Nierenbauer Heinrich; dem Roßrütscher Stoffel — vorzulesen wie den obigen, und nachdem er mit seiner Frage „ist es nicht so?“ und die zweiundzwanzig Männer mit ihrer Antwort „es ist so“ fertig waren, mußten sie noch, wie oben gesagt, bei einem jeden der zwölf Armen Abbitte thun.

Dann entließ Arner die Gemeinde; denn es war schon halb zwei Uhr. Auf den Schlag drei Uhr befahl er, daß die Gemeinde sich wieder versammeln solle.

Hundert zweiundfünfzigstes Kapitel.

Es war seine Speise, daß er höre und thue den Willen seines Vaters im Himmel.

Beim Mittagessen ließ Arner den Renold zu sich ins Pfarrhaus kommen, und bat ihn, ihm die Geschichte des Bambergers weitläufig zu erzählen.

Es entfiel dem Renold eine Thräne, da der Junker dieses forderte; denn der Bamberger war ihm von Jugend auf lieb gewesen, und er konnte ihm dieses Opfer der Wehmuth nicht vorenthalten. Dann erzählte er, wie der Bamberger von Kindsbeinen auf so gerad und treu gewesen sei, daß er deßwegen hundertmal für einen Narren gehalten worden sei; daß er aber doch bis in sein fünfunddreißigstes Jahr still, ruhig und ungekränkt gelebt habe, in welchem Jahre er von dem alten Junker sel. zum Vorgesetzten gemacht worden sei. Von dieser Zeit an habe er keinen Augenblick mehr in Friede und Ruhe leben können, und sei immer mit allen Vorgesetzten im Streit gewesen, weil er nie zu Etwas, das nicht den geraden Weg gieng, Hand bieten und ja sagen wollte. Besonders sei der Hummel wie wüthend hinter ihm gewesen, habe ihm von allen Seiten her allen nur erdenklichen Verdruß und Herzeleid angethan, und es so weit getrieben, daß sogar die Schloßdiener auf desselben Anstiften ihren Hunden den Namen Bamberger gegeben hätten, um ihn in allen Ecken zum Gespötte zu machen. Er erzählte weitläufig, wie das Alles ihn zuletzt so weit heruntergebracht habe, daß er Haus und Hof verlassen und ins Kaiserliche habe ziehen müssen, wo er erst vor ein paar Jahren in Armuth gestorben sei; wie er aber ein paar Wochen vor seinem Tode durch einen Landsmann noch habe heimsagen lassen, er wollte lieber unter den Türken sterben als zurückkommen, so lange es keine bessere Ordnung gebe.

Der Junker redete hernach auch wegen des Hummels mit dem Renold. Dieser sagte unverholen: das Übel sei vor dem Vogt schon eingewurzelt gewesen; und wenn im Schlosse Ordnung gewesen wäre, so wäre es mit ihm gekommen, wie mit hundert andern Müssiggängern; er hätte entweder fort aus dem Lande gehen müssen, oder die Noth hätte ihn beten und arbeiten gelehrt. Er sagte noch mehr; und der Junker, obgleich es ihm fast das Herz zerschnitt, ließ ihn reden, denn er sah, daß er die Wahrheit sagte.

Der Junker ließ sogar auch den Vogt eine Weile vor sich kommen, und der Renold drückte ihm freundlich die Hand, tröstete und ermunterte ihn. Das Gleiche thaten auch der Junker und der Pfarrer.

Da es nun bald drei Uhr war, bat der Renold den Junker, er möchte den sechszehn Männern das Looswerfen schenken, oder eher ihn auch unter sie stellen, damit sie keinen Groll gegen ihn faßten. Auch der Vogt bat für sie, und sagte die merkwürdigen Worte: Sie sind jetzt auf ihre Strafe nicht vorbereitet wie ich, und werden darüber nur wüthend werden. Der Junker dachte einen Augenblick nach, was er thun wollte; dann sagte er: Ich will es ihnen auf euer Fürwort schenken. Und der Renold und der Vogt dankten ihm herzlich.

Über diesen Gesprächen hatte Arner sein Essen beinahe ganz vergessen. Er war beladen

vom Gefühle des Guten, das im Innern der Menschen, die so tief gefallen waren, noch walte, nahm den Pfarrer bei der Hand, und gieng noch einen Augenblick mit ihm in den Garten. Sie redeten noch mit einander darüber, wie gleich die Menschen einander seien, und leicht der Beste werden könne, was der Schlimmste ist, und der Schlimmste, was der Beste ist. Und der Pfarrer sagte zum Junker: Ich will es ewig nicht vergessen, daß ich selber auf Wegen gewandelt bin, auf denen ich hätte werden können, was der Vogt geworden ist. Ja, lieber Junker, damals, da ich vier Jahre ohne Brot, ohne Verdienst und ohne Hülfe herumirrte, und wie ein Bettler vor das Schloß Ihres Großvaters kam, lernte ich, was der Mensch ist, und was er werden kann.

Der Junker umarmte jetzt den Pfarrer; dieser aber sagte nach einer Weile, wie in einer Art von Entzückung: Wir alle trinken an der Quelle des Elendes, die diesen Mann verheeret hat; und ein Gott ist's, der den Einen früher, den Andern später von dem Gift dieser Quelle heilet. Ihr Gift selbst wird dem Einen ein Geruch des Lebens zum Leben, dem Andern aber ein Geruch des Todes zum Tode; und wenn wir nicht auf jenes Leben hofften, so wäre der Zustand von Millionen Menschen, welche unter Umständen leben, die sie fast unwiderstehlich und unwiederbringlich ins Verderben stürzen, mit der Gerechtigkeit Gottes nicht zu vereinbaren, und der Mensch wäre die elendeste unter allen Kreaturen.

Ja, lieber Herr Pfarrer, sagte der Junker, wir wollen immer auf jenes Leben hoffen. Aber wenn wir Menschen sind, und Menschen bleiben wollen, so müssen wir es mit dem armen Volke der Erde, das wir Verbrecher heißen, anders anfangen, und ihre Besserung und Rettung als die erste Angelegenheit der Menschheit betrachten.

Das war das letzte Wort Arners, das er zum Pfarrer sagte, ehe er wieder an die Gemeinde gieng.

Hundert dreiundfünfzigstes Kapitel.

Wohin bringt den Menschen sein armes Herz, wenn er für dasselbe keinen Baum hat?

Ehe ich erzähle, was er da gethan hat, muß ich vorher noch ein Wort sagen, wie dieser Mittag auch den Bauern von Bonnal vorübergegangen ist.

Ihre Weiber und besonders die Weiber der Vorgesetzten konnten fast nicht erwarten, wie die Gemeinde abgelaufen sei, und sprangen ihren Männern aus Stall und Küche eilends entgegen, als sie heimkamen. Aber die Vorgesetzten, und überhaupt die zweiundzwanzig Männer, und was ihren Anhang ausmachte, waren nicht in der Laune, gute Antwort zu geben.

Kalberleder. Er ist mit uns umgegangen, wie wenn wir Hunde wären!

Moorlauer. Du Narr, wärest du mit uns gekommen, so hättest du es gesehen!

Es ist mir, ich sei aus dem Fegfeuer entronnen! sagte der alte Meier.

Speckmolch. Laß mich doch auch zuerst verschnaufen, ehe ich mit dir plaudern muß!

Kienast. Ich will jetzt lieber ins Bett gehen als essen!

Und so gaben gar alle ihren Weibern zuerst ungefähr solche Antworten. Doch es half Nichts;

ob sie verschnaufen oder ins Bett wollten, sie mußten doch erzählen; und es gieng keine halbe Stunde vorbei, so wußten die Weiber Alles haarklein, was begegnet war. Aber es erbaute sie gar nicht, und die meisten wurden wie wild.

Die Rabserbäuerin, die jede faule Birne unter den Bäumen aufliest, sagte selbst: Hundert Gulden Buße thäten mir nicht so weh wie dieses!

Die Kienholzin verschwor sich, Jahr und Tag nicht mehr in die Kirche zu gehen, und sich vor Niemanden mehr zu zeigen.

Die Speckmolchin heulte, daß sie jetzt just auf den Sonntag Gevatter stehen sollte, wo ihr Mann vielleicht unter die Kanzel stehen müsse.

Die Kalberlederin brachte just ihren Schweinen das Mittagessen. Die guten Thiere streckten wie gewöhnlich, als sie kam, ihr und dem Fressen die Köpfe so weit aus dem Troge entgegen, als sie nur konnten; aber die Frau schlug ihnen mit der Kelle auf die Schnurre, daß sie bluteten.

Die Moorlauerin warf den Hut ihres Mannes, den der Bettelmann Riggeli heute aufgesetzt hatte, den geraden Weg ins Feuer. Sie wollte zwar nicht, daß es Jemand wissen solle; aber der Hut stank so sehr, daß, wer immer nahe beim Hause war, hinzukam, und fragte, was so rieche. Hinter dem Haus sagte das Elseli dem Hans Löli geradezu die Wahrheit. Vor dem Haus fragten ihrer drei oder vier, was das sei. Ihr Narren, ein Bein, das man ins Feuer geworfen hat, antworteten der Mann und die Frau. Aber der Löli kam eben dazu, und sagte: Ja, ich weiß es besser, dein Hut riecht so; deine Frau hat ihn dir verbrannt. Wer sagt das? schrie die Moorlauerin. Euer Elseli, antwortete Löli. Jetzt schmiß die Frau das Fenster vor Zorn zu, und schlug dem Elseli die Hand auf das Maul, daß es noch stärker blutete als der Kalberlederin ihre Sau. Eine Weile darauf aber besann sie sich, der Mann brauche um drei Uhr wieder einen Hut, und das Elseli, das kaum verschnaufet hatte, mußte jetzt eilends zum Hutmacher, einen zu holen. Aber der war noch nicht vom Markte heimgekommen, und die Frau wußte vor Angst nicht, was sie machen solle. Sie schickte das Kind jetzt noch zum Dreher, der ihnen schuldig war, und ließ ihn bitten, er solle doch dem Vater den Gefallen thun, und ihm den seinigen leihen; aber dieser war schon an der Gemeinde, und der Moorlauer mußte also in der Kappe an die Gemeinde gehen, und sich da wegen des verbrannten Hutes auslachen lassen.

Hundert vierundfünfzigstes Kapitel.

Jetzt gar eine Ohnmacht um des armen, zaumlosen Herzens willen.

So sehr hatten diese Neuigkeiten die Weiber der Dorfmeister in Bonnal verwirrt. Eine Weile konnten sie vor Verdruß nicht erzählen, wie es auch ihnen während der Zeit ergangen sei; dann aber fiengen sie doch an, daß sie den verdammten Hexenmeister für des Teufels Gewalt hätten in ihre Häuser hineinlassen müssen.

Besonders klagte über dieses Unglück die junge Kalberlederin. Sie hatte bei Jahr und Tag einen gar großen Glauben an den Johann Jakob Christoph Friedrich Hartknopf, den Chorrichter

und Ehegaumer in Bonnal, den sie bei Tag und Nacht bei sich im Hause stecken ließ. Diese sagte dann ihrem Manne: sie habe sich dawider verflucht und verschworen, und es jetzt doch thun müssen, und ob ihr das nicht an ihrer Seligkeit schaden könne. Du mußt den Hartknopf darüber fragen, antwortete der Mann. Das will ich auch, sagte die Frau. Ich glaube dir es, erwiederte der Mann; und erzählte ihr dann, daß der Prophet, wie er ihn nannte, an der Gemeinde wegen des gestohlenen Rockfutters erbärmlich zu Schanden gemacht worden sei; und setzte hinzu, er wolle ihn mit dem Hunde vom Hause wegjagen, wenn er wieder kommen würde. Aber die Frau fiel ob dieser Erzählung beinahe in Ohnmacht; und ob der Drohung, daß ihr Prophet nicht mehr zum Hause kommen dürfe, vergaß sie vollends, weiter daran zu denken, ob es ihr nicht etwa an der Seligkeit schaden könne, daß sie den Schwur in Hinsicht des Hühnerträgers nicht habe halten können.

Viele andere Weiber fragten auch, und einige gar ängstlich, ob denn mit dem Sonntage gar Alles aus sei, und ob der Junker dann weiter Nichts nachforsche. Einige von den Hochmüthigen erkundigten sich auch, ob sie jetzt den Hühnerträger für einen ehrlichen Mann halten, und Alles mit der Weide und der letzten Gemeinde liegen lassen sollten, wie es liege, und wie es der Junker und ein paar Bettelbuben gerne sähen.

Unter den Gemeinen aber war es in vielen Stuben gar lustig. Mehr als ein Dutzend thaten Thüren und Fenster zu, und verspotteten dann vor ihren Weibern die Herren Vorgesetzten, wie sie den Bettelmann Riggeli und Compagnie hätten um Verzeihung bitten müssen; wie man ihnen einen großen Schelmenbrief vorgelesen habe, und wie sie zu Allem „es ist so," „es ist so" hätten sagen müssen. Der Eine habe das Maul verbissen, der Andere habe es herabgehängt, der Dritte habe gezittert, der Vierte mit den Füßen gestampft. Viele tranken auf Arners Gesundheit, und auf die künftigen Jahre, wo sie, wenn der Junker so fortfahre, will's Gott ruhiger Brot haben würden; und viele Weiber und Kinder weinten Freudenthränen ob diesen Erzählungen.

Hundert fünfundfünfzigstes Kapitel.

Die wahre Regierungsweisheit wohnet in Menschen, die also handeln.

Nachmittags legte der Junker der Gemeinde seinen Plan wegen der Weidvertheilung vor, zeigte ihnen, was sie nie wußten und nie dachten, daß nämlich mit den Quellen in den Sumpfgräben mehr als der dritte Theil dieser Weide zu gutem Mattland gemacht werden könne; und bewies überhaupt, daß durch diese Vertheilung ein jeder Gemeindsgenosse vier- bis fünfhundert Gulden wahres Eigenthum erhalten werde. Er nahm die Kosten der Wasserleitung, die sich nach vorläufiger Schätzung auf sieben- oder achthundert Gulden belaufen möchten, auf sich, und bestimmte dafür einen Bodenzins, auf eine halbe Juchart Mattland vier Batzen, um sich den Zins von den vorgeschossenen siebenhundert Gulden zu vergüten. Er versicherte dabei die Gemeinde, daß sie zu ewigen Zeiten von diesem Lande dem Schloß keine weitern Abgaben zahlen

müsse. Über diesen Punkt drückte er sich deutlich also aus: Das Land ist euer, und euch von euren Vorfahren als Gemeindegut, auf dem keine Abgaben hafteten, hinterlassen worden; und ich will Nichts weniger, als euch an diesem euren Rechte kränken. Die erste Pflicht des Menschen ist, der Armuth seiner Mitmenschen, wo er kann, aufzuhelfen, damit ein Jeder ohne Drang und Kummer des Lebens Nothdurft erstreiten möge; und diese erste Pflicht des Menschen ist besonders die erste Pflicht derjenigen, die Gott zu Vätern über Andere gesetzt hat. Dann sagte er ihnen noch: er wolle auch die Bäume, die sein Großvater auf diesem Ried gepflanzt habe, unter sie vertheilen, und Jedermann mit jungen Bäumen aus dem Schloßgarten versehen.

Das Volk erkannte jetzt seinen Vater, und dankte laut. Er aber überließ sie eine Weile ihrer Freude.

Hundert sechsundfünfzigstes Kapitel.

Ein Kläger, dem die Sonne scheint.

Mitten im Jubel des dankenden Volkes trat dann der Hühnerträger von Arnheim auf, und der Junker rief: Stille! Das Volk gehorchte, und Christoph klagte, wie er doch sein Lebetag keinem Kinde Etwas zu Leide gethan, und über die fünfzig Jahre mit Jedermann in Friede und Liebe gelebt habe, aber jetzt auf einmal ein Hexenmeister sein solle, und von seinen besten Leuten geflohen werde, wie wenn er die Pest mit sich herum trüge.

Der Junker sah einen Augenblick zu, was diese Klage jetzt für einen Eindruck machen werde. Die Bauern stießen die Köpfe zusammen, und einige sagten überlaut: Das Hexenwesen wird jetzt bald vergessen werden, da die Gemeindweide vertheilt ist. Der Junker that, wie wenn er das nicht hörte, und drohte ihnen, den Mann zu ihrem Sigrist zu machen, wenn sie fortfahren würden, ihn unter dem Titel, als ob er ein Hexenmeister sei, um sein tägliches Brot zu bringen. Glauben kann ein Jeder von euch, was er will; aber einen Andern mit eurem Glauben zu kränken, und ihm Unrecht zu thun, davor will ich euch bewahren, sagte er zu ihnen; und wiederholte: Wenn ihr den Mann nicht wie vorhin in eure Stuben und Ställe hinein lasset, so will ich ihn euch bei euren Taufanläßen und Hochzeiten an die Seite stellen.

Es wird ihm Niemand Etwas weiter machen, sagte das Volk laut in allen Bänken.

Dann sprach Arner: Ich will auch hierin Nichts weniger als euch Unrecht oder Gewalt anthun. Wenn Jemand eine Klage wider den Mann hat, und von ihm etwas Schlechtes und Ungebührliches weiß, so redet; und ich will ihm keinen Schutz geben.

Aber es war Niemand, der Etwas wider ihn wußte.

Nach diesem sagte der Junker: Es wundert mich doch, ob auch kein einziger von den Vorgesetzten und übrigen Angeklagten empfinde, daß es jetzt Zeit wäre, unverholen selber zu bekennen, es sei mit dem Hühnerträger ein abgeredtes Spiel, und darauf abgesehen gewesen, die Allmend-Vertheilung zu erschweren.

Die Vorgesetzten sahen einander an; und der Renold, der unter ihnen saß, bat links und rechts, sie sollten sagen, was an der Sache sei;

und sie folgten jetzt, das erste Mal in ihrem Leben, dem guten Manne. Sie begriffen den Vortheil des Augenblicks, den Junker, den sie nicht meistern konnten, wieder gut zu machen. Ihrer Vier standen auf, und bekannten: Ja, es ist wahr, wir haben nur die Allmend-Vertheilung hindern wollen, und im Herzen den Hühnerträger so wenig für einen Hexenmeister gehalten als ein Kind im Mutterleibe.

Es freute den Junker, ihnen die Schelmenlarve also abgezogen zu haben; und alles Volk stand jetzt betroffen und über sie aufgebracht da. Dann erzählte der Junker der Gemeinde noch die Geschichte mit des Hoorlachers Gespenst, ließ dann den Hügi, den Kalberleder, den Wächter und den Michel hervortreten, und bekennen, daß Stück für Stück Alles wahr sei, was er gesagt habe.

Hundert siebenundfünfzigstes Kapitel.

Ein Doktor in der Perüke, auf einer Tragbahre und im Bette.

Während dem kam der Hans aus dem Pfarrhaus, seinem Herrn zu sagen, die Vögtin habe eine Ohnmacht über die andere, und lasse bitten, daß ihr Mann zu ihr heim dürfe.

Der Pfarrer sagte dem Junker die Umstände der Krankheit und die Wirkung der Himmelstropfen; und der Hans konnte sich nicht enthalten, beizufügen, die Vögtin merke jetzt selber, daß sie von diesen Tropfen vergiftet worden sei.

Aufgebracht fragte jetzt schnell der Junker, ob der Henkerskerl an der Gemeinde sei.

Daheim ist er, sagten etliche seiner Nachbarn; und der Junker sandte im Augenblick den Weibel zu ihm mit dem Befehl, daß er hieher kommen solle.

Der Treufaug gab diesem zum Fenster hinaus Antwort, und fragte, was er mit ihm wolle. Sobald er aber merkte, daß es die Vögtin antreffe, beliebte es ihm nicht, mit dem Weibel zu gehen, und er sagte zu ihm: Du weißt, wenn es auf den Abend geht, so ist es zu spät für mich, um Rede und Antwort zu geben; und heute habe ich so viel getrunken, daß ich den Mann auf dem Brunnenstock für den Junker ansehen könnte, wenn ich an die Gemeinde gehen müßte. Darum ist es besser, ich bleibe daheim. Sei doch so gut, und sage dem Junker, ich liege im Bette, und es sei mir gar nicht wohl; aber ich wolle morgen oder übermorgen ins Schloß kommen, wenn er wolle.

Der Weibel, der den Treufaug haßte, brachte dem Junker die Antwort, just wie sie ihm gegeben wurde; nämlich er habe ihm zum Fenster hinaus in der Perüke gesagt, er liege im Bette, sei krank u. s. w. Doch von dem Brunnenstocke sagte er Nichts.

Der Junker, der sich längst vorgenommen hatte, den Treufaug beim ersten Anlaß zum Gespötte zu machen, rief jetzt den Flink, und befahl ihm, den kranken Kerl auf einer Tragbahre im Bette hieher zu bringen, und auf keine andere Art, er möge sagen, was er wolle.

Es träumte aber auch dem Treufaug selber vom Bösen wegen seiner Antwort. Sobald der Weibel fort war, nahm er sein altes Perspektiv von der Wand, und guckte auf den Gemeindplatz hinunter, um zu sehen, wie der Weibel mit dem Junker rede. Er sah ihn, wie er vor ihm stand, und merkte augenblicklich an seinem Munde, daß er das Gespötte mit ihm treibe;

und es erschütterte ihn, wie wenn er das Fieber hätte, daß der Weibel ihn wie ein untreuer Ketzer verrathe. Aber da er jetzt noch gar den Harschier zum Junker hervortreten sah, fiel ihm das Fernglas fast aus der Hand und zum Fenster hinaus. Was ihm in der Angst in den Sinn kam, war, er müsse ins Bett gehen, damit er darin sei, wenn allenfalls der Harschier kommen sollte. Aber ehe er gieng, nahm er das Fernglas noch einmal, und sah jetzt viele Leute mit Tragbahren beim Junker stehen.

Es dünkte die jungen Bursche lustig, den Herrn Doktor im Bett unter die Linde zu bringen. Sie sprangen zu Dutzenden, und brachten eine Menge Tragbahren.

So viele Tragbahren müssen etwas Anderes bedeuten, dachte der Doktor, athmete Etwas leichter, und gieng nicht ins Bett, sondern in den Keller, um in einer Weinflasche Trost wegen seines Schreckens zu holen. Er hatte sie aber kaum heraufgebracht und auf den Tisch gesetzt, so pochten der Flink und die Bursche mit der Tragbahre an seiner Thüre; und es ward dem Doktor grün und schwarz vor den Augen, als er dieses Volk vor seiner Thüre sah. Was wollt ihr hier mit eurer Tragbahre? rief er stotternd vom Fenster hinunter.

Wir müssen dich auf derselben zum Junker tragen, antworteten die Träger; und die jungen Bursche, die mitliefen, erhoben ein lautes Gelächter.

Aber der Flink rief ernsthaft: Macht uns auf; ihr müßt mit uns!

Der Treufaug, beinahe ohne zu wissen, was er that, öffnete jetzt die Thüre.

Sie giengen jetzt hinauf, und der Flink berichtete ihm in Form und Ordnung, was jetzt sein müsse.

Er aber fluchte, und sagte, er vermöge ja zu zahlen, und wenn es tausend Gulden und mehr koste, wenn er Etwas verfehlt habe; so aber lasse er sich nicht behandeln.

Die jungen Bursche antworteten ihm: der Junker thue das nur, um ihm zu schonen, weil er gehört habe, daß er krank sei, und im Bette liege. Der Flink aber sagte, er solle Vernunft gebrauchen, und gutwillig thun, was sich nicht ändern lasse. Aber der Treufaug war wie wüthend, fluchte forthin, und sagte, daß er nicht so mit sich umgehen und sich nicht tragen lasse. Zuletzt war der Flink müde, und sagte, wenn er nicht gutwillig kommen wolle, so müsse er ihn binden.

Bei Gott! sagte der Treufaug, probiere es einer, und rühre mich an; er wird dann erfahren, was ihm begegnet. Aber ohne ein Wort zu antworten, faßte ihn jetzt der Flink tüchtig beim Arm.

Jesus! Jesus! der Arm thut mir wehe! ich will ja kommen! sagte nun der Doktor, saß schluchzend und heulend auf die Tragbahre, und ließ geduldig seine Bettdecke über sich legen und sich forttragen.

Hundert achtundfünfzigstes Kapitel.

Ein aufgelöstes Räthsel und Arners Urtheil über einen privilegierten Mörder.

Sie giengen mit ihm zum Spott den weitesten Weg, über den Kirchhof. Der Kuni Friedeli und der Rütihans trugen ihn. Sie waren aber noch nicht weit, so that auf einmal dem Kuni Friedeli der Arm wehe. Der Doktor schien ihm zehnmal schwerer als im Anfang. Der

Kopf war ihm voll von der Drohung, die er gegen diejenigen ausgesprochen hatte, die ihn anrühren würden, und meinte aufs wenigste, der Arm werde ihm für sein Lebtag lahm werden. Fast ohnmächtig stellte er den Mann unter der Linde ab, und griff hastig nach dem Orte, wo ihn der Arm schmerzte; und fand dann, daß ein messingener Knopf an seinem Wams just zwischen das Tragband und das Schulterbein gekommen war, und ihn gedrückt hatte.

Der Junker hatte dem Treufaug schon etliche Mal seine Henkerstropfen zu brauchen verboten; jetzt aber verbot er es ihm nicht mehr. Brauche sie von jetzt an, so viel du willst, und so viel du kannst, sagte er zu ihm, und laß dir dafür bezahlen, was die Narren dafür zahlen wollen; ich will dir hierin Nichts mehr in den Weg legen. Das Einzige, was ich von dir fordere, ist dieses: wenn Jemand unter deinen Händen stirbt, so mußt du ihm sein Grab machen. Da du aber alt, abgesoffen und vom Husten geplagt bist, daß du wohl nicht mehr graben magst, so will ich dir auch in diesem Stücke schonen. Du kannst, wenn du graben solltest, nur einem Taglöhner deinen grauen Rock mit den vielen Knöpfen und deine schwarze Perücke leihen; und dieser kann dann in diesem Aufzuge für dich deinem Verstorbenen das Grab machen. Aber du mußt auf einem Stuhle neben ihm sitzen, vom ersten Karststreich an, bis er damit fertig ist; und das muß sein! Und wenn du mir Jemand verschweigst, der unter deinen Händen gestorben ist, so sperre ich dich in einen Ort ein, wo du weder Sonne noch Mond sehen wirst.

Hiemit kehrte er sich von ihm weg, und ließ ihn gehen.

Hundert neunundfünfzigstes Kapitel.

Arner genießt wieder den Lohn seiner Arbeit.

Damit endete sich dem Arner der Abend des Rechtstages. Er entließ jetzt die Gemeinde, und ritt dann heim.

Im Angesicht seiner Burg glänzte die untergehende Sonne ihm entgegen. Arner erinnerte sich ihres Aufganges und seines Morgengebetes, und sagte dann, an sie hinstaunend: Gottlob, ich kann sie mit frohem Herzen untergehen sehen!

Die letzten Stunden dieses Tages waren ihm Wonne einer noch nie also genossenen Wollust. Noch nie hatte er in der Umarmung seines Weibes und seiner Kinder sich edler und größer gefühlt; denn er hatte noch nie so viel Gutes gewirkt wie heute.

Hundert sechszigstes Kapitel.

Es nahet ein Todbett.

Ich kehre von ihm weg zu der Hütte der Sterbenden. Ihr Mann lag in stummem, stillem Schweigen vor ihrem Bette. Sie bot ihm tröstend die Hand, nahm von ihm Abschied, wünschte ihm Gottes Segen, und bat ihn noch um Verzeihung.

Vogt. O Gott! ich muß dich um Verzeihung bitten; ich bin an deinem Elende Schuld.

Vögtin. Und ich nicht weniger an dem deinen.

Jetzt weinten Beide heiße Thränen. Nach einer Weile kam auch der Pfarrer zu ihnen. Er saß neben sie hin, und vergoß Thränen, wenn sie weinte; redete kein Wort, wenn sie Schmerzen hatte; und war immer auf das, was sie jeden Augenblick nöthig hatte, aufmerksam.

So war es bei allen Kranken; denn er glaubte, man müsse mit dem reinsten menschlichen Sinne den Grund der heiligen Lehre legen, ehe man ihre Worte in den Mund nehme. Er machte überhaupt immer gar wenig aus Worten, und sagte, sie seien wie der Rauch Zeichen des Feuers, nicht das Feuer selbst; und je reiner das Feuer, desto weniger Rauch; und je reiner die menschliche Lehre, je weniger Worte. Er sagte: Das viele Wortwesen ist ganz und gar nicht für den gemeinen Mann. Je mehr Worte, desto schwächer drückt man für ihn aus, was man für ihn im Herzen hat. Die vielen Worte bringen ihm Alles durch einander, und heben ihm jeden Augenblick hundert Nebensachen über die Hauptsache empor. Aber die Menschen unserer Zeit sind von früher Jugend an an das arme Wortwesen wie verkauft, und haben fast keinen Sinn mehr für den wortleeren, reinen Ausdruck der innern Güte und Frömmigkeit der Menschen, durch welche die äußern Zeichen derselben geheiligt werden.

Mein guter Pfarrer mußte sich Jahre lang bei seinen Bauern gleichsam entschuldigen, daß er nicht allemal fast in eben dem Augenblicke, da er zur Stube hereintrat, überlaut zu beten anfieng; aber nach und nach gewöhnten sie sich doch an ihn. Sein wehmuthsvolles Schweigen, sein inniges Theilnehmen, sein Antlitz voll Liebe und Glauben drückte am Todbette den Menschen mehr, als keine Worte es konnten, den Geist seiner Lehre, das Glück und die Pflichten dieses und das Glück und die Hoffnungen jenes Lebens aus. Es war sein Grundsatz: nur derjenige, welcher aufmerksam auf die Umstände und Bedürfnisse des Menschen in diesem Leben ist, kann ihnen die Lehre von jenem Leben wohl ins Herz prägen. Deßwegen suchte er seinen Nebenmenschen, so viel er konnte, das zu sein und das zu geben, was er sah, daß in jedem Augenblick für sie das Beste sei; und es war seine Gewohnheit, gar viel und gar lange zu sehen und zu hören, was der Mensch selber suche, wünsche, denke, verstehe und sei, ehe er viel mit Jemand redete.

So kam es, daß er bei seinen Pfarrkindern gewöhnlich, und sogar beim Kranken- und Todbette völlig da saß wie ein anderer Mensch, und meistentheils unter allen, die da waren, am wenigsten redete. Wenn er dann aber redete, so war er auch mit ganzer Seele bei jedem Worte, das er sagte; und es war, wie wenn er in den

Geist der Sterbenden hineindringen, aus ihm herausbringen, und ihm auf die Zunge legen könnte, was er nur wollte. Auch waren in allen Haushaltungen die Todbette unvergeßlich, bei denen er gegenwärtig gewesen war.

Er äußerte den Wunsch, und die Vögtin hatte das Wort schon auf der Zunge, daß sie alle Armen, denen sie Unrecht gethan, noch bei sich sehen möchte.

Von ihr weg gieng der Pfarrer heute noch zum Treufaug, nahm aber vorher über sich, den Vogt beim Junker zu entschuldigen, wenn er diesen Abend die Armen, die seine Frau zu sehen wünschte, zu sich bitten wolle.

Hundert einundsechszigstes Kapitel.

Wer von Herzen gut ist, richtet mit den Leuten aus, was er will, und bringt sie, wozu er will.

Der Treufaug schnurrte den Pfarrer an, und fragte ihn zum Willkommen, was er jetzt heute noch bei ihm wolle.

Euch für jetzt einen guten Abend wünschen, wenn ihr es wohl leiden möget, erwiederte der Pfarrer, und sah ihn steif an.

Der Doktor war sogleich freundlicher, leerte einen Stuhl von Kräutern und Schachteln, die darauf lagen, und hieß den Pfarrer sich setzen.

Dieser fieng dann sogleich an, von der Vögtin zu reden. Der Doktor kam aber im Augenblick in Eifer; behauptete wie wild, er sei unschuldig, und man thue ihm Unrecht; und sagte dann, es könne keiner Etwas wider den Tod, und es stürben den andern Doktoren auch Leute wie ihm oder noch mehr.

Pfarrer. Eure Arzneien setzen die Menschen zwischen Leben und Tod.

Treufaug. Ihr schulmeistert da über Etwas, wovon ihr Nichts versteht. Alle guten Arzneien müssen angreifen.

Pfarrer. Ihr habt kein Gewissen, und versteht selbst am wenigsten, wie und wo die Arzneien angreifen müssen.

Treufaug. Die Andern verstehen nicht mehr als ich; und ich habe mein Gewissen im gleichen Kasten, wo sie es haben.

Es gieng eine Weile in diesem Tone fort; endlich aber wurde der Pfarrer lebhaft, und sagte: Die Umstände mit der Vögtin sind so, daß wenn man sie aufschneiden wird, so kommt, so gewiß der Tag am Himmel ist, heraus, daß ihr sie vergiftet habt.

Sobald das Wort „aufschneiden" dem Pfarrer zum Munde heraus war, wurde der Treufaug betroffen; er änderte seine Sprache, und sagte ganz demüthig: Ich habe in Gottes Namen mein Möglichstes gethan; und wenn mein Leben darauf gestanden wäre, ich hätte nicht mehr thun können, und es nicht besser machen können, als ich es gemacht habe.

Aber auch das ließ ihm der Pfarrer nicht gelten. Er sagte zu ihm: Ihr seid jetzt mehr als drei Tage nicht zu ihr gegangen, und habt sie liegen lassen, wie kein ehrlicher Viehdoktor ein krankes Stück Vieh liegen läßt, wenn er sich desselben einmal angenommen hat.

Der Treufaug wollte allerhand Ursachen vorbringen, warum er diese drei Tage nie zur Vögtin gekommen sei; aber er stockte.

Der Pfarrer erwiederte ihm: Die einzige Ursache ist diese, daß ihr gesehen habt, was die Arznei wirkte. Und er trieb ihn so sehr in die Enge, daß er zuletzt fast gar Nichts mehr sagen konnte als: Ihr seid doch auch gar zu böse mit mir, Herr Pfarrer.

Pfarrer. Ihr müßt keine Arzneien mehr geben, wenn ihr wollt, daß ein ehrlicher Mensch von Herzen gut mit euch sein und bleiben kann.

Treufaug. Ich habe doch schon Leuten geholfen, denen sonst Niemand geholfen hat; und habe gewiß Arzneimittel, die sonst Niemand hat, und die gut sind. Soll ich jetzt diese Mittel in den See werfen, oder mit mir ins Grab nehmen?

Pfarrer. Auch dieß ist nicht meine Meinung.

Treufaug. Was ist denn eure Meinung?

Pfarrer. Daß ihr einen verständigen Arzt suchen, ihm eure Erfahrungen mittheilen und eure Arzneimittel offenbaren solltet.

Treufaug. Das heißt: ich soll mir selbst das Stück Brot vom Munde wegnehmen, und es einem Andern geben. Meinet ihr, daß das mir zuzumuthen sei?

Pfarrer. Je nachdem man die Sache ansieht.

Treufaug. Wie meinet ihr das?

Pfarrer. Ei so. Ich glaube, ihr könnet vor Gott mit gutem Gewissen nicht sagen, daß ihr ohne Gefahr für das Leben eurer Mitmenschen euer Handwerk treibet. Wenn ihr das nicht könnt, so müßt ihr es aufgeben, oder kein ehrlicher Mann sein. Und wenn ihr es aufgeben müßt, warum wollt ihr das Gute, das in eurer Hand ist, nicht zum Besten eurer Nebenmenschen Jemand schenken, der es benützen kann?

Der Treufaug schweigt noch immer, und der Pfarrer fährt fort: Mein Lieber, denket, ob ihr auf eurem Todbette nicht wünschen werdet, für die Menschen, die ihr durch ein unvorsichtiges und unvernünftiges Behandeln ins Grab gebracht habt, auch etwas Gutes gethan, und für das Leben und die Wohlfahrt auch etwas Gutes aufgeopfert zu haben.

Der Treufaug hatte bis jetzt seine Augen gegen den Boden gerichtet, und kein Wort geredet; aber jetzt hob er den Kopf auf, sah den Pfarrer an, und sagte: Ja, wenn man auch so mit mir umgienge und mit mir redete, ich würde vielleicht das, was ihr sagt, nicht so weit wegwerfen. Ihr möget jetzt denken, was ihr wollt; ich bin gewiß kein Unmensch im Herzen, und kann zuletzt ohne das leben, und bleiben, was ich bin.

Ich weiß das, sagte der Pfarrer; und darum hatte ich auch desto mehr Muth, euch zuzumuthen, was ich gesagt habe. Dann redete er noch mit ihm von der Bußfertigkeit der Vögtin, und wie sie am kommenden Morgen von den Armen, denen sie Unrecht gethan hatte, Abschied nehmen wolle.

Ich möchte diesem auch zusehen, sagte der Treufaug. Und der Pfarrer redete mit ihm ab, daß er in der Nebenkammer diesem Abschiede der Vögtin morgen zusehen solle. Er nahm dann freundlich Abschied von ihm, mit der Hoffnung, ihn bei dem Todbette der Vögtin noch weiter zu bringen. Im Heimwege gieng er jetzt noch bei vielen Armen vorbei, und bat sie, daß sie doch morgen um acht Uhr bei der Vögtin sich einfinden, und auch ihre Kinder mitnehmen sollten.

Der Vogt war jetzt schon bei allen Armen gewesen. Es gieng den meisten zu Herzen, so daß sie Thränen in den Augen hatten, da er ihnen sagte, was er wolle.

Sage doch deiner Frau, sie soll unserthalben nur ruhig sterben, sagte der Eine.

Es ist jetzt Alles vorbei, und was vorbei ist, daran sinne ich nicht mehr, sagte ein Anderer.

Es ist ja nicht nöthig, daß sie sich noch Mühe mache. Ich wünsche ihr von Herzen alles Gute und ein seliges Ende.

Es ist ein Jammerthal auf Erden. Wir thun alle zusammen viel Böses. Sie soll sich doch ob uns nicht grämen.

Sie hat mir dann und wann auch etwas Gutes gethan, und mir in der Noth, weiß Gott, ein paar Mal geholfen, ohne daß du es einmal wußtest.

So freundlich gaben die armen Leute dem Vogte, der jetzt demüthig vor ihnen stand, Antwort, und alle sagten: ja, ja, wenn es sie freue, so wollen sie morgen gerne kommen; und Alle wünschten ihr eine leichte, ruhige Nacht, und, wenn es Gottes Wille sei, gute Besserung. Nur Wenigen entfiel etwa ein Wort, das den Vogt kränkte; aber er war so geduldig, und antwortete so wehmüthig, daß einen Jeden ein solches Wort gereute.

Die Hoorlacherin antwortete ihm: Ach mein Gott, ich will euch gerne verzeihen, wenn nur die Noth meiner Kinder mich nicht in Verzweiflung bringt.

Sprachlos stand der Vogt vor ihr, und konnte nicht antworten.

Im Augenblick nahm die Hoorlacherin ihr Wort zurück, und sagte: Es ist mir jetzt auch so entwischt, ohne daß ich es habe sagen wollen. Sinne doch jetzt nicht an das; Gott wird uns wohl helfen.

Hundert zweiundsechszigstes Kapitel.

Die Menschen sind so gerne gut, und werden so gerne gut.

Der Morgen ihres Todestages war nun da. Sie erwachte nach einem erquickenden Schlummer, und sah staunend aus ihrem Bette die Sonne, die ihr nun zum letzten Mal auf dieser Welt aufgieng. Jenseit des Grabes wartet meiner eine bessere Sonne, war der Gedanke, den sie bei diesem Anblicke hatte.

Gertrud war vor ihrem Erwachen schon bei ihr, und erquickte ihr jeden Augenblick die Leiden ihres schmerzhaften Lagers. Bald trocknete sie ihr den Schweiß von der Stirne; bald legte sie ihre Kopfkissen zurecht; bald kehrte sie sie auf die linke, bald auf die rechte Seite. Sie reinigte die Luft ihrer Stube mit Essig, und stellte alle Stühle und Bänke, die im Hause waren, den Armen, die nun kommen sollten, zurecht. Als sie einst die Sterbende so sanft umkehrte, sagte diese: Die Hand des Gottlosen ist überall hart; und ohne dein Herz, Frau, könntest du mich gewiß nicht umkehren, daß es mir so wenig wehe thäte. Bald darauf sagte sie wieder: Ich spüre auch hierin, was mir in meinem ganzen Leben gefehlt hat.

Als der Pfarrer mit dem Treufaug kam, winkte er der Gertrud. Diese erschrak, als sie den Doktor erblickte, und Keines wünschte dem Andern einen guten Tag. Auf ihrer Zunge waren die Worte: Was will jetzt dieser noch Unruhe machen?

Der Pfarrer las auf ihren Lippen, was sie sagen wollte, und sagte, sie bei der Hand nehmend: Wir wollen euch nicht Unruhe machen.

Es macht der Frau gewiß Unruhe, wenn er in diesem Augenblicke kommt, da sie die Armen erwartet, erwiederte die Gertrud hastig.

Er will nur in der Kammer zusehen, wenn

die Armen kommen, erwiederte der Pfarrer; und Gertrud führte ihn jetzt liebreich dahin.

Jetzt schlug es acht Uhr, und die Armen waren da. Sie hatten einander vor dem Hause gewartet, damit nicht Eines nach dem Andern bei der Kranken die Thüre auf- und zuthun müsse.

Der Pfarrer gieng dann zu ihnen hinaus, grüßte sie Alle herzlich, dankte ihnen, daß sie der Frau noch diese Liebe erwiesen, und bat sie dann Alle, so still als möglich zu sein, wenn sie in die Stube hineinkämen.

Die meisten Armen, Männer und Weiber, zogen auf offener Straße die Schuhe ab, trugen sie in den Händen hinein, und giengen fast auf den Zehen, um kein Geräusch zu machen. Es waren ihrer über die vierzig Personen, Männer, Weiber und Kinder.

Die Vögtin sah Eines nach dem Andern steif an, als sie herein kamen, und bewegte gegen ein Jedes ihr sterbendes Haupt. Die Armen erwiederten ihr den Gruß alle mit freundlichem Nicken, und hatten meistens Thränen in den Augen; aber Keines redete ein Wort. Die Hoorlacherin sah aus wie der Tod.

Die Vögtin sah sie, zwei Kinder, die vom Hunger und Mangel zeugten, auf ihren Armen, und ihre zerrissenen Schuhe in der Hand, vor ihr stehen, und gebeugt aber geduldig nach ihr hinblicken, und dann ihr Auge gen Himmel erheben. Sie zitterte bei diesem Anblicke, und nahm ihren Mann bei der Hand; und dieser verhüllte sein Angesicht in die Decke ihres Bettes. Doch sie erholte sich wieder. Sie hatte, seitdem sie erwacht war, und vorher die ganze Nacht fast keinen andern Gedanken gehabt, als was sie diesen Unglücklichen noch sagen wolle und sagen müsse.

Sie bat sie jetzt sich zu setzen, und Jedes suchte still das nächste Plätzchen, und Männer und Weiber nahmen die Kinder auf den Schoß.

Hundert dreiundsechszigstes Kapitel.

Worte einer Sterbenden.

Dann sagte die Frau:

Gott grüß' euch, ihr lieben, armen, so oft von uns gedrückten und gedrängten Leute! Lohn' es euch Gott, daß ihr euch meiner noch erbarmet, und jetzt, da ich euch nöthig habe, zu mir kommt. Ich habe es nicht um euch verdient. Wenn ihr in Noth und Elend zu mir kamet, so verschloß ich mein Herz vor eurem Jammer. Ich achtete den Hunger und Mangel, der aus euren Augen redete, wie Nichts, und sah nur den Pfennig, der in eurer Hand war. Ich sparte den Tropfen im Glase, der euch gehörte; ich leerte das Maß nicht aus, in dem euer Mehl war; ich nahm den Rahm von der Milch, die ihr für eure Kinder kauftet. In Brot und Butter, in Wein und Fleisch gab ich euch nie das volle Maß und Gewicht, und zwang euch, von mir theurer zu kaufen, was euch Andere wohlfeiler gegeben hätten. Um unserer Sünde willen haben die Kinder des Dorfes ihre Eltern, die Dienste ihre Meister, die Weiber ihre Männer bestohlen, und den Raub in unser Haus gebracht. Darum sind wir elender geworden als alle Menschen. Viele von euch litten die Strafe des Diebstahls, und haben für uns gestohlen; Viele litten den Unsegen ungehorsamer

Kinder, und sind um unsertwillen ungehorsam geworden; Viele verzweifelten, weil sie bei uns verführt worden sind. Söhne liefen aus dem Lande, weil wir sie zu Grunde gerichtet haben, und Töchter sind unglücklich geworden, weil ihnen in unserm Hause Fallstricke gelegt worden sind.

Es ist noch viel mehr; aber ich kann es nicht aussprechen, und kann es nicht mehr ändern. Ich kann Nichts mehr sagen als dieses: Nehmet ein Exempel, und bleibt um Gottes willen ein Jedes, so viel es immer kann, bei Hause und bei den Seinigen. Fürchtet auch immer um Gottes willen, von irgend Jemand nur um einen Heller zu kaufen, was ihr nicht geradehin zahlen könnet.

Hier hielt sie einen Augenblick inne; dann sagte sie wieder:

Ich kann Nichts mehr sagen als das: Um Gottes willen verzeihet mir! verzeihet meinem Manne! Ich bin jetzt wie eine arme Sünderin, die auf ihren Tod wartet. Ich bitte ein Jedes um Gottes willen, auch noch ein gläubiges „Unser Vater" für mich zu beten. —

Mit diesem Worte wandte die Vögtin ihr Angesicht seitwärts, und sank ohnmächtig auf ihr Kissen.

Hundert vierundsechszigstes Kapitel.

Hier ist wahrhaftig ein Haus Gottes und eine Pforte des Himmels.

Ich saß auch da mitten unter den Leuten; aber ich kann es nicht ausdrücken und nicht beschreiben, wie uns Allen zu Muthe war, als sie nun ohnmächtig vor uns hinsank.

Geist des Herrn! der du wie ein Wind wehest, und wie ein Feuer brennest, die Herzen der Menschen zu lenken, du segnetest und heiligtest die Worte der Sterbenden, daß die Schaar der Armen, die gestern noch über sie seufzten und Rache schrien und bitter redeten, jetzt für sie jammerten wie für eine Geliebte, und ihre Liebe suchten wie die Liebe einer Schwester, und ihr Segen wünschten wie den Segen einer Mutter. Geist des Herrn! der du Menschenworte segnest, daß sie werden wie Worte Gottes, ruhe ewig auf den Worten dieser Sterbenden, daß ihr Licht nicht erlösche, und ihre Kraft nicht verschwinde, so lange Reiche auf Erden drücken, und Arme auf Erden leiden werden! Meine Seele preise den Herrn, und mein Geist lobe seinen Namen! denn er hat der Sterbenden Barmherzigkeit erwiesen; er hat ihr ihre Sünden verziehen, und ihre Missethat ausgelöscht. Ihre Armen beten für sie, und die, so sie unterdrückt hat, weinen für sie; selbst die Thränen des Unmündigen auf dem Schoße der Mutter flehen für sie zum Herrn. Preise, meine Seele, den Herrn! und lobe, o mein Geist, seinen Namen! —

Alles Volk der Armen stand auf, und aus Einem Munde tönte Verzeihung und Liebe; und der Pfarrer fiel mitten unter den Armen auf seine Kniee, hob seine Augen gen Himmel, und betete still, daß der Segenseindruck dieser Stunde nicht erlösche im Herzen der Armen, bis sie alle auch ihren Lauf vollendet haben.

Da er wieder aufstand, sagte Gertrud zu ihm, die Vögtin habe jetzt Ruhe nöthig. Dieser sagte es den Armen, und sie giengen still Einer nach dem Andern fort.

Der Pfarrer fand den Treufaug in der Kammer so durch und durch bewegt, daß er ihm von freien Stücken sagte, er könne es nicht mehr

aushalten, und er wolle in Gottes Namen Niemanden mehr Arzneien geben. Er bat den Pfarrer, für ihn um Verzeihung zu bitten; und dieser, seines Zieles sich ganz zu versichern, lud den Doktor ein, daß er morgen auf das Mittagessen zu ihm komme.

Hundert fünfundsechszigstes Kapitel.

Wenn eure Gerechtigkeit nicht weit übertreffen wird die Gerechtigkeit der Schriftgelehrten und Pharisäer, so werdet ihr nicht ins Reich der Himmel eingehen.

Im Heimgehen führte der Weg die Hoorlacherin neben dem Renold vorbei. Er saß eben in Gedanken vertieft vor seinem Hause. Der gestrige Tag lag noch schwer auf seinem Herzen. Der ganze Lauf seines Lebens und das wenige Gute, das er in demselben gethan hatte, schwebte ihm drückend vor den Augen, als eben diese Frau mit ihren drei Kindern bei ihm vorbeigieng, und ihn grüßte. Er wußte, daß sie von der Vögtin kam, und sagte zu ihr: Hast du es auch über dein Herz bringen können, noch zu ihr zu gehen, da sie dich und deine Kinder so unglücklich gemacht hat?

Und wenn sie mich noch elender gemacht hätte, so danke ich jetzt Gott, daß ich zu ihr gegangen bin, erwiederte die Frau.

Der Renold sah sie steif an, und sagte: Du wirst jetzt wohl viel davon haben, daß du gegangen bist! — Ihr Elend gieng ihm nämlich so sehr zu Herzen, daß ihm dieses unvorsichtige Wort entwischte. Und es ist ihm nicht zu verargen; denn die Kinder waren halb nackend auf dem Arme der Mutter.

Die Hoorlacherin aber antwortete: Renold, ich habe jetzt erfahren, wenn man in seinem Herzen aufgemuntert und beruhigt wird, so ist es mehr, als wenn man gegessen hat.

Der Renold schämte sich und sagte: Nun Gottlob! wenn sie dir etwas Gutes gethan hat. Renold, antwortete die Frau, wenn alle Armen ihr Unrecht gethan, und sie elend gemacht hätten wie sie uns, wir hätten Alle nicht wehmüthiger vor ihrem Bette stehen können.

Das ist doch sonderbar, sagte der Renold; und ließ sich alle Worte, die die Vögtin geredet hatte, und alle Umstände, die dabei vorgefallen waren, von der Frau erzählen. Da sie fertig war, und nun weiter gehen wollte, sagte er zu ihr: Warte noch einen Augenblick; ich muß dir, glaube ich, noch Etwas sagen. Er stand dann auf, gieng zu seiner Frau in die Stube, und sagte zu ihr: Frau, ich habe im Sinn, der Hoorlacherin wieder zu ihrem Hause zu verhelfen.

Frau. Du kannst nur vier- oder fünfthalbhundert Gulden in die Hand nehmen, wenn du das im Sinn hast.

Renold. Ich weiß wohl, daß so viel darauf haftet.

Frau. Und willst es doch?

Renold. Ja.

Frau. Das wäre ein Almosen, aus welchem man hundert machen könnte.

Renold. Es liegt mir jetzt am Herzen wie kein anderes.

Frau. Ich könnte nicht sagen, daß es mir gefalle.

Renold. Frau, ich habe mein Gewissen

in des Vogts Haus oft beschwert, und mitgegessen und mitgetrunken, wo ich nicht hätte essen und trinken, und geschwiegen, wo ich hätte reden sollen; und ich möchte nun gerne zeigen, wie ich darüber denke. Du weißt, wenn es viertausend Gulden beträfe wie vierhundert, ich könnte es ja thun.

Frau. Wenn du es also anstehst, so thue in Gottes Namen, was du willst, und wovon du glaubst, daß es recht sei.

Es freut mich, daß du nicht dawider bist, ich hätte es auch nicht gerne gegen deinen Willen gethan, sagte jetzt der Renold, drückte seiner Frau die Hand, gieng dann wieder hinaus, und sagte der Hoorlacherin, was er für sie thun wolle.

Als diese ihm nun überlaut und mit Weinen dankte, sagte er zu ihr: Schäme dich doch auch, auf offener Straße vor den Leuten so zu thun. Dann sprang er eilends in die Stube, und die Hoorlacherin folgte ihm mit den Kindern, und fuhr fort zu danken.

Was nützt es doch, so viele Worte zu machen? sagte der Renold; ich habe es ja schon gehört. Geh' in Gottes Namen jetzt heim, und danke Gott, und hause und spare ordentlich. Die Renoldin gab ihr und den Kindern noch Brot und gedörrte Birnen und etwas Milch; denn es freute sie jetzt selbst, nachdem sie es überwunden hatte.

Als die Vögtin dieses in ihren letzten Stunden noch vernahm, sagte sie, das sei die einzige Freude, die sie mit sich in den Himmel nehme. Das war das letzte verständliche Wort, das sie redete. Fast eine halbe Stunde vorher hatte sie auch noch gesagt: Es freut mich, daß ich bald bei meinem Kinde sein werde. So lange es lebte, beteten wir auch noch, und scheuten uns, Böses zu thun; aber nachdem es gestorben war, scheuten wir uns vor Nichts mehr weder im Himmel noch auf Erden.

Sonst war sie stille, und ihr Lebensfunke löschte so sanft aus wie ein Licht. Gertrud besorgte sie zum Grabe, und als die Todtenglocke läutete, weinten die meisten Menschen im Dorfe. Ihr Mann aber gieng eine Viertelstunde, nachdem sie verschieden war, in sein Gefängniß zurück.

Hundert sechsundsechszigstes Kapitel.

Weilen doch über den himmlischen Bogen
Eine so dicke Decke gezogen,
Daß es auf Erden finster und Nacht,
Welches uns Alle so schläferig macht —
Liebester Gott! so wolleſt verschaffen,
Daß wir doch friedlich nehmen Bedacht,
Unser Aug' sei für das Nahe geschaffen,
Und nicht gar in die Ferne zu sehn! —
Mächtiger König! wehre dem Teufel,
Wann er uns reizt zu Zank und zu Zweifel,
Wann er die Poltergeister erweckt,
Und uns mit streitigen Meinungen neckt;
Denn er damit den Seelen aufpasset,
Sonderlich auch dem Frieden nachstellt,
Welchen der Mörder grimmiglich hasset,
Deme nur, was uns schadet, gefällt. —
Mächtiger König! wehre dem Teufel,
Wann er uns reizt zu Zank und zu Zweifel,
Wann er die Poltergeister erweckt,
Und uns mit streitigen Meinungen neckt!

Da der Pfarrer hörte, daß der Jakob Friedrich Hartknopf jetzt gedemüthiget und Jedermann

zum Gespötte geworden sei, gieng er noch diesen Abend zu ihm hin.

Der arme Tropf wußte von Nichts weniger in der Welt als davon, daß der Mensch aus jedem Unglück, das ihm begegnet, den größten Nutzen ziehen könne, wenn er sich überwinden kann, nachzuforschen, worin er selber daran Schuld ist. Er wüthete nur darüber, daß Jedermann das Gespött mit ihm trieb, und dachte nicht, daß seine Thorheiten und Laster ihm dieses Gespött zugezogen hatten. Aber so ist der Mensch allenthalben. Er meint, er dürfe zwanzig, dreißig und vierzig Jahre ein Narr oder ein Schelm sein, und es dürfe dann Niemand auch nur das Maul darüber rümpfen, wenn es ihm auskömmt. Aber es ist vergebens. Die Welt lacht ob den Narren, welche fallen, und ob den Schelmen, welche an den Pranger kommen. Doch giebt es immer noch Leute, die nicht lachen, sondern Mitleiden haben. Der gute Pfarrer war gewiß auch Einer von diesen, obschon es der Hartknopf nicht glaubte, sondern meinte, er komme jetzt nur zu ihm, ihn auszuhöhnen. Aber der Pfarrer war so herzlich mit ihm, daß er bald von seinem Irrthum zurückkam.

Ein Hauptwort, das der Pfarrer zu ihm sagte, war dieses: Hartknopf, ich möchte dir eben zeigen, wie man in der Welt ohne Kränkung leben kann.

Hartknopf. Ich möchte es gerne wissen.

Pfarrer. Man muß nur immer den geraden Weg gehen.

Hartknopf. Aber was ist der gerade Weg?

Pfarrer. Alles, was ihr wollet, das euch die Menschen thun sollen, das thut ihr auch ihnen.

Der Hartknopf wollte hier ausweichen, und Dieses und Jenes anbringen; aber der Pfarrer hielt ihn fest, und sagte ihm, daß sein Unglück just daher komme, daß er diesen geraden Weg nicht gegangen sei, und in keinem Stücke liebreich und gutmüthig mit seinen Nebenmenschen gelebt habe. Hierauf gieng er recht tief mit ihm in die Materien seines Lebens hinein, und sagte ihm unter Anderm: Hartknopf, du bist ein rechter Meinungen-Narr gewesen, und hast immer vergessen, daß wir alle blind sind auf Erden, und darum uns nie über Meinungen erhitzen und ereifern sollten. Und es ist recht heidnisch, wie du an deinen Meinungen hangest, wie wenn sie selbst Gott wären. Du glaubst, wer nicht denke wie du, sei Gott nicht lieb; und hast die gute Lehre vom stillen, frommen Gottesglauben zu einer Streitlehre gemacht, daß die Leute das Wort Gottes und das Evangelium brauchten, wie ein böses Volk ein trölerisches Gesetzbuch braucht, einander das Leben zu verbittern, und das Blut unter den Nägeln hervorzudrücken. Indessen bist du mit diesem Leben ein Lump geworden; und wenn du Kinder hättest, du könntest sie nicht mit Gott und Ehren erziehen. Ich will nur kein Blatt vor den Mund nehmen, und dir sagen: Wenn du dich nicht änderst und fleißiger wirst, so fällst du in Kurzem der Gemeinde zur Last; denn ich weiß deine Umstände, und weiß, daß du in allen Ecken weit mehr schuldig bist, als du zahlen kannst.

Der Hochmuth hätte dem Hartknopf nicht zugelassen, mit klaren Worten dem Pfarrer zu gestehen, daß er Recht habe, wenn er nicht den Artikel mit den Schulden berührt hätte; aber darüber erschrak er so sehr, daß er ihm bekannte und sagte: ja, es sei wahr, und er wollte jetzt gern, es wäre anders. Er klagte den Magister Heiligenzahn an, daß er ihn vor zwanzig Jahren so in die Bücherfachen hineingeführt habe.

Pfarrer. Wußte der Magister Heiligenzahn, daß du ein Strumpfweber warst?

Hartknopf. Ja.

Pfarrer. So hatte er Unrecht. Man muß Jedermann bei seinem Handwerk lassen; und der Mensch muß nie in Sachen hineingehen, die gar zu ungleich sind mit denen, die er in seiner

Jugend gelernt hat, und durch die er sein Brot suchen muß. Denke jetzt nur selber, wenn du ein fleißiger braver Strumpfweber geblieben wärest, und deinen Kopf immer recht warm bei deinem Stuhl und Garn gehabt hättest wärest du nicht viel ehrlicher, wohlhabender, zufriedener und an Leib und Seele gesunder, als du jetzt bist mit all dem dummen, papiernen Kram, den du im Kopfe hast?

Auch dieses sagte der Pfarrer noch zu ihm: Hartknopf, nicht wissen und nicht verstehen wollen, was einem zu hoch ist, dabei bleibt es einem wohl. Man singt dann ruhig sein Glaubenslied, und kömmt heiter zum Grabe; und wer am meisten weiß, weiß immer, daß er fast Nichts weiß.

Der Hartknopf war jetzt in einer Lage, daß diese Reden Eingang fanden; und er sagte zuletzt selbst, er wollte freilich jetzt gern, daß er bei seinem Handwerk geblieben wäre, und sich keiner andern Sache Etwas angenommen hätte, und mehr solche Worte, die vor zweimalvierundzwanzig Stunden noch Niemand vermuthet hätte, daß sie einem Manne zum Mund herauskommen würden, der sich einbildete, mehr zu wissen als sieben Pfarrer.

Hundert siebenundsechszigstes Kapitel.

Auch neben dem Treufaug ist er weise.

Der gute Pfarrer hatte alle Hände voll zu thun, die Umstände zu benützen, die jetzt günstig waren, mancherlei Wahrheiten ans Licht zu bringen, die lange verborgen waren.

Am folgenden Tage kam der Treufaug der Abrede gemäß zu ihm zum Mittagessen. Es gieng ihm jetzt wie dem Hartknopf; man ließ ihn stehen und gehen, und Viele spotteten seiner noch. Er war sein Lebtag immer gewohnt gewesen, seine Stube voll Leute zu haben, die, wenn sie auch Nichts wollten, zuletzt doch mit ihm sprachen; und er hatte todtlange Zeit, daß ihn jetzt Jedermann allein ließ.

Der Pfarrer setzte ihm eine Flasche vom besten Weine vor, den er im Keller hatte, und der Treufaug wurde so zutraulich, daß er fast nicht wußte, wie er thun solle. Er versprach ihm ein Mal über das andere, daß er keine Medizinen mehr geben, und seine Arzneimittel alle dem studierten Herrn Doktor Müller, den er als einen braven und sorgfältigen Mann kannte, anvertrauen wolle, wenn nur der Junker dann auch wieder gut mit ihm werde, und er auch wieder ins Schloß gehen dürfe wie vorher, und die Leute es ihm nicht so machen dürften wie jetzt.

Der Pfarrer forschte ihn über Alles aus. Er gestand, daß er seiner Arzneien nie sicher gewesen sei. Was die Gespenster und das Lachsnen betreffe, sagte er, habe er im Anfang daran geglaubt wie ans Unser Vater. Nach und nach habe er freilich angefangen, zu merken, daß nicht Alles wahr sei, was in seines Großvaters Buch stand; aber er habe seine Manier forttreiben müssen, weil ihm Niemand einen Heller zu verdienen gegeben hätte, wenn man nicht geglaubt hätte, er könne Etwas wider die bösen Leute. Nach und nach sei es ihm so zur Gewohnheit und zum Handwerk geworden, daß er diese Ceremonien allemal mitgemacht habe, ohne weiter daran zu denken, ob sie Etwas nützen oder nicht, wie hundert andere Leute auch unnütze Sachen

mit den nöthigen machen, wie z. B. die Kaminfeger meinten, ihre Arbeit wäre nicht fertig, wenn sie nicht das Lied oben zum Kamin hinaus sängen. Er erzählte dann aber auch dem Pfarrer eine Menge Historien, wie er mit den Leuten den Narren trieb, und sie Alles für baares Geld annahmen, was er ihnen gegeben habe. Einmal, sagte er, habe ich einem Kinde ein Brechmittel gegeben, und da behauptet, ein großes Stück Ziegel, welches ich in den Zuber geworfen hatte, sei von ihm gegangen. Der Vater und die Mutter, und wer da war, fanden das Stück auch gar zu groß, und konnten nicht glauben, daß es durch den Hals herauf habe kommen können. Das ist doch auch fast unglaublich, sagten sie zu mir. Ich antwortete ihnen: O ihr einfältigen Leute, daß ihr jetzt auch das nicht glauben, und so reden könnt! Ihr wißt doch auch, wie groß ein Kind ist, wenn es auf die Welt kömmt. Im Augenblick glaubten die Leute wieder, was ich ihnen vorgab, und erklärten dann noch selbst, wie dem Teufel Nichts unmöglich, und wie man daraus, daß das Ziegelstück da sei, schließen müsse, daß es herauf gekommen sei.

Hundert achtundsechszigstes Kapitel.

Zu beweisen, daß die Menschen das werden, was man aus ihnen macht.

Es hatte sich in diesen paar Tagen Alles im Dorfe so geändert, daß man sich fast nicht mehr kennen konnte. Vorzüglich wollte jetzt Jedermann mit dem Pfarrer gut Freund sein. Die Weiber machten es am lautesten. Wenn er vorbeigieng, riefen sie ihren Kindern aus den Fenstern über die Gasse zu: Siehst du auch den wohlehrwürdigen Herrn Pfarrer? gieb ihm auch das Händlein! Die Männer waren überhaupt stiller, doch auch freundlich; aber fast Jedermann schämte sich, der Eine ob dem, der Andere ob diesem. Der Eine gab Diesem, der Andere einem Anderen Schuld; aber Jedermann gestand, daß man Unrecht und der Junker Recht gehabt habe. Alles war jetzt dem Maurer und der Frau zur Aufwartung bereit, und Alles ließ jetzt den Hartknopf, den Kriecher und sogar des Sigristen Leute stehen und gehen. Sogar der Lips mußte entgelten, was er gethan hatte. Hüni, Hüni, du hast ein wüstes Ei gelegt! rief ihm rechts und links Junges und Altes zu. Der Hühnerträger fand Hühner und Eier feil, so viel er wollte; und selbst die junge Kalberlederin, die sich vorgestern noch wegen ihrer Seele Heil bekümmerte, daß sie ihn habe in den Stall hineingehen lassen müssen, rief ihm jetzt mit lachendem Munde unter der Thüre zu, sie hätten drei Paar schöne, reife, junge Tauben.

Überhaupt aber war es sichtbar, daß Arner alles Volk, so zu reden, sich selber näher gebracht hatte, daß fast Jedermann sich weniger um das Fremde, und mehr um das Seine bekümmerte.

Hundert neunundsechszigstes Kapitel.

Zu einem guten Ziel kommen ist besser als viele Wahrheiten sagen. *)

Nun näherte sich der Tag, an welchem der Pfarrer den Vogt der Gemeinde wieder vorstellen, und über ihn predigen sollte. Aber schon am ersten Abend, nachdem er als Gefangener ins Pfarrhaus gebracht worden war, und ihn der Pfarrer auch auf diese Strafe, die noch auf ihn warte, vorbereiten wollte, zeigte er das äußerste Entsetzen vor dieser Strafe, und sagte gerade heraus: er wollte lieber noch einmal unter den Galgen als unter die Kanzel stehen. Der Pfarrer konnte den äußersten Grad des Entsetzens nicht begreifen, wollte ihm Vorstellungen machen, und sagte: Das ist entsetzlich geredet! Der Vogt erwiederte: Ich kann nicht helfen. Unter dem Galgen wußte ich, daß ich dem Henker unter den Händen sei, und meine Vergehungen kamen mir an diesem Ort so lebendig vor Augen, daß ich, bis zum Einsinken von ihnen ergriffen, nicht sah, was um mich her und mit mir vorgieng. In der Kirche aber wird es durchaus nicht also sein; es wird mir nicht sein, ich leide eine Strafe, es wird mir nur sein, man treibe das Gespött mit mir; und die Hundert und Hundert, die ich dann mich kaltblütig und boshaft angaffen sehen werde, werden mir tausend und tausend Sachen in den Kopf bringen, von denen ich wünschen muß, daß keine einzige von allen bis an mein Grab mir in Kopf komme.

Der Pfarrer that etliche Stunden nach einander Alles, um ihn von dieser leidenschaftlichen Ansicht dieser Strafe abzulenken; aber es war unmöglich. Thränen flossen ihm haufenweise über die Wangen, wenn der Pfarrer nur ein Wort davon anfieng. Einmal sagte er gerade heraus: Denkt, Herr Pfarrer, wie es mir wird sein müssen, wenn die Vorgesetzten, die um kein Haar besser als ich sind, und von denen viele, wenn ihre Thaten näher untersucht würden, eben wie ich unter den Galgen gehörten, in ihren Kirchenstühlen wie heilige Männer dastehen, und ihre Weiber, die ich so oft in meinem Haus voll und toll sah, anstatt auf Ihre Predigt zu achten, die ganze Zeit über ihre Augenweide an meinem Dastehen haben werden! Herr Pfarrer, denket, was alles Dieses für einen Eindruck auf mich haben wird, und habet wenigstens Mitleiden mit mir, wenn ihr es nicht ändern könnet. Gewiß aber ist, ich wollte lieber noch einmal unter den Galgen als unter die Kanzel.

Der Pfarrer ward durch diese Vorstellung wirklich bewegt, suchte aber noch ein paar Mal ihn von dieser Ansicht seiner ihm noch bevorstehenden Strafe zurückzulenken. Da er es aber unmöglich fand, schrieb er gegen das Ende der zweiten Woche seiner Gefangenschaft dem Junker folgenden Brief:

*) Dieser Abschnitt ist der Ausgabe von Pestalozzi's sämtlichen Schriften (1819) entnommen. Die frühern Ausgaben enthielten Hummels Lebensgeschichte in Form einer Predigt, welche der Pfarrer über den armen Sünder hielt, während der Verurtheilte unter der Kanzel allem Volk zur Schau dargestellt wurde. Der Geist der Zeit hat in Rücksicht auf öffentliche Strafen eine merkwürdige Umgestaltung erfahren, indem man allgemein einsieht, daß öffentliche Ausstäupungen, Pranger und Stuhlpredigten weder dem Unglücklichen selbst noch dem Volke frommen.

Anmerkung des Herausgebers.

Wohledelgeborner, gnädiger Herr!

Ich bin schon wieder in der Lage, Sie zu bitten, dem Vogt das unter der Kanzel stehen zu schenken, wie ich Sie gebeten, dem Treufaug das Grabmachen zu schenken. Ich redete, sobald er als Gefangener ins Pfarrhaus gebracht wurde, mit ihm, und wollte ihn auf das unter die Kanzel stehen, das auf ihn warte, vorbereiten; aber er sagte mir, er wollte lieber noch einmal unter den Galgen als so in die Kirche. Ich fand es im Anfang unverschämt, und konnte es nicht begreifen; aber er erklärte sich über den Einfluß, den diese Strafe auf ihn machte, so lebhaft, daß ich einsah, sie werde weder auf ihn noch auf das Volk einen wohlthätigen, sondern einen sie beiderseits so verwildernden Einfluß haben, wie keine Kirchenhandlung je einen solchen auf einen Menschen haben soll. Ich muß also, wenn ich meiner Überzeugung folgen will, Ew. Gnaden bitten, den Mann am Sonntag in seinem Gefängniß zu lassen, und mich mit der Gemeinde allein reden zu lassen u. s. w.

Der Junker antwortete ihm auf der Stelle.

Lieber Herr Pfarrer!

Sie fassen meine Strafurtheile alle mit so viel Menschenkenntniß und Menschenfreundlichkeit ins Auge, daß ich fast denke, ich sollte keines mehr ausfertigen, ohne es vorher durch Ihre Censur passieren zu lassen, und doch bin ich gar nicht der Meinung, daß die bürgerlichen Urtheile viel gewinnen würden, wenn sie alle nur durch ein kirchliches Exequatur als gültig und vollständig erklärt werden müßten. Ihre Ansicht des Gegenstandes ist indessen so richtig und auffallend, daß ich fast nicht begreifen kann, daß solche Strafen Jahrhunderte bestehen konnten, ohne daß ihre Unschicklichkeit jemals öffentlich zur Sprache kam. Leben Sie wohl, lieber Herr Pfarrer ꝛc. ꝛc.

Zufrieden gieng jetzt der Pfarrer auf seine Studierstube, und bereitete sich auf seine Morgenpredigt. Er hatte aber schon vorgestern die Lebensbeschreibung des Vogts aus der Hauptstadt gedruckt zurückerhalten, und sie in der ganzen Gemeinde austheilen lassen. Sie lautet wörtlich also.

Hundert siebenzigstes Kapitel.

Lebensbeschreibung des Vogts Hummel. *)

1.

(Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme.)

Er war geboren im Jahr 1729, und ist den 28. Heumonat desselben Jahres in hiesiger Kirche getauft worden.

Seine Taufzeugen waren ein Geschworner Kienholz und eine Frau Eichenbergerin. Er erinnert sich aber nicht, weder von Dieser noch von Jenem ein einziges Wort christlicher Lehre, irgend eine Warnung oder irgend eine Aufmunterung zu etwas Gutem oder Nützlichem gehört zu haben; vielmehr habe er dem Kienholz allemal, wenn er zu ihm gekommen, alle Bubenstücke und Kinderstreiche, die sie in Holz und Feld verübt, erzählen müssen.

Seine Eltern, Christoph Hummel und Margaretha Kienholz, waren im höchsten Grad ge-

*) Hummels Lebensgeschichte erscheint in Abschnitte getheilt, ohne daß der Inhalt deßwegen verändert worden ist. Der Herausgeber hofft, die Lesung und Benützung dieses wichtigen Stoffes in Schule und Haus dadurch erleichtert zu haben.

danken- und sorgenlose Leute, sowohl in Absicht auf sich selbst als auf dieses einzige Kind, das sie hatten.

Selbst träge hielt ihn sein Vater nicht zur Arbeit.

Selbst unverständig in seinem Gewerbe und in seinen Haushaltungssachen konnte er ihm nicht geben, was er selbst nicht hatte.

Selbst gedankenlos und leichtsinnig konnte er ihn nicht bedächtlich und aufmerksam erziehen.

Und mit der Mutter war's wie mit dem Vater, es fehlte in- und auswendig.

Sie war so unordentlich, daß sie fast allenthalben, wo sie hin kam, und selbst in der Kirche den Leuten zum Gelächter wurde.

Aber was schlimmer war als ihre krumme Haube und ihre schmutzigen Kleider, war ihr Hochmuth und ihr mißgünstiges Herz.

Sie hatte zur Gewohnheit, wenn man von Jemand Gutes erzählte, den Kopf auf die Seite zu wenden, oder zum Fenster hinaus zu schauen.

Selbst wenn man ihr eine Wohlthat erwies, konnte man ihr's nie recht machen, und sie konnte bei Stunden in ihrer Stube vor ihrem Kinde Böses von Leuten reden, deren Gutthaten auf ihrem Tische standen. Sie meinte immer, es geschehe ihr zu wenig, und Jedermann sollte mehr an ihr thun.

2.

(Was eine Nessel werden will, brennt bei Zeiten.)

So kam Trägheit und Leichtsinn und Liederlichkeit durch das Beispiel des Vaters, und Lieblosigkeit, Undank und ein anmaßliches Wesen durch die Fehler der Mutter in das Herz des Kindes.

Im vierten und fünften Jahre konnte er dir ein Maul und ein paar Augen machen, daß sich ein rechter Vater und eine rechte Mutter darob besegnen würden, wenn sie ein Kind von diesem Alter so ein Gesicht machen sähen.

Er war in diesem Alter im Stande, den Kopf zu setzen, und bei Stunden kein Wort zu reden, wenn man ihm nicht im Augenblick that, was er wollte; und du möchtest ihm noch so lieb gewesen sein, so zeigte er den Schalk gegen dich, wenn es ihm in den Kopf kam, wie wenn er dich immer gehaßt hätte.

Er gab Antworten, und sagte Sachen, die unter ehrlichen Leuten einem Kinde nicht zum Munde heraus gehen dürften. Die armen Eltern lachten über seine frechsten Antworten, glaubten, daß sie von seinem Verstande zeugten, und dachten nicht, daß Frechheit und Schamlosigkeit einem Menschen seinen Verstand just da nehmen, wo er ihn am nöthigsten hätte.

Sie ließen ihm das Maul offen, wo er wollte, und über was er wollte; und je weniger er seinen Verstand brauchte, und mit den Händen arbeitete, desto frecher war er mit dem Maul.

Er hatte von Kindsbeinen auf gar viel Feuer. Anstatt dasselbe zu löschen und zu dämpfen, wo es ins Böse ausbrechen wollte, wurde es auf diese Weise noch angefacht und angeblasen.

Auch war er noch nicht viel über sieben Jahr, so merkten die Eltern, wo sie mit ihm zu Hause waren. Der Müßiggang und Ungehorsam war in ihm erstarkt; und was man ihm vom Folgen, Arbeiten und Rechtthun sagte, ließ er zu einem Ohr hinein und zum andern heraus. Selbst mit Schlägen richteten sie jetzt Nichts mehr an ihm aus; es war vielmehr, wie wenn man sieben Teufel in ihn hinein schlug, wenn man einen heraus schlagen wollte.

Liebe Menschen! ich muß hier stille halten, und den Vätern und Müttern meiner Gemeinde die große Lehre der Auferziehung sagen.

Bieget eure Kinder, fast ehe sie noch wissen, was links oder rechts ist, zu dem, wozu sie erzogen sein müssen!

Und sie werden euch bis ans Grab danken, wenn ihr sie zum Guten erzogen, und ins Joch des armen Lebens gebogen habt, ehe sie noch wußten warum. —

Er sagte seiner Mutter und seinem Vater, wenn sie ihm Etwas zeigen wollten, alle Augenblicke: „du kannst es selbst nicht!“ — er spottete sie aus: „ja, ja“ — so, so“ — „gelt aber?“ u. dgl. Das waren die gewöhnlichen Antworten, die er ihnen gab, wenn sie im Ernste Etwas zu ihm sagten.

Er hatte ein Gedächtniß, daß ihm alles Lernen wie Nichts war; aber er trieb mit Allem, was er konnte, nur Hoffart, lachte die Andern aus, wenn sie es nicht so gut konnten, und hatte über Nichts so eine Freude, als wenn er machen konnte, daß sie zu Schanden wurden.

Einst flüsterte er einem Kinde auf die Frage, wer der Schlangentreter gewesen sei, ein: „der Teufel.“ Der Pfarrer schimpfte auf das arme Kind abscheulich wegen dieser Antwort, und fragte hierauf ihn. Der Bösewicht war im Stande, ohne das Maul zu verziehen, zu antworten: Der Schlangentreter ist unser liebe Herr und Heiland und Seligmacher Jesus Christus.

Den alten Schulmeister kränkte er mit Worten und Thaten, so viel er nur konnte und mochte. Der alte Mann hatte seit vielen Jahren, da es in seiner Nachbarschaft brannte, eine entsetzliche Furcht vor dem Feuer. Wenn dann der Hummel nicht gerne lernte, so warf er Sachen ins Feuer, die übel rochen, damit er erschrecke, und im Hause herumlaufe, zu sehen, wo es unrichtig sei. Er zündete sogar oft Zunder im Sacke an, und achtete es nicht, das größte Loch in den Sack zu brennen, wenn er nur den Schulmeister in Schrecken jagen konnte.

Der alte Mann hörte nicht mehr wohl, und der Bube redete immer entweder so leise, daß Jener ihn kein Wort verstand, oder so laut, daß die Leute auf der Gasse still standen, zu hören, was für ein Geschrei in der Stube sei, was den Schulmeister dann noch mehr verdroß.

Er hatte ihm einmal zwei Wochen den Schullohn nicht gebracht; und da er ihn von ihm forderte, gab er ihm zur Antwort: Wenn du nicht warten magst, so will ich eben heim laufen, und dir ihn auf der Stoßbahre (Schubkarren) bringen.

3.

(Das Leben der Weidhirten in seiner Unschuld und in seiner Entartung.)

Im dreizehnten Jahr ist er seinem Vater entlaufen, und in der Waldrüti Weidhirt geworden. Der Rütibauer achtete seiner minder als eines Stücks Vieh, wenn er nur alle Abende seine Herde richtig heim brachte.

Das Weidhirtenleben, wie es jetzt ist, ist entsetzlich verderbt. Es kommen auf den Bergen immer bei Halbdutzenden, oft von Bettel- und Streifervolk angenommenen Hüterbuben zusammen, und thun da alle nur ersinnliche Bosheiten.

Der Hummel war bei diesem Weidhirtenleben wie in seinem Elemente. Er schüttelte weit und breit alle Obstbäume, ehe die Früchte reif waren, und warf das unzeitige Obst zu ganzen Körben voll dem Vieh nach und in Sümpfe und Gräben. Er nahm im Wald und auf den Bäumen alle Nester aus, und marterte die armen Vögel, ehe er sie tödtete. Er ließ, wo er konnte, das Bergwasser ins Feld, die Saat zu verderben. Er öffnete in allen Zäunen dem Vieh Wege, daß es Schaden anrichten konnte. Er rief allen Vorbeigehenden schändliche Dinge nach. Er tyrannisirte einen kleinen Buben, der auch auf dem Berge war, daß er seine Herde hüten mußte, wenn er unter dem Baume schlafen, oder im Walde den Vögeln nachklettern, oder mit den größern Weidhirten spielen, und gestohlene Erdäpfel braten wollte. Wenn's der arme Kleine nicht thun wollte, so zwickte er ihn mit der Geißel. Von den schandbaren und unzüchtigen Dingen, die auf dieser Weide vorfielen, darf ich nicht reden.

So war es freilich bei den Alten nicht. Sie

nahmen kein fremdes Gesindel in ihre Dienste, und ließen ihre Hirten nicht so zu einander laufen. Wer bei ihnen ein Hausgenosse war, für den sorgten sie an Leib und Seele. Sie machten, daß ihre Hüterbuben bei der Herde blieben, und gaben ihnen beim Hüten ihre tägliche Arbeit auf. Das Hirtenmädchen strickte Wolle, und der Hirtenknabe sammelte dürre Reiser, und machte Holzbürden. Da war das Hüterleben noch ein gutes Leben. Man sah den frommen Hirten am Abend und Morgen auf seinen Knieen beten, und am Schatten der Bäume, unter denen die Herden zusammenliefen, in der Bibel lesen.

Noch zu Hummels Jugendzeit hatten die Alten im Brauch, von ihren Hirten am Abend Rechenschaft zu fordern; aber da es nicht mehr Alle thaten, richteten die, so es thaten, Nichts mehr aus. Diejenigen, welche Nichts arbeiteten, verfolgten die, welche eine Arbeit mitbrachten. Sie jagten ihnen ihr Vieh weit und breit irre, zerrissen ihnen ihr Strickgarn, und verderbten ihnen ihre Arbeit, so daß kein Weidkind mehr eine Arbeit auf den Berg nehmen wollte. So gieng auch diese alte gute Sitte unter.

4.

(Müßiggang ist aller Laster Anfang.)

Im Winter darauf hätte Hummel auf der Waldrüti spinnen sollen; aber er lief davon, und gieng wieder heim.

So übel er bei seinen Eltern versorgt war, so war er es bei seinem Meister doch noch viel schlimmer gewesen. Er kam voll Ungeziefer und wild wie ein Raubthier zurück. Die armen Eltern zeigten dem bösen Buben, daß sie froh waren, daß er wieder gekommen sei; und er mißbrauchte ihre Schwäche und Güte so sehr, daß er ihnen den ganzen Winter über für keinen Kreuzer arbeitete, und sie doch dahin brachte, daß sie, in der Hoffnung, er werde dann fleißiger arbeiten, ihn ganz neu kleideten, obschon sie es nur kümmerlich vermochten.

In diesem und dem darauf folgenden Winter wurde er zum Tische des Herrn unterwiesen, und blendete da den Pfarrer mit seinem Auswendiglernen zu seinen Gunsten, ungeachtet er alle Bosheiten in seiner Stube ausübte. Er kam nie ohne Würfel und Karten in die Lehrstunde. Der Frau Pfarrerin legte er die Steine von Pfirsichen und Pflaumen, die er in ihrem Garten gestohlen hatte, noch vor das Fenster; und wenn sie dann hinaus kam, zu sehen, wer es gewesen, so war Niemand da.

Er tunkte Schneeballen ins kalte Wasser, ließ sie steinhart gefrieren, und warf damit nach des Pfarrers Hühnern und seinem kleinen Hunde; und es war seine Herzensfreude, wenn er eines traf, daß es lahm wurde.

Seine Kameraden sagten ihm oft, er mache noch, daß der Pfarrer ihn nicht zum Tische des Herrn gehen lasse; aber er antwortete ihnen, wenn der Pfarrer sieben Augen hätte, wollte er ihm vierzehn ausbohren.

In eben der Festwoche, da er zum Tische des Herrn gehen sollte, berauschte er sich im Wirthshause, wo just Werber waren, und sagte überlaut zu ihnen: Über acht Tage — dann dürft ihr auch auf mich bieten.

Am Festtage selbst probierte er wohl zehnmal, wie er den Hut unter den Arm nehmen müsse, damit das Band daran recht fliege, und wie er sich bei dem Kompliment vor dem Pfarrer recht stellen müsse, wenn er zum Taufsteine hervortrete. Vor der Kirche redete er mit denen, die neu gekleidet waren, ab, daß sie vor den Andern hervorgehen müßten, und daß er als der Größte vorausgehen wolle.

5.

(Wie wird ein Jüngling seinen Weg unsträflich gehen?)

Gott hat den Menschen in diesem Alter viel

Kraft und einen frohen Muth gegeben; und die frommen Alten gönnten dem lieben jungen Volke hundert Freuden, die diesen guten Muth stärkten, und eben dadurch vor Ausschweifung bewahrten. Das junge Volk sah einander bei Tag und bei Nacht; aber die Töchter hielten zusammen, und eben so die Knaben; und dieses Zusammenhalten der beidseitigen Geschlechter machte, daß jeder einzelne Knab' und jede Tochter gar viel mehr und gar viel länger unschuldig blieb. Die Lichtstubeten (Zusammenkünfte bei Licht auf einer Stube) waren damals noch nicht Lasterstuben, wie sie es jetzt sind. Das junge Volk kam freilich nach dem Nachtessen auch zusammen; aber Eltern, Verwandte, fromme, ehrenfeste Männer und Weiber waren allemal dabei, und nahmen an ihren Freuden Theil; und wenn ein Knabe, der so viel als versprochen (verlobt) war, nun zu seiner Liebsten allein kommen durfte, so fand er doch immer die Mutter oder Schwester oder einen Bruder bei ihr bis zur Hochzeit.

Überhaupt zeigten die alten Nachtbuben in Allem, daß sie Ehre im Leibe hatten, und machten gar oft für ihre Freude Sachen, die ihr gutes Herz bewiesen, und ihnen die Liebe der Jungen und Alten und das Wohlwollen der Stillsten und Frömmsten zuzogen. So war es z. B. seit Menschengedenken ihr Brauch, daß, wenn eine Wittwe Töchter hatte, die sie ehren wollten, so schnitten sie der Mutter des Nachts beim Mondschein den größten Acker, den sie hatte. Wenn sie dann am Morgen mit den Töchtern, die Sichel in der Hand, in ihren Acker kam, und ihn geschnitten fand, horchten die Knaben hinter den Zäunen, auf wen sie wohl rathen möchten, der den Acker geschnitten habe, und jubelten dann vor Freude, wenn sie es erriethen.

Aber seit Hummels Zeiten trieben die Nachtbuben immer nur schandbare Bosheiten, richteten Schaden an, wo sie hinkamen, und verderbten allenthalben denen, die noch an den alten Sitten hiengen, ihre unschuldigen Freuden.

Wenn der Mond jetzt untergegangen war, und die guten Nachtschnitter mit ihrer Freudenarbeit fertig waren, kamen die Bösewichte, zerstreuten das geschnittene Korn der Wittwe, und hausten auf ihrem Acker, wie wenn die wilden Schweine ihn durchwühlt hätten. Am Morgen kamen dann die guten Schnitterknaben, und fanden ihre Arbeit verheert; und nach ihnen die Mutter und die Töchter, denen dieser Acker gehörte. Die Schnitter stampften, die Töchter erblaßten, und die Wittwe schlug ihre Hände ob dem Kopfe zusammen, mehr wegen der Sünde, Gottes Gabe also zu verwüsten, als wegen des Schadens und der Schande, die es für sie war. Der junge Hummel sah der Frau hinter dem Graben des Schloßholzes zu, und jauchzte noch ihrer Frömmigkeit zum Trotze. Er that das vier Jahre nach einander; und da man ihm in Bonnal auflauerte, that er es in der Nachbarschaft.

Alles hatte auf Hummel Verdacht, und im letzten Jahre wäre er von den jungen Burschen in Hitzau beinahe todt geschlagen worden. Er gieng am gleichen Morgen, da das in der Nacht geschehen war, noch in ihr Wirthshaus, Gebranntes zu trinken. Das junge Volk, das Verdacht auf ihn hatte, war wie wüthend über ihn; und wenn ihn nicht alte ehrbare Männer mit Gewalt dem jungen Volke aus den Händen gerissen hätten, so wäre er sicherlich auf Leib und Leben geschlagen worden. Die gleichen Männer, die ihn gerettet hatten, verklagten ihn beim Junker; aber sie konnten Nichts beweisen, und der Junker ließ, um solchen Bosheiten zu steuern, den Knaben das Kornschneiden bei Nacht überall verbieten. Aber das that Jungen und Alten so weh, und es entstand, da der Pfarrer dieses Verbot in der Kirche vorlas, ein so allgemeines Gemurmel darüber, daß es nicht größer hätte sein können, wenn der Pfarrer

eine neue Auflage verlesen hätte. Jedermann sagte: Es ist nicht recht, daß wir um dieses Bösewichts willen diese alte Freude verlieren müssen. Und der Amts-Untervogt Lindenberger, ein alter, eisgrauer Mann, sagte dem Hummel, da er ihn unter der Kirchthüre antraf, vor vielen Leuten: Es wäre besser, der Junker hätte dich an den Galgen hängen lassen, als daß er um deinetwillen unser ganzes junge Volk in ein Bockshorn hineinstoßen will.

Um diese Zeit giengen auch die alten, ehrenfesten Lichtstubeten ab. Die wildern Knaben fiengen jetzt an, vor den Fenstern der Ehrenleute, deren Kinder öffentlich und unter den Augen der Eltern bei einander waren, allerlei Bosheiten zu treiben, und ihnen die Freude dieses öffentlichen Zusammenkommens zu verderben.

Das war ein großer Schaden für das Dorf. Es kann aber nicht anders sein. Wie die Bosheit bei einem Volke steigt, so mindern sich seine Freuden, und mit seinen Freuden sein Glück.

Ach! es war, wie wenn Alles in dieser Zeit hätte zusammentreffen müssen, das liebe, stille, ruhige, glückliche Wesen der Alten wie von Grund aus zu verderben.

6.

(Wie gewonnen, so zerronnen.)

Das Baumwollenspinnen, das damals ganz neu war, und auf einmal in den Gang kam, trug auch Vieles dazu bei.

Die wohlhabendsten Leute in unserer ganzen Gegend hatten ehedem nicht Geld; ihr Wohlstand bestand darin, daß ihnen Essen, Trinken, Kleider, und was sie brauchten, im Überfluß auf ihren Gütern wuchs. Sie begnügten sich damit, und wußten für ihren Gebrauch von gar wenigen Sachen, die Geld kosten.

Die neuen Baumwollenspinner hingegen hatten bald die Säcke voll Geld; und da dieses Leute waren, die vorher weder Güter noch Vermögen hatten, folglich von Hausen und Sparen Nichts wußten, brauchten sie ihren Verdienst ins Maul, hängten ihn an Kleider, und brachten hundert Sachen auf, von denen kein Mensch im Dorfe zuvor Etwas gewußt hatte. Zucker und Kaffe kam allgemein auf. Leute, die keine Furche Land hatten, und am Abend nie wußten, wovon sie am Morgen leben sollten, waren schamlos genug, und trugen Scharlachwämser und Sammetbänder auf ihren Kleidern. Diejenigen, welche Güter hatten, vermochten das nicht, und hatten nicht Zeit, mit Spinnen Geld zu verdienen; wollten aber doch auch nicht minder sein als das Baumwollenvolk, das vor Kurzem noch ihnen um jede Handvoll Rüben oder Erdäpfel gute Worte gab. Es giengen darum eine Menge der ältesten, besten Bauern-Haushaltungen zu Grunde, weil sie auf ihren Höfen in den Baumwollenspinner-Leichtsinn fielen, Kaffe und Zucker brauchten, bei den Savoier-Krämern Kleiderschulden machten, und sich nicht mehr mit dem, was ihnen auf ihren Feldern wuchs, begnügten, dessen sie freilich für sich und ihre Kinder und Kindskinder genug gehabt hätten, wie ihre Vorfahren bei hundert Jahren genug daran hatten, und glücklich dabei waren.

7.

(Hoffart ist leicht zu erlernen, aber schwer zu unterhalten.)

Der Erste, der in unserm Dorfe ein Scharlachwams und einen Kittel von Savoier-Tuch trug, war der Hummel. Er hatte es zwar nicht mit Baumwollenspinnen verdient, denn er arbeitete Nichts; sondern er hatte das Geld dazu den Baumwollenspinner-Lumpen, die mit ihm spielten, abgewonnen. Und er hängte es darum an Kleider, weil er hoffte, dadurch eine reiche Bauerntochter (denn er zog allen in der Nachbarschaft nach) zu erhaschen. Aber damit war es nicht so geschwind richtig. Die Thaler, die er im Spiele gewonnen, und allenthalben gespiegelt hatte, waren zum Sack

hinaus und fort, lange ehe er ein Bräutigam wurde. Überdieß wurde es bald bekannt, daß er im Spiele betrüge, so daß Niemand mehr mit ihm setzen wollte; und da er von Jugend auf nicht gelernt hatte, zu den Kleidern Sorge zu tragen, so sah er in Kurzem in seinen Hoffartskleidern, von den Schuhen an bis auf den Hut, einem landsfremden Strolchen (Landstreicher) gleich. Er hatte nämlich Alles nach einem fremden Schnitt verfertigen lassen, und dergleichen nach fremder Mode gemachte Kleider sehen, wenn sie alt werden, immer gar viel häßlicher und lumpiger aus als die gemeine Landestracht.

Das war eine harte Zeit für seinen Hochmuth; denn als er noch im Flor war, und mit seinen Thalern und neuen Kleidern Pracht treiben konnte, machte er sich über Jedermann lustig, der Dieses oder Jenes nicht so hoffärtig hatte als er. Aber jetzt kam die Reihe an ihn. Knaben und Töchter lachten ihn jetzt aus, wenn er immer gleich hoffärtig vor sie hinstand, und bald Diese bald Jene, die seiner nicht wollte, an den Arm nahm.

Der verstorbenen Kirchmeierin Leuthold hat er bis ins Grab nachgetragen, daß sie ihm vor einem ganzen Dutzend Töchter, da er sie auch so zutraulich bei der Hand nehmen wollte, zur Antwort gab: Was willst du doch mit uns? Ding' du z'Krieg! du bist sonst zu Nichts gut. Lange Zeit gab ihm jede Jungfrau, mit welcher er freundlich thun wollte, diese Antwort: Was willst du doch mit uns? Ding' du z'Krieg! du bist sonst zu Nichts gut.

Und es wäre sicher dazu gekommen, daß er das hätte thun müssen, wenn er nicht an der Weihnacht 1751 ein lebendiges Rehböcklein gefangen, und dem Junker aufs Neujahr für die junge Herrschaft auf Arnburg gebracht hätte. Durch diesen Umstand hat er sich ins Schloß eingeschlichen, und ist gar bald wieder zu ganzen Säcken voll Geld und zu aller Hoffart gelangt.

8.

(Wie der Herr, so der Knecht.)

Was ich dießfalls sage, geschieht auf ausdrücklichen Befehl unsers gnädigen Herrn, der nicht will, daß die Fehler seines Hauses, die seine Herrschaftsleute verführen und unglücklich machen können, verschwiegen und ungeahndet bleiben.

„Die damaligen Unordnungen im Schlosse sind die wahren und einzigen Ursachen, warum der Hummel bei seinem leichtsinnigen, liederlichen, müßiggängerischen Leben dennoch im Lande hat bleiben können, und wieder zu Geld, Vermögen und Ansehen gekommen ist; und warum er bei aller Unordnung, in der er gelebt, bei allen geldfressenden Bosheiten und Verbrechen, die er verübt, und bei allem Unglücke, das ihn betroffen, dennoch bis auf diese Zeit immer so bei Geld geblieben ist, daß er sich bei Haus und Hof hat erhalten können."

Er hatte sich nicht so bald ins Schloß eingenistet, so hatte er wieder eine Menge guter Freunde, und das Auslachen nahm mit dem Neujahrstag und dem Rehböcklein, das er ins Schloß führte, im Augenblick ein Ende; denn in der andern Woche wußte schon Jedermann, daß er alle Tage darin stecke, und ausrichte, was er wolle.

9.

(Wie traurig ist das Loos eines Kindes, welches gewissenlose Eltern ihrem Geize zum Opfer bringen!)

Der alte Schreiber sah, daß er ihn brauchen könne, und machte gar bald Kameradschaft mit ihm; und wer nun im Schlosse Etwas wollte, der wandte sich, wenn er Recht hatte, bei Tage, wenn er Unrecht hatte, bei Nacht an ihn. Man verbarg es nun nicht mehr, daß man im Schlosse ausrichten könne, was man wolle, wenn man ihn dafür bezahle. Wer ihn am theuersten zahlte, war der Müller von Grienbach; der gab ihm seine Tochter dafür, daß er ihm Wein und

Frucht in wohlfeilen Preisen zu Handen hielt. Dieser Mann machte also aus himmelschreiendem Geize seine Töchter zu einem unglücklichen Weibe.

Denn das war sie von der Stunde ihrer Heirath an bis an ihren Tod, der vorgestern erfolgt ist.

Sie liegt jetzt hier — Staub und Asche! Eure Thränen redeten vor wenig Tagen Verzeihung für sie, und mein Herz ist bewegt über ihren Tod.

Friede sei mit ihren Gebeinen! und der Todtenwecker erwecke sie einst zum ewigen Leben!

Aber ihr Vater hat sie dahingegeben zum Opfer seines Geizes, einem Bösewicht, der sie nicht liebte, und sie elend machte.

Dieser Vater wird die Leiden ihres Lebens aufgezeichnet finden an einem Tage, an dem er den Werth des Weins und der Frucht, den er zum Gegensatz für seine Tochter empfangen, anders schätzen wird als in den Tagen des Unsinns, in denen er dem Manne, den er brauchte, seine Obrigkeit zu betrügen, Statt und Platz gab, auch sein Kind zu verführen. Ich habe den Müller sterben, und den Jammer dieser That mit sich ins Grab tragen sehen. Das Bild seines Todes schwebet noch jetzt vor meinen Augen, und unvergeßlich bleibt mir die Lehre, die sein Tod in mein Herz geprägt hat: „daß der Mensch, wenn er um seiner selbst willen nicht fromm und treu sein will, es doch um seiner Kinder willen sein sollte."

10.

(Wer Betrug und Unrecht übt, kann wohl Geld aber nicht Segen erwerben.)

Da der Hummel nun verheirathet war, wollte er auch mit Gütern groß thun; aber er war kein Bauer. Und wie hätte er auch einer sein können, so träge, so liederlich und unordentlich als er war. Es war nur Hoffart, daß er Güter haben wollte. Er besorgte sie nicht recht, und zog bei weitem nie den Nutzen daraus, was seine Nachbarn.

Der Kuhhandel hingegen war ihm einträglich. Er brachte aber auch viele Haushaltungen damit um Hab und Gut. Die Armen wurden ihm bald schuldig, und wer ihm schuldig war, mußte mit ihm handeln; und wem er im Schloß einen Gefallen that, der mußte ihm eine Kuh dafür abkaufen, oder mit ihm tauschen. Er gab den armen Leuten oft in einem Jahre drei bis vier Stück, aber eines schlimmer als das andere.

11.

(Schlecht erzogene Kinder werden die Zuchtruthe ihrer Eltern.)

Bald nach seiner Heirath verleitete ihn sein Hochmuth, seinen Vater zu bewegen, daß er ihm Haus und Güter samt den Schulden überließ. Er versprach dem Vater, so lange er noch lebe, ein ehrliches Auskommen und liebreiche Behandlung; aber sobald er die Güter hatte, ließ er den alten Mann darben, daß alle Nachbarn Mitleiden mit ihm hatten. Der Kirchmeier Kienast sel. hat den alten Mann so zu sagen unterhalten, und ihm Milch und Brot gegeben, und ihn mit sich essen lassen, wann er wollte. Er kam auch fast alle Tage, und klagte immer mit Thränen, wie gottlos sein Bub mit ihm umgehe; aber wenn es der Junge merkte, so wüthete er gegen den Vater, und brauchte hundertmal die Worte, er wolle ihn in den Boden hinein schlagen, wenn er sich mehr erfreche, einen Mundvoll Brot in einem fremden Hause zu essen. Er machte sich auch Nichts daraus, öffentlich vor den Leuten zu sagen: es wäre das Beste, der alte Lump gienge bald weiters; er nütze so Nichts mehr auf der Welt.

Das Alles ängstigte und verwirrte den armen Mann so sehr, daß er argwöhnte, sein Bub wolle ihn noch vergiften, so daß er keinen Löffel voll Suppe ohne Angst aß, wenn er wußte, daß Jener beim Kochen in der Nähe

gewesen war, und daß er allemal mit Ängstlichkeit Achtung gab, ob er auch davon esse.

Man rieth dem Alten, ins Schloß zu gehen, und dem Junker zu sagen, wie es der Sohn ihm mache. Er that es, und bat den Junker mit tausend Thränen, er solle doch dem Buben zusprechen, daß er, so lange er lebe, doch christlicher mit ihm umgehe. Der Junker befahl ihm, er solle morgen mit dem Sohne wieder ins Schloß kommen, damit er ihn auch verhöre.

Der Hummel vernahm, was der Vater im Schloß gethan hatte, ehe er wieder heimkam; war aber ganz freundlich mit dem Alten, und sagte, er wolle gern kommen, und er begehre Nichts, als was recht sei. Aber er überredete den Vater daheim und auf dem Wege, Kirschenwasser zu trinken, indem er ganz zutraulich zu ihm sagte: Das macht Herz und Courage, wenn man vor die Obrigkeit will. Es war kalt und im Jänner, und der Alte ließ es sich belieben; denn der Bube bezahlte für ihn. Aber da er jetzt aus der Kälte in die warme Stube zum Junker kam, und seine Klage anbringen wollte, schwankte und stotterte er wie ein besoffener Mann, und das Gebrannte stank ihm zum Munde heraus. Der Vogt hingegen stellte sich gar demüthig, that, wie wenn er fast weinen müßte, und sagte: es könnte wohl nichts Traurigeres sein, als wenn Kinder mit ihren Eltern vor die Obrigkeit gehen müssen, und es sei ihm, so lange er lebe, Nichts begegnet, das ihm so weh gethan hätte; weil es aber jetzt doch so sei, so müsse er in Gottes Namen sagen, wo der Igel im Hag liege. Wenn er den Vater vom Morgen bis zum Abend lumpen und in Wirthshäusern stecken ließe, und dann für ihn zahlte, so hätte er gewiß Nichts über ihn zu klagen; aber das vermöge er nicht; und es sei, ob Gott wolle, genug, daß er die schöne Sache, die er gehabt, beinahe bis auf den letzten Heller durchgebracht habe ꝛc. Kurz, der Vogt konnte schwatzen wie eine Elster, und Allem eine Farbe geben, wie er nur wollte; und der Junker mußte wohl glauben, was er sagte, denn das Gebrannte roch dem Alten zum Munde heraus. Auch war die Sache bald richtig. Der Junker ward über ihn böse, und sagte zu ihm: Du alter versoffener Lump, ich muß ja mit meinen Augen sehen, daß dein Sohn Recht hat, und mit dir geplagt ist. Gehe mir den Augenblick aus der Stube, und halte dich, daß er keine Klage mehr über dich hat. Auf dem Heimwege sagte dann der Hummel wohl zwanzigmal zu seinem Vater: Du alter versoffener Lump, wie ist's jetzt gegangen? Wann willst du jetzt wieder mit mir ins Schloß gehen? — Und so lange er lebte, war dieß immer seine Antwort, wenn sein Vater Etwas klagte.

12.

(Wo Hund und Wolf sich verbünden, da helfe Gott der Herde!)

Die Bekanntschaft mit dem alten Schreiber wurde indessen immer enger. Dieser zeigte ihm nach und nach die Form und Ordnung, wie man Land und Leute aussaugen könne, ohne viel dabei zu gefahren. Sie trieben diese Künste in Friede und Einigkeit Jahre lang, und arbeiteten einander längst in die Hände, noch ehe der alte Weibel, auf dessen Dienst sie lauerten, ihnen sterben wollte.

Endlich starb er, und der Schreiber schlug dem Junker den Hummel zu diesem Amte vor; dieser nahm ihn dazu.

Jetzt rief ihn sein Amt in die Hütte des Elendes. Die Gefangenen kamen in seine Hände. Treiben und Pfänden war jetzt das Handwerk, bei dem er sein Brot suchte; und den Vater von dem hungernden Weibe, die Mutter von den weinenden Kindern wegführen, das Elend des Lebens in hundert Hütten auf das Äußerste zu bringen, das war jetzt sein Beruf! —

Liebe Menschen! die Gewalt der Fürsten ist heilig, und ihr Dienst ist ein heiliger Dienst;

aber darum sollten die Obrigkeiten auch keine ruchlosen Menschen in ihren Dienst nehmen, und nicht vergessen, daß der Dienst des niedrigsten Weibels im Dorfe ihr Dienst ist. O ihr Menschen! lasset uns Gott bitten, daß er die Fürsten erleuchte, daß sie diese Dienststellen auf Erden mindern, und allenthalben mit stillen, demüthigen und gutmüthigen Menschen besetzen! Es ist entsetzlich, wie Land und Leute verheeret werden, wenn die Fürsten es zugeben, daß solche Stellen mit ruchlosen Menschen, die sich immer zuerst hinzudrängen, besetzt werden.

13.

(Es ist nicht auszusprechen, wie viel Jammer und Elend ein einziger gewissenloser Mann, der in Ansehen und Macht steht, über eine Gemeinde bringen kann!)

Weder der Leuthold mit seinen zwölf Kindern, noch der Bauer ab dem Rütihof, noch der Haselberger wären zur Gant getrieben worden, wenn der Hummel nicht in der Zeit seines Weibeldienstes mit dem Schreiber ihnen allenthalben ihre Schulden aufgeweckt, und Alles dahin angezettelt hätte, daß die Gantkosten von diesen drei Höfen in ihre Hände kamen.

Es ist jetzt mehr als zwanzig Jahre seit diesen Ganten; aber das Elend, das daraus entstanden, dauert noch jetzt, und wird noch lange dauern, wenn wir Alle nicht mehr da sind. Es sind unter meinen fünfunddreißig Almosensgenössigen vierzehn Abkömmlinge von diesen Verganteten; außer diesen sind noch vier Abkömmlinge von ihnen wegen Diebstahls im Zuchthause, und fünf Töchter und sieben Knaben von ihnen ziehen im Bettel herum.

Als Weibel hat er so viele Leute ins Schloßgefängniß gebracht, daß alles ehrenfeste Leben unter uns aufgehört hat. Es waren vorher viele Geschlechter, die eine Freude daran hatten, und ihre Ehre darin suchten, daß bei hundert Jahren Niemand von ihrem Namen ins Gefängniß gekommen; aber er brachte es dahin, daß das Niemand mehr sagen konnte. Ach! es ist, wie wenn er unsere Geschlechter und unser Volk mit Gift angesteckt hätte während seines Dienstes, so sehr wußte er alle Spur von Scham und Ehrgefühl auszutilgen, die noch unter uns war. Die Reichen soffen und spielten im Gefängniß, indessen die Armen darin verfaulten.

Im siebenten Jahre seines Weibeldienstes kaufte er das Wirthshaus und die Mühle, und konnte fl. 4500 baares Geld daran zahlen, ohne was er sonst hatte, sich für diese Gewerbe einzurichten.

Aber das Elend ist nicht mit Worten auszusprechen, das so ein Mann über ein Dorf bringen muß, wenn er jetzt noch Wirth und Müller wird. Stellet euch ihn doch vor: mit seinem Ansehen im Schlosse, mit dem Gelde, das er jetzt schon hatte, mit seiner Weibelgewalt, mit seinem Geiz und mit seiner Schlauheit, mit den Kenntnissen, die er von allen, auch den kleinsten Umständen in jedem Hause hatte, — stellet euch vor, ob's anders möglich gewesen sei, als daß das ganze Dorf von ihm wie verkauft worden ist!

Ach! wie der Fisch im Wasser in Schleusen fällt, wenn seinem Laufe sonst keine Öffnung gemacht ist; wie der Vogel in der Luft sich im Garne verstrickt, wenn es seinem Fluge im Wege steht; wie das Wild im Felde in die Gruben fällt, wenn man es mit seiner Nahrung dahin lockt — so fiel unser Volk dem Hummel in die Hände, als er jetzt noch Wirth und Müller wurde.

Er wußte besonders die Unzufriedenheit mit ihren Umständen, in welcher die meisten Menschen leben, zu seinem Vortheil zu gebrauchen, und besaß die Kunst, von Jedermann wie aus dem hintersten Winkel herauszulocken, wie und worin sie glaubten und meinten, daß ihnen Unrecht geschehen sei. Und es brauchte nur das, so hatte er sie sicher in seinen Klauen, und griff sie dann an der schwachen Seite an, die er nun an ihnen kannte.

Waren es Kinder, waren es Dienstleute, oder waren es Eltern — er wußte mit einem Jeden zu reden, und ihm sein Zutrauen zu stehlen.

Dem störrischen Kinde sagte er: warum es doch einer Mutter folge, die so eine Frau sei, wie die seinige.

Dem hoffärtigen: sein Vater sollte sich schämen, daß er ihm Dieses und Jenes nicht gebe, wie es Andere haben, die gar viel weniger Vermögen hätten als er.

Dem fleißigen: es sei ein Narr, daß es sich so plage, und nicht mehr Dank davon trage.

Dem gewinnsüchtigen: es würde unter Fremden wohl zehnmal mehr verdienen als daheim.

Dem trägen: warum es doch vom Morgen bis an den Abend so angespannt sein möge, wie ein Roß am Karren.

Dem Stiefkinde sagte er: es sei himmelschreiend, was für einen Unterschied seine Eltern zwischen ihm und den andern machen.

Dem Knecht, der einen guten Meister hatte: es sei gut, aber doch auch nicht immer, bei einem Esel dienen. Demjenigen aber, der einen strengen Meister hatte: wenn du dich beim Teufel verdingt hättest, du hättest es nicht schlimmer als bei deinem Meister.

Und so sagte er auch zur Magd, wenn sie ihre Meisterleute rühmte, oder wenn sie selbige schalt. Und so auch dem Weibe, wenn es seinen Mann lobte, und wenn es ihn schalt.

Aber allemal kam das Lied, wenn sie mit einander vertraulich wurden, am Ende so hinaus: Du bist ein Narr, oder eine Närrin, daß du dir nicht selber hilfst; an deinem Platze würde ich lachen, und Dies und Das thun — was allemal Deutsch sagen wollte: „stiehl, was man dir nicht giebt, und bring's mir!"

Ach, die Lehre ward so wohl verstanden, daß unser Volk ein Schelmenvolk, und unsere Haushaltungen elend geworden sind. Die Schulkinder nahmen ihren Eltern, was sie konnten, und brachten es ihm. Die Eheleute stahlen einander das Ihrige, und brachten es ihm. Die Dienste nahmen ihren Meisterleuten, was sie konnten, und brachten es ihm.

Und so wie die Gelüste des Muthwillens, so brauchte er auch die Noth der Armen zu gleichen Zwecken. Er verführte sie mit Speise und Trank, und mit Geld, das er ihnen auf Dings (Zeit) gab, und zwang sie dann plötzlich zu zahlen, was sie nicht hatten. Dann stahlen die Armen, und brachten es ihm.

Unter diesen Umständen konnte es nicht anders sein — die Liebe und der Glaube und der Friede, der die Menschen segnet und glücklich macht, mußte aus allen Wohnstuben weichen; und zwischen Eltern und Kindern, zwischen Brüdern und Schwestern, zwischen Mann und Frau war allenthalben der Same der Zwietracht gesäet. Und der Same der Zwietracht ist der Same des Lasters und des Unglücks.

Das Laster wuchs jetzt allenthalben wie die Frucht, die im Miste steht. Das Hundertste kam zwar nicht an den Tag; aber man darf doch die Zahl der Menschen nicht nennen, die in dieser Zeit in Bußenrödeln und Kriminalakten aufgeschrieben sind. Ihre Thaten sind die Früchte des Samens, den dieser unglückliche Mann mit seiner Hand ausgesäet hat; auch klagten ihn Viele darüber an.

Der arme Uli sagte unter dem Galgen: er habe nicht den zehnten Theil so viel gestohlen, als der Hummel ihm abgedrückt habe. — Und es war wahr. Dieser hatte ihm sein bestes Land mehr als um ein Drittheil zu wohlfeil abgedrückt; und der arme Tropf hatte vorher für keinen Heller gestohlen, bis er von diesem gänzlich ausgesogen, und an den Bettelstab gebracht worden war.

Auch die Lismergrithe ist in seinem Hause unglücklich geworden; und als sie hernach, da sie ihr Kind umgebracht hatte, in seinem Hause in Verhaft genommen wurde, sagte sie in Gegenwart Vieler zum Vogt: Wenn du mich

nicht schon einmal hier eingesperrt hättest, so wäre ich jetzt nicht da. Er hatte nämlich mit eigener Hand den Schlüssel von der Kammerthüre genommen, in welcher der Muthwille mit ihr getrieben wurde, der sie jetzt das Leben kostete. — Was eingesperrt? erwiederte der Hummel, da sie ihm diesen Vorwurf machte. Sie antwortete ihm: Du bist an meinem Unglück schuldig! — Das könnte eine Jede sagen, die bei mir tanzt und trinkt, wenn sie dann hintennach thäte was du, erwiederte Dieser, riegelte die Thüre, und gieng fort.

Auch von den Knechten, die von ihm weggekommen sind, haben mehrere wegen Diebstahls landesflüchtig werden müssen. Es konnte auch nicht anders sein, sie sind in seinem Hause wie dazu gezogen worden. So lange er die Mühle hatte, haben seine Karrer immer bei all seiner Kundsame, dem Hausvater hinter dem Rücken, von der Frau, den Kindern und Dienstboten gestohlene Frucht abgenommen. Sie hatten hinter allen Hecken und in allen Winkeln ihre Örter, wo man ihnen die gestohlenen Säcke ablegte.

Der Christoph, der so lange bei ihm war, jetzt aber auch landesflüchtig ist, wäre vor zwanzig Jahren deßwegen beinahe todt geschlagen worden. Der Rütibauer merkte noch im letzten Jahre, ehe er vergantet wurde, daß es mit seiner Frucht (Korn) nicht richtig gehe; und da er seine Frau, die dem Trunke sehr ergeben war, im Verdacht hatte, gab er lange auf sie Acht, und sah sie einmal an einem Morgen fast vor Tag mit einem Sacke voll Frucht, so schwer sie tragen mochte, zum Haus hinaus gehen. Er schlich ihr durch einen Abweg hinter dem Zaune nach, und sah sie den Sack in dem Gestäude an der Steig bei dem Mühlweg verbergen; ließ aber die Frau, ohne sich zu zeigen, wieder heim gehen, und wartete hinter dem Gestäude, wer den Sack abzuholen kommen werde. Es vergieng keine halbe Stunde, so kam der Mühle-Karrer, und nahm noch zwei solche Säcke aus dem Gestäude hervor. Als er aber den Sack des Rütibauers nehmen wollte, schlug dieser mit einem Zaunstecken so auf ihn zu, daß er in Ohnmacht fiel, und eine Viertelstunde mitten auf der Straße liegen blieb, bis man es in der Mühle vernahm, und ihn heim holte. Von dieser Zeit an ist der Christoph nie mehr ohne seinen großen Hund von Hause weggegangen.

Etwa im dritten Jahre seines Weibeldienstes starb dem Hummel sein einziges Kind, ein Knabe, der sein Alter nur auf zehn Jahre brachte, und immer kränkelnd und schwächlich, aber dabei ein gutes und frommes Kind war. Er saß viel ob der Bibel, las und betete viel. Er hatte nicht Kräfte zu arbeiten, aber er sah das Unrecht, das in seines Vaters Haus herrschte; und so jung er war, vergoß er schon darüber Thränen, und sagte dann und wann unverholen: es drücke ihm fast das Herz ab, wenn er Dies und Jenes sehe. — Sein Vater haßte ihn, nannte ihn nur Serbling und alte Grochserin (Jammerweib), und im Rausche verspottete er ihn noch bisweilen, wenn er laut und inbrünstig betete. Und die Magd, die in des Knaben Kammer schlief, hat bei seinem Tode bezeugt, daß er oft ganze Nächte durch gejammert, und kein Auge zugethan habe, wenn er dazu gekommen sei, daß sein Vater Jemanden ins Unglück zu bringen gesucht und gedrückt habe. Etliche Tage vor seinem Tode hat er dem Pfarrer gestanden, daß ihm das auf dem Herzen liege, und ihn gebeten, daß er doch, aber erst wenn er gestorben sei, mit dem Vater darüber rede. Der Pfarrer that es auch; aber der gab ihm zur Antwort: Es scheint, der Bub sei bis in den Tod ein einfältiges Tröpflein geblieben, wie er in seinem Leben immer war. Doch gab er in der Sterbewoche des Knaben einigen Armen etwas Rüben und Erdäpfel zum Almosen.

Den Weibeldienst hatte er neun Jahre versehen, als der alte Vogt starb. So sehr ihm aber der Junker gewogen war, so dachte er im

Anfang doch nicht daran, ihn zum Vogte zu machen. Er kannte einige Fehler an ihm wie z. B. Saufen und Schwören, und meinte für sich gar nicht, daß er zu dieser Stelle der Beste sei; aber der Weibel hatte so viele Vorsprecher im Schlosse, vom Schreiber und Vikari an bis auf den Gärtner, der viel auf den Junker vermochte, daß es ihm zuletzt schien, er habe im ganzen Dorfe alle Stimmen für sich. Und doch waren Alle nur Ohrenbläser, und im ganzen Dorfe hätte der Weibel nicht fünf Stimmen gehabt, wenn es aufs Herz angekommen wäre; aber kurz, man machte den Junker glauben, er sei den Leuten angenehm, — und er wurde Vogt!

Und nun that er — ich darf das Wort wohl brauchen; es ist hart, aber wahr — er that nun als eine Art Obrigkeit, was er zuvor als Schelm gethan hatte. Sobald er Vogt wurde, war das Erste, das er that, er suchte den Bamberger vollends zu verderben; denn er wußte, daß, so lange dieser an seinem Platze sei, er in seinem Thun und Treiben nicht sicher sein könne. Er kam auch bald zu seinem Ziele. Mit allen andern Vorgesetzten wußte er sich zu vertragen; denn er wußte allen, auf die oder diese Art, mit Güte oder mit Ernst, beizukommen, daß sie thun mußten, was er wollte.

Er mischte sich auch in alle Hausgeschäfte des Junkers, und wußte Alles, wo er Einfluß hatte, so zu leiten, daß die Sachen alle in einer Art von Trott ihren Weg fortgiengen, ohne daß der Junker Mühe damit haben, oder nur viel davon reden mußte, wenn er nicht gerne wollte; und machte sich so mit Zeit und Jahren im Schlosse so nothwendig, daß man fast gar nicht ohne ihn fortkommen konnte. Er ließ es auch ein paarmal den Junker fühlen, da er einmal in der Heuernte, ein andermal auf eine Zehnten-Verleihung nur acht Tage lang nicht ins Schloß kam.

Er trachtete ferner, alle, welche Ämter hatten, bis auf die geringsten, so viel er immer konnte, unter einen Hut zu bringen. Er nahm davon für sich selbst, so viel er konnte, und für die übrigen sorgte er, daß sie mit Leuten besetzt wurden, die ihm zugethan, oder doch wenigstens einfältig waren. Bis auf den Sigrist- und Schulmeisterdienst schob er allenthalben seine Kreaturen unter, und that dann als Vogt mit unaussprechlicher Sicherheit, was er vorher als Weibel noch immer mit Gefahr des Zuchthauses und noch größerer Strafe gethan hatte.

Das ist nämlich der Unterschied zwischen einem Schelm, der Vogt ist, und einem andern, der es nicht ist: der Eid, den er auf sich hat, und der Eid, den seine Kreaturen schwören, wird zu einem Schild, mit dem er alle Verbrechen decken kann. Wo er diesen Schild vorhält, da werden seine Lügen zur Wahrheit, und die Wahrheit seiner Widerpart zu Lügen.

Der Werth dieses Schildes ist allen gewaltthätigen und ungerechten Menschen, die auf den Dörfern in Ehre und Ansehen stehen, unbezahlbar; auch bedienen sich die wohlgeehrten Blutsauger bald allenthalben desselben je länger je schamloser. Frage links und rechts, und du wirst hören: wenn gemeine Leute allenthalben hundertmal eher Unrecht leiden, und sich bei ihrem besten Rechte lieber wohl und wehe thun, als es in ihren Streitsachen auf einen Eid ankommen lassen, so setzen hingegen die Vorgesetzten ihren Eid so kurzweg und unbesonnen zu Allem, was sie oft auch im Rausche reden und thun, daß es einen schaudern macht.

Das ist aber auch die erste Ursache des vielen Elends und Leidens, das diese Leute inwendig haben, so wie des häuslichen Unglücks, in dem Viele leben, und noch Mehrere ihre Kinder hineinstürzen. Da man nämlich um ihrer Eide willen fast gar nicht hinter ihre Betrügereien kommen kann, und ihre Weiber und Kinder alle Tage sehen, daß Jedermann dem Vater seine Lügen als Wahrheit gelten lassen muß, so wer-

den auch sie eben so gewaltthätig und ungerecht, verlernen alle Art und Weise, mit ihren Nebenmenschen als mit Ihresgleichen umzugehen; daher auch allenthalben, wo die Söhne solcher Männer nicht auch wieder Vögte werden, oder ein Amt kriegen, wo sie ihre Liederlichkeit und ihre häuslichen Fehler mit Mantel und Eid decken können, die Söhne Lumpen werden; und die Töchter, wenn sie in gemeine Haushaltungen heirathen, wo man arbeiten sollte, den Wohlhabendsten, der das Unglück gehabt hat, also zu verirren, zu Grunde richten.

Aber ich verschwatze mich. Die Zeit geht vorüber, und ich habe noch so wenig gesagt von dem, so ich sagen soll.

14.

(Du sollst nicht falsches Zeugniß reden wider deinen Nächsten!)

Da der Hummel nun in seinem Dienste fest saß, griff er Jedermann an, der in Holz und Feld Etwas hatte, das ihm anstand. Wollte er's nicht geben, wie er wollte, so hatte er einen Prozeß auf dem Halse, oder war sonst alle Augenblicke nicht sicher, in eine Grube zu fallen, die man ihm gegraben hatte. Er griff die ganze Gemeinde an wie einen einzigen Mann. Aber wo so ein Vogt Meister ist, da ist keine Gemeinde mehr. Sie muß sogar oft so einem Manne noch selbst bestätigen, und ihm zu Urkunde und Siegel von dem helfen, wovon sie in ihrer Seele weiß, daß es ihr abgestohlen ist. Das war der Fall mit dem Markstein bei des Vogts Acker, der noch jetzt der zugepflügte Acker heißt. Er war mehr als ein Drittel der Länge nach der Gemeinde abgefahren. Die alten Männer wußten alle, daß ein Zaunstumpen und ein Markstein bei fünfzig Schritte tiefer unten gestanden sei, als der Vogt die neuen Marksteine gesetzt hat; aber der Zaunstumpen war nun bei zehn Jahren ausgestockt, und der Markstein kam auch weg, Niemand wußte wie. Die Gemeinde setzte ihm die Marksteine, wohin er wollte, ohne Widerrede. Da er bauen ließ, war's wieder das Gleiche. Er nahm aus dem Walde, was er wollte, und das Holz war schon gezimmert, und lag schon vor seinem Hause, als er an der Gemeinde das Mehr gehen (die Stimmen sammeln) ließ, daß sie es ihm bewilligten, und die Erlaubniß dafür zu seiner Sicherheit ins Dorfbuch hinein schreiben hieß.

Der alte Mönchhöfler sel. konnte das auch fast gar nicht verdauen, und sagte überlaut: vor Altem seien die Diebe doch auch noch zufrieden gewesen, wenn man sie mit dem Gestohlenen fortgelassen habe; aber jetzt müsse man noch ein Zeugniß dazu geben, daß man es ihnen geschenkt. — Aber es that Jedermann, als ob man ihn nicht höre, und sein Sohn selbst nahm ihn ab, und sagte: Schweig doch, um Gottes willen; wir sind sonst keine Stunde sicher, daß er uns um Haus und Hof bringe! Der Vogt that selbst, als ob er es nicht gehört habe, und machte, daß die Vorgesetzten das Zeugniß unterschrieben, und das Datum zwei Monate früher setzten.

Die öffentliche Gerechtigkeit war nun in seiner Hand, und er brauchte sie fast immer zum Schutze derer, die Unrecht hatten, damit er sich einen Anhang machte von Leuten, die ihn fürchten müßten, um mit diesen diejenigen zu unterdrücken, die ihm entgegen wären.

Weit und breit wurde nicht so viel gestohlen als bei uns; aber seitdem er Vogt war, wurde fast Niemand abgestraft, und — er machte sich noch groß damit. „Wenn er fünf Jahre früher Vogt gewesen wäre, so wäre dem Uli und vielen Andern gewiß nicht begegnet, was ihnen begegnet sei.“ Er erschwerte immer den Beschädigten den Beweis wider den Frevler, und dem Schwachen den Beweis wider den Gewaltthätigen, und dem Bestohlenen wider den Dieb. Er hielt den Klagenden hin, bis der Beklagte entronnen, und der Frevel bedeckt war. Wenn

der Kläger den ganzen Tag auf ihn wartete, so war er nicht daheim; aber die Nacht durch stand sein Haus für Rath und That dem Schelm offen. Was du mit deinen Augen sahst, mußte nicht wahr sein; und wenn du den Dieb in deinem Hause ertappteſt, mußteſt du ihn noch um Verzeihung bitten, daß du ihn verklagt hatteſt.

Dadurch geschah aber, daß sich Jedermann selber Recht zu verschaffen suchte. Es sind mehrere Personen auf den Tod geschlagen worden, weil man sich scheute, sie am Recht anzugreifen, und der Krummholzer mußte unter der Last seiner gestohlenen Trauben aus gleichem Grunde ersticken. Der Leuthold und der alte Hügi, die ihn in ihrem Weinberg antrafen, stießen ihn mit der Tause (Bütte) die Stufen ihres Weinberges hinunter. Sie hörten ihn unten an den Stufen um Hülfe rufen; aber sie ließen ihn liegen, weil sie keinen Prozeß mit ihm haben wollten, und fürchteten, er erkenne sie, wenn sie ihm zu Hülfe kämen, und dann helfe ihm der Vogt abläugnen, daß er ihnen Trauben gestohlen habe.

Es war auch sicher fast in keinem Falle mehr möglich, das größte Unrecht, das man litt, zu beweisen. Er lenkte das Recht, wohin er wollte; Wahrheit oder Lüge war ihm gleich viel. Was er wollte, war Ja, und was er nicht wollte, war Nein. Was im Verborgenen geredet wurde, ward, wenn er daran setzte, ausgeforscht; und was an offener Gemeinde geredet worden war, wurde verläugnet, wenn er es verläugnet haben wollte. Wofür er immer stritt, hatte er immer Zeugen für das, so er behauptete. Auch wenn Eid und Gewissen dazu gesetzt werden mußten, standen diese ihm bei.

Ich mag nicht viel von diesen elenden Meineidigen reden; ihr wisset, wer sie waren, und auch, wie der Vogt sie dahin gebracht hat, daß sie also (wie einige von ihnen sich hernach öffentlich ausdrückten) für ihn Leib und Seele dem Teufel verpfänden mußten, wenn er's von ihnen forderte. Er verzückerte ihnen freilich diese Pillen in jedem Falle, so gut er konnte, und stellte sogar den unglücklichen Vikari an, den armen Leuten ihr Gewissen einzuschläfern.

Es gelang ihm auch oft, daß sie ihre Zeugnisse nicht beschwören mußten; denn gar oft gaben die Unschuldigen, die mit ihm vor dem Rechte standen, wenn sie sahen, daß er solche Zeugen stellte, den Handel auf, und litten Unrecht, ohne Eide wider sich gehen zu lassen. Und dann sagte der Vogt jenen Unglücklichen: das Zeugniß, das sie jetzt gegeben, sei nur eine Lüge, wie es alle Tage in allen Ecken hundert gebe, und auf hundert Stunden weit seien es keine Meineide. Und diese glaubten es gern. Wenn es aber dahin kam, daß sie den Eid zu ihrem Zeugniß thun mußten, so wußte man ihnen die Worte, die sie beschworen hatten, so auf die Spitze zu setzen und zu drehen, daß sie genugsam hinreichten, den Vogt den Handel gewinnen zu machen, und zwar so, daß die Worte nicht völlig gerade Lügen, sondern mehr verdrehte und verkehrte Wahrheiten schienen. Diese schöne Zeugnißgeberei war so bekannt, daß ein Herr aus der Nachbarschaft den Keibacker, wie er in einer solchen Handlung für den Vogt vor dem Rechte stand, abmalen und in Kupfer stechen ließ. Er ist wie lebendig getroffen. Sein Haar steht ihm im Kupfer auf wie einer wilden Sau die Borsten; die Furcht vor der Hölle, und das Hundeherz, doch zu schwören, weil er den Mundvoll, den man ihm dafür darwirft, vor sich sieht, redet ihm aus den Augen. Er hat eben das Maul offen, und es ist, wie wenn man's sähe, daß er vor Herzklopfen fast nicht athmen kann, und aus der versoffenen Nase schnaufen muß. Die Augen sind halb zu, die Stirne rümpft sich von allen Seiten dagegen und gegen die Nase hinunter; er hebt just die drei Finger auf, und die Hand (man meint zu sehen, daß sie zittere) ist noch

voll Tinte, von einem Schelmenbrief, auf dem er eben sein † getolget. *) Unter diesem Kupferstiche stehen die Worte: „Ein Zeugnißgeber von Bonnal."

Es konnte kaum ein entsetzlicheres Denkmal des Verderbens unsers Dorfs ersonnen werden als diese Unterschrift.

Unser gnädige Herr hat letzten Winter, da er dieselbe zu Gesichte bekam, gesagt: er wollte lieber seine Herrschaft verkaufen, und ziehen, so weit der Himmel blau ist, als da bleiben, wenn sie in vier oder fünf Jahren noch wahr sei, und noch auf sein Dorf passen würde. Aber er wird will's Gott nicht ziehen müssen, so weit der Himmel blau ist! Will's Gott sind diese Tage des Elends für uns vorüber!

15.

(Wer Gott nicht fürchtet, dem ist keine Übelthat zu groß.)

Ich kehre wieder zu der Geschichte des Vogtes zurück, und rede auf Befehl des Junkers forthin unverholen von den wahren Ursachen des langen Elendes.

Der Vogt war in der Audienzstube vollends Meister; der Schreiber, der Weibel und er waren die drei Finger an einer Hand, oder wie drei Pfeifen an einer Orgel. Der Vogt verstand aus dem Fundament den Unterschied der Zeit und Stunde, wann diese oder jene Sache für Ja oder für Nein dem Junker mußte vorgebracht werden; und war der Umstände Meister, eine jede Sache in dem Augenblicke vorkommen zu lassen, der zu dem, was er wollte, günstig war. Wenn er Etwas hintertreiben wollte, so redete er oft noch gar viel dafür, aber so dumm und verkehrt, daß er sicher war, daß es just das Gegentheil wirke. Wenn er hingegen Etwas erzwingen wollte, so redete er mehrentheils gar nicht dafür; aber er machte, daß Andere dafür redeten, und lenkte hundert Umstände ein, die das, was er wollte, befördern, und, was er nicht wollte, verhindern mußten.

Als z. B. vor vier Jahren die Elsbeth Müller wider des Vogts Sohn von Rynhalden klagte, und ein Eheversprechen vorwies, und der Junker wider des wohlachtbaren Herrn Untervogts Sohn gar aufgebracht war, ließ der Vogt wie mit unbedachtem Sinn den Chorgerichts-Bußenrodel dem Junker auf dem Tische liegen, und just diejenige Seite darinnen offen, in welcher eine Elsbeth Müller wegen nächtlichen Herumziehens und verbotenen Tanzes um fünf Pfund gestraft worden war. Es war freilich eine ganz andere Elsbeth Müller; das aber machte Nichts. Da der Junker morndeß*) den Schreiber fragte: ist das die gleiche Elsbeth Müller? antwortete dieser: Ja — und des Vogts Bub mußte nun der klagenden Tochter nicht das Halbe zahlen, was der Junker ihr zugesprochen hätte, wenn er keine andere Elsbeth Müller im Dorf, oder vielmehr keine meineidige Beamteten an seiner Seite gehabt hätte.

So lenkte der Vogt fast Alles, und das am meisten und stärksten, worüber er bei dem Junker das Maul nicht aufthat. Wenn dieser fast mit Haaren dazu gezogen wurde, zu sehen, was da und dort wahr war, so wußte er ihn dennoch wieder seitwärts zu lenken. Er läugnete ihm Sachen, die er selber gesehen hatte, und machte ihn glauben, er habe unrecht verstanden, was er mit seinen eigenen Ohren gehört hatte; und wenn die Wahrheit so zu sagen vor ihm stand, so wußte er ihn dahin zu bringen, daß er ihr den Rücken kehrte. Aber er sorgte auch Jahr und Tag dafür, daß er Dieß oder Jenes nicht vernehme, und da und dort nicht hinkomme,

*) Sein † tolgen (kleäsen), heißt: Etwas anstatt mit seiner Unterschrift mit einem † bezeichnen — welches oft mit großer Gefahr von Leuten, die nicht schreiben können, und auch von solchen, die nur sagen, sie können es nicht, geschieht.

*) am Morgen darauf.

wo er Etwas hören oder sehen konnte, das ihm nicht in den Kram diente.

Es sind jetzt fünf Jahre, daß ich im Herbst an einem Abend von Hirzau über den Weg heim gieng. Da ich an der Steig war, hörte ich den Jäger nur etliche Schritte vom Weg alle Wetter fluchen, daß sein Kamerad die Hunde zu stark gegen Bonnal hatte treiben lassen. Wenn der Teufel, sagte der Jäger, den Junker jetzt in dieses Loch hinunter salzen würde, der Vogt würde mich versteinigen! Der Grund von diesen schönen Worten war nämlich dieser. Der große Wasserstreit war just im Gange, und der Vogt hütete sehr, daß der Junker in dieser Zeit nicht in die Gegend der Matten komme, wo er die Unbill der Streitsache mit seinen Augen hätte sehen können; und darum durften Jäger und Hunde auch nicht dorthin treiben.

Es ist jetzt gleichviel; wenn dieser Handel schon von den großen Bauern gewonnen worden ist, so sage ich es doch. Die Widerpart hatte zusammen eben so viel Mattland als jene, und es gehörte ihnen also auch eben so viel Wasser, wenn sie schon nur einen Drittel bekommen haben, und noch froh sein mußten, daß man ihnen nicht Alles genommen hat. Denn dieses hatte man ihnen gedroht, und zwar unter den schönen Titeln: das Wasser gehöre auf die großen Matten, und es sei dem Zehnten schädlich, wenn man es auf den kleinen verstümmle.

Aber ich muß fortfahren, und immer hundert Sachen auslassen, wo ich eine sage.

In seiner Historie kann ich Nichts weniger begreifen, als daß die armen Leute, die er immer betrogen hat, doch immer wieder zu ihm gelaufen sind, ihn Raths zu fragen. Doch was will ich sagen? Wenn der Mensch in Angst und Noth ist, und in Furcht gejagt wird, so läuft er im Schrecken weiß nicht wohin, um Hülfe zu suchen. Das Thier, wenn es gejagt wird, springt ja auch ins Wasser, und ersäuft, indem es sich retten will.

Denen, die er in die Grube lockte, gab er Rath und Wegweisung, wie denen, die er heraus zog. Er legte den Leuten die Worte, die ihnen bei dem Junker den Hals brechen sollten, noch selber in den Mund, und trieb es so noch weiter als der König David, der dem armen Urias den Brief doch nur in die Tasche gab, und nicht offen in den Mund legte. Wenn dann die armen Leute durch ihre eigenen Reden sich verfällten, indem sie sich zu verantworten glaubten, und ihr Geschäft verwickelten und verwirrten, indem sie es zu erklären glaubten, kam dann ihr Rathgeber zum Junker, und sagte ihm, er denke wohl, diese Leute werden schon bei ihm gewesen sein, und werden ihre Sachen so und so vorgebracht haben; aber es sei Alles faul und falsch und verdrehet, und es verhalte sich so und so. Und diese Art zu berichten, verstand er so wohl, daß er die Leute bis auf den Ton ihrer Stimme, bis auf ihr Händeverwerfen, ihr Kopfschütteln, ihr Händefalten, ihr Maulhängen, ihr Maulverbeißen, ihr Augenverkehren, kurz ihr ganzes Dastehen und Reden wie abmalen konnte, so daß der Junker oft zu ihm sagte: Es ist, wie wenn du in den Leuten innen stecktest, so weißt du, wie sie machen, und was sie sagen.

Aber das stärkste Mittel, womit er den Leuten ihre beste Sache vor dem Junker verderbte, war, daß er in jedem Falle dem Junker die schlechten Seiten der Parthei, der er zuwider war, nicht so fast aufdeckte, als vielmehr machte, daß sie ihm wie von selber auffiel. Und das war leider in den meisten Fällen nur gar zu leicht; denn da er die meisten Haushaltungen schon längst verdorben und zu einem Lumpen- und Schelmenvolk gemacht hatte, so brauchte er, um jetzt ihre Schande aufzudecken, nichts Anderes, als daß er es eben wollte. Aber auch dieses lenkte er, wie und wann er wollte. Heute sagte er vom gleichen Manne, daß er ein Lump, ein Schelm, ein Taugenichts sei; und wenn dann

morgen sein Weib oder sein Vater kam, und das Gleiche von ihm sagte, und ihn einschränken und bevogten lassen wollte, so redete er wieder ganz anders, und behauptete, es sei gar nicht so schlimm, als man thue, und wenn er auch mitunter etwas Ungeschicktes mache, so könne man ihn deßwegen nicht bevogten. Wenn man, sagte er, dieses mit allen Leuten, die hie und da einen dummen Streich machen, vornehmen wollte, so wüßte man nicht genug Vögte aufzutreiben; es habe mancher schon hundertfach wieder zusammengebracht, was er im Anfang verschwendet habe; und wenn man nur rechne, was der Vogtslohn bringe, und was sonst Krummes und Verderbliches in einer Wirthschaft entstehen müsse, wenn ein fremder Meister darin hause, so zeige sich bald, daß einer gar viel verlumpen könne, bis der Schaden so groß sei als der, welcher aus der Bevogtung entstehen könne u. s. w. Kurz, er war immer dagegen, wenn man einen Übelhauser (Verschwender) einschränken wollte. Er redete deßwegen oft und viel wider das Bevogten, und erzählte hundertmal, daß er im Amte selber vor Audienz gestanden sei, da der junge, reiche Träubeli seinem Vogt die Rechnung habe abnehmen müssen. Das Geld, sagte er, habe sich auch um ein paar tausend Gulden vermindert, und der Träubeli habe von Allem, was ihm vorgelesen worden sei, Nichts begriffen, als daß er einmal das Geld nicht empfangen habe, welches mangle. Am Ende fragte ihn der Junker Oberamtmann, was er jetzt zu dieser Rechnung sage. Es dünkt mich, erwiederte Träubeli, wenn der Teufel bevogtet würde, so käm' er um die Hölle. Und so ist es, sagte dann der Hummel, in Gottes Namen mit dem Vogtwesen (Vormundschaft) allenthalben. Er redete aber auch aus Erfahrung, und ich habe nicht nöthig, euch zu erzählen, wie er mit dem Gute der Waisen umgegangen ist; ihr wißt es selber. Er redete nur darum wider das Vogtwesen, weil sein oberstes Ziel immer war, alle Leute so lange aussaugen zu können, als sie noch Etwas hätten; und hiezu waren ihm immer die Liederlichen, und diejenigen, welche in Verwirrung lebten, am tauglichsten. Er ließ darum auch keine Haushaltung mehr in der stillen, eingeschränkten, ehrenfesten Ruhe und Eingezogenheit, die unsere Alten so glücklich machte. Wo ein Haus noch so lebte, ruhete er nicht, bis er Streit und Verwirrung in dasselbe hineingebracht hatte, und sagte öffentlich: Wo Friede ist, und Alles gut mit einander sich verträgt, da ist eine Obrigkeit nur halb Meister.

An diesem verfluchten Worte ist kein Pünktlein wahr; und wenn es eine Obrigkeit selber glaubt, so ist sie blind, und versteht ihren eigenen Vortheil so wenig, als den Vortheil ihres Landes. Aber wenn solche Bursche von der Obrigkeit reden, so meinen sie nur sich selber; und die Obrigkeit, von der sie sprechen, liegt ihnen am Herzen wie den Weidbuben der Stamm am Baum, an dem sie hinaufklettern, um seine Früchte zu freveln. Wenn diese Buben auf dem Baume ihre Säcke gefüllt haben, so steigen sie am Stamm wieder hinunter, legen sich in den Schatten des Baumes, und zünden in der Höhlung des Stammes noch Feuer an, um ihre Äpfel zu braten. Ob der Baum davon verdorre, und ferner keine Früchte mehr bringe, liegt ihnen am Herzen, just wie solchen Vögten der Nutzen der Obrigkeit.

Nein, wer ein Schelm ist und ein Dieb und ein ungerechter, hartherziger Mann, dem liegt der Nutzen von keiner Obrigkeit am Herzen; und wenn der Hummel diesen Namen in den Mund nahm, so war es nur, um unter seinem Schutze schwache, arme, hülflose Menschen ins Unglück zu bringen.

Ich will das einzige Beispiel des Werbens anbringen. — Er lockte unter dem Titel, bei den Werbungen sei Alles frei, fremde Burschen in sein Haus, ließ sie zuerst alle Possen trei-

ben, und spielen und saufen; wenn aber der Kerl, den er im Aug' hatte, dadurch nicht ins Garn wollte, so nahm er ihn dann beiseits, fragte ihn als Vogt um Kundschaft und Handthierung, zerriß ihm wohl gar seine Pässe, und führte eine Sprache, wie wenn er vor Sorgfalt für das Land und vor obrigkeitlichem Diensteifer bersten wollte. Du bist ein Strolch (Landstreicher) und ein Taugenichts, sagte er dann zu solch einem Tropf; du ziehst dem Schelmenleben nach! Gelt, du magst deinem König nicht dienen, und deinen Eltern nicht folgen, und nicht arbeiten; darum kannst du nicht zu Haus bleiben, und willst dich in unserm Lande mit Schlendern und Betteln und Leutbetrügen erhalten? Ja, unser Land ist ein freies und gelobtes Land, aber nicht für Strolche, die keine Handthierung haben wie du. Dann drohte er ihm, ihn prügeln, einsperren und ins Oberamt führen zu lassen, bis der arme Teufel entweder Dienste nahm, oder ihm Etwas von seiner Waare zum Danke gab, daß er ihn wieder frei ließ.

So brauchte er den Namen Obrigkeit, wenn er am gewaltthätigsten brandschatzen wollte. Der Mittelpunkt seines Gräuellebens aber war, daß er es gar nicht achtete, ob die Menschen um ihn her des Lebens Nothdurft hatten oder nicht. Hundertmal, wenn man ihm von der Noth der Armen und von dem Elende der Wittwen redete, gab er zur Antwort: Es gab immer arme Leute, und wird immer arme Leute geben; und der liebe Gott weiß wohl, warum er den Einen viel und den Andern Nichts giebt. Denn bei all seinem teuflischen Leben nahm er den Namen Gottes dennoch oft in den Mund, und liebte sogar, dann und wann eins von der Religion zu sprechen, und über allerhand Grübeleien von dem Himmel und von der Hölle zu erzählen, und erzählen zu hören, was man z. B. im andern Leben thun und nicht mehr thun werde; womit man sich Freude machen, und womit man sich die Zeit vertreiben, woran man sich wieder erkennen, und ob man vielleicht des Großvaters Vater, und Leute, die man geerbt, aber nie gesehen hat, doch auch erkennnen werde; und dann von der Hölle, ob sie auch auf der Welt sei, etwa bei dem Berg, der Feuer ausspeie und Schwefelbäche so groß wie der Rhein. Über solche Sachen schwatzte er oft ganze Abende, und der Vikari gab ihm für Wein und Geld Sachen an, daß man nicht begreifen kann, wie ein Mann, der sonst so viel Verstand hatte, ihm zuhören und glauben konnte. Aber er hatte seinen Verstand nur bei Schelmensachen; in den andern war er dann wie ein Kind, und ließ sich vorlügen und angeben, was man wollte. In seinem Handwerke, da fehlte es ihm nie weder an Verstand noch an Worten. Er war im Stande, einem Angeklagten zuzusprechen wie ein Pfarrer; aber Jedermann wußte, daß es ihm hierin nicht Ernst war. Und er sagte es in seiner Stube, wenn er allein war, dann selber: das müsse auch so sein, und ein Mann wie er müsse sich hundertmal stellen, als wenn er wild und taub (entrüstet) sei, wenn er schon das Lachen hinter den Stockzähnen fast nicht verbergen könne.

Auch hielten sich die Kerls, denen er so vor Audienz und Chorgericht zusprach, wie in der Komödie; sie standen da wie hölzerne Blöcke, und sagten kein Wort, als was sie auswendig gelernt hatten; und das lautete immer also: „es ist doch nicht wahr; ihr möget jetzt sagen, was ihr wollt." Sie hatten gut Komödie spielen; denn er sagte es ihnen voraus, er werde öffentlich wider sie thun und reden wie der Teufel; aber das werde ihnen Nichts schaden, wenn sie nur keck seien, und standhaft fortläugneten, was er und die Andern auch sagen möchten. Er gieng hierin so weit, daß wenn die Fehler solcher Leute trotz ihres Läugnens gar zu deutlich waren, so war er der Erste, welcher anrieth, man solle den Ernst brauchen und sie einsperren, sie würden dann wohl bekennen.

Aber auch das war bloße Komödie; denn

er redete auch das mit ihnen ab, lachte sie aus, wenn sie sich vor dem Gefängnisse fürchteten, sagte ihnen, sie werden nicht die ersten und nicht die letzten sein, die in dasselbe gehen müssen; erklärte ihnen, wie viele Tage und Stunden man sie innehalten könne, und Alles, was man mit ihnen vornehmen werde. Wenn du das aushältst, so müssen sie darnach dich wieder gut und besser machen, als du vorher je warst, und je werden wirst, war das Wort, womit er endigte.

Er erzählte solchen Leuten gar oft das Exempel des Rudi von Lörbach, den jetzt die Herren von Katzenstuhl erhalten müßten, weil er von hundert Sachen, die sie ihn gefragt, keine einzige bekannt habe. Das war ein Männli! sagte dann der Vogt. Ich habe es aus seinem eigenen Munde, daß er an der Folter wie vor und nach derselben immer sich besinnen und denken konnte: Nein gehe so geschwind zum Maul heraus als Ja.

Ich muß wohl nicht sagen, wie durch solche geheime Lenkung und Verdrehung des Rechts die Herzensverhärtung unter uns eingewurzelt ist, die unser Elend auf den höchsten Gipfel brachte. Ach! das alte fromme Schamrothwerden, das gute menschliche Bekennen, Weinen, Abbitten, das vor Herzensverhärtung so sehr verwahrte, und so natürlich zur Sinnesänderung und Besserung führte, ist aus unserm Volke wie verbannt; und es ist sogar ein öffentliches Sprüchwort unter uns: der sei kein Mann, der nicht drei und vier Männern ins Angesicht wegläugnen könne, was sie gesehen, daß er gethan habe. Alles Volk, Jung und Alt, Weib und Mann, Knecht und Magd, und sogar die Schulkinder wissen jetzt bei uns von nichts Anderm mehr, als bei Allem, worin sie gefehlt haben, schamlos zu läugnen, bis sie überwiesen sind; und auch die Ueberwiesenen schämen sich nicht, und brauchen ihr Maul, wie wenn ihnen Gewalt und Unrecht geschähe. Diese Schamlosigkeit in unserer Mitte ist vielleicht das größte und unheilbarste Unglück, welches der Vogt in seinem Leben bei uns veranlaßt hat. —

Ich eile nun fort in der Geschichte dieses Mannes.

So wie er Alles, was böse, schädlich und verderblich war, that, so hintertrieb er Alles, was gut und nützlich war. Er wollte nie zugeben, daß man den Schuldienst verbessere, und sagte darüber: es sei just nicht nöthig, daß ein jeder Bettelbube besser schreiben und lesen könne als er. Er hinderte immer, Gras-Einschläge auf den Feldern zu machen; und da man ihm vorstellte, das Dorf würde dadurch doppelt so viel Vieh erhalten, und dann natürlich um so viel mehr magere Äcker düngen und bauen können, gab er zur Antwort: es sei eben nicht nöthig, daß Alles so reich werde; so lange er lebe, handle er gerne mit wohlfeilen Äckern, und das würde gerade aufhören, wenn ein jeder düngen könnte, so viel er wollte; wenn er todt sei, dann sei es ihm gleichviel, ob seine Güter viel oder wenig gölten.

Eben so hinderte er auf alle Weise die Niederlassung von Fremden im Dorfe. Wenn es schon Ehrenleute waren, und es auffiel, daß sie Geld und Verdienst ins Dorf bringen würden, so ließ er's doch nicht geschehen. Er hinderte die Gemeindsgenossen immer, neue Wohnungen auf den Feldern außerhalb des Dorfes zu errichten; und da man ihm an der Gemeinde sagte, es wäre doch besser wegen Feuersgefahr, gab er zur Antwort: es sei noch kein Dorf verbrannt, man habe es auch wieder aufgebaut; und warum man doch Alles anders haben wolle als die Alten. Indessen stand sein Haus allein, und hatte nicht die gleiche Gefahr wie die übrigen. Er gesteht jetzt selber, daß ihm allemal, wenn der Wirth von Leibach und Hirzingen, welche beide Dörfer bei seinen Lebzeiten abgebrannt sind, zu ihm kamen, und ihm erzählten, was für gute Zeiten sie nach diesen Feuersbrünsten gehabt

hätten, daß ihm dann allemal der Gedanke aufgestiegen sei: wenn er dieses Glück nur auch einmal hätte!

16.

(Ehrlich währt am längsten.)

Ich bin müde, von ihm dem Vogt zu reden; noch einen Augenblick muß ich von ihm dem Wirth und Müller erzählen.

Er machte mit Niemanden je saubern Tisch, sondern es war immer mit allen Leuten, die in seinem Buche standen, ein ewiges Hangwesen. Er trachtete immer, daß Jedermann, mit dem er in Rechnung stand, nicht mehr sicher und richtig wisse, wie Eins auf das andere gefolgt sei. Die Unordnung seines Hauswesens war aber auch so, daß er nicht mit den Leuten in der Ordnung hätte rechnen können, wenn er auch gewollt hätte; bald schrieb er ins Buch, und die Frau an die Wand, und am Samstag kam's dann natürlich, wenn man die Wand abwischen wollte, doppelt ins Buch.

Wenn ihm in seiner Einbildung in Sinn kam, er habe Dieses oder Jenes aufzuschreiben vergessen (und dieß geschah nur gar zu oft, besonders in Nächten, wo er nicht wohl schlafen konnte), so machte er kurzweg in seinem Buch aus einer 0 ein 6, aus einem 7 ein 9, oder setzte einen Zehner voraus oder eine 0 hintenan, wie er nur meinte, daß es gehen möchte. Er ließ im Buche und in den Handschriften auf Gefährd (auf Glück und Gerathewohl) Lücken, damit er hineinschreiben und verfälschen könne, was er wollte. Er gab die alten und bezahlten Handschriften, wo er immer konnte, nicht heraus, läugnete sie ab, und behauptete, sie seien zerrissen, verbrannt oder verloren gegangen. Wenn er dann aber mit Jemand Streit bekam, so nahm er solche Papiere allemal wieder hervor, und brauchte sie wie gute.

Am härtesten drückte er die Leute, von denen er etwas Böses wußte, und die sich fürchten mußten, er bringe es ihnen aus; auch wer ihn selber zu betrügen, oder ihm Etwas abzuläugnen versuchte, war im gleichen Fall. Solchen Leuten doppelt aufzuschreiben, was sie schuldig waren, oder eine Prise Tabak zu nehmen, machte dem Vogt gleich viel Mühe. Wenn so einer ein Maul aufthat und klagen wollte, so war die Antwort kurz: Du Schelm! du Dieb! willst du mir es wieder machen wie gestern? meinst du, ich habe deine Schelmenhandschrift verloren?

That er Jemanden Unrecht, so war es ihm allemal wie ein Balsam fürs Herz, wenn er sich auch nur einbilden und vorstellen konnte, der Mann, den er nnter den Händen hatte, sei ein Schelm, und habe ihm auch Unrecht gethan, oder wenigstens thun wollen.

Als er den Schaffner Knipperschild bei Abzahlung eines Kapitals um fünfzig Gulden betrogen hatte, erzählte er auf dem ganzen Heimwege seinen Kameraden, wie der Schaffner ein Hund sei, der einem das Blut unter den Nägeln hervordrücke, und wie er ihm in den zwanzig Jahren, da er ihm das Kapital verzinse, kein einziges Mal ein Glas Wein oder ein Trinkgeld gegeben habe; und er wolle doch seinen Kopf daran setzen, daß er es der Herrschaft verrechnet habe.

So war's in allen Fällen. Er mochte zu thun haben, mit wem er wollte, so war das immer sein Wort: Er ist Der und Der; — wenn er mich unter den Händen hätte, er würde noch anders mit mir verfahren; — ja, wenn's ein Anderer wäre, ich würde mir ein Gewissen daraus machen, so mit ihm umzugehen; aber mit Diesem da mache ich mir keines daraus. Kurz, wenn er einen haßte, so war im Augenblick kein größerer Schelm zwischen Himmel und Erden; und wenn er einen aussaugen wollte, so hatte er auch allemal wieder hundert Gründe, dem Schelm und Lump nicht zu schonen, weil es nur Der sei.

Bei alle dem hatte er dennoch mit Lumpen

und Schelmen noch am wenigsten Streit. Zwar muß ich bekennen, daß er auch mit einigen redlichen Leuten ohne Streit hat auskommen können; aber wenn man näher nachforscht, was das für Leute gewesen sind, so findet es sich, daß es schwache, nachgiebige Menschen, und einige davon wirklich etwas liederlich oder wenigstens nicht genaue Haushalter gewesen. Mit diesen hatte er es dann doppelt gut; er sog sie aus, und machte sich dann doch groß, daß er mit ihnen so und so lang ohne Streit fortgekommen sei, und strich beim Weine seinen Kameraden gewaltig heraus, was das für Leute seien, die ihres Gleichen zwischen Himmel und Erde nicht hätten; wie gut sie mit ihm seien u. s. w. Wenn er dann aber mit ihnen in Streit kam, so waren es im Augenblicke auch wieder Schelme wie die Andern alle, und Narren oben darauf.

Am härtesten stieß bei ihm den Kopf an der Mann, der Ordnung liebte, der still und bedächtlich in seinem Thun einhergieng, den Kreuzer zweimal umkehrte, ehe er ihn ausgab, und Treu und Glauben forderte, weil er selber Treue und Wort hielt. Mit solchen Leuten war er wie Feuer und Wasser, und ruhte nicht, bis er sie aufgerieben hatte. Dafür war er so bekannt, daß Jedermann im Dorfe öffentlich sagte, es sei ein Wunder, daß er den Baumwollen-Meier nicht habe meistern mögen.

Mit diesem war er nämlich zu spät gekommen. Der Baumwollenverdienst, den der Meier ins Dorf brachte, gefiel dem Vogt gar wohl, so lange die Leute ihn ganz im Wirthshause verfraßen und versoffen; erst da er sah, daß der Meier reich werden wollte, und auch Andere ihren Verdienst zusammenhielten, fieng er an, den Meier anzufeinden, und auf das Baumwollenwesen überall zu schimpfen, daß es wie die Pest im Lande sei, und nur Krüppel und Serblinge pflanze.

Und es ist wahr, wo das Wirthshaus aus den Vätern und Müttern eines Dorfes ein Schelmenpack macht, da werden ihre Kinder beim Baumwollenspinnen freilich Krüppel und Serblinge. Unser Dorf ist leider ein lebendes Exempel dieses großen Unglücks; aber es könnte eben so wohl anders sein, als es jetzt ist. Der Gertrud Kinder, die in unserm Dorfe das reinste Garn spinnen, sind von den gesundesten und stärksten; aber ja, wenn der Vogt Meister geworden wäre, so ist es möglich, daß auch diese Kinder mit Zeit und Jahren beim Baumwollenspinnen Serblinge geworden wären wie viele andere.

Der Meier sah ein, daß das Wirthshaus der Grund des Unsegens dieses neuen Verdienstes sei, und klagte täglich, wie himmelschreiend es sei, daß Niemand spare, und auch für das Alter und für Kind und Kindskind Etwas bei Seite lege. Aber wenn einer so redete, so war's, wie wenn er dem Vogt ins Herz griff. Auch war er wie wüthend gegen den Mann, und wiegelte ihm sogar seine Arbeiter auf, daß sie läugnen sollten, was sie ihm schuldig seien. Der Meier mußte auf einmal mit Dreien, die alle die gleiche Sprache führten, vors Recht. Er war in seiner Verantwortung kurz aber standhaft, und hielt sich, wie er mußte, an seinem Buche; aber es dünkte den Junker selber bedenklich, daß ihrer drei auf einmal die gleiche Sprache führten. Man schob den Handel auf, und der Vogt sagte links und rechts überlaut: es lasse sich, wenn man Tinte und Federn habe, aufs Papier schreiben, was man wolle; und Buch hin und Buch her — der Meier thäte besser, er würde das nicht zu weit treiben; wenn ihrer drei die gleiche Sache sagen, so sei es fast wie bewiesen, und wenn er im Unrecht erfunden werde, so könne man ihm sein ganzes Buch unter den Tisch hinunter wischen.

Das Gemurmel, das solche Reden veranlaßten, entrüsteten den Meier so sehr, daß er in Gegenwart von mehr als zehn Gemeinds-

genossen dem Vogt zur Antwort sagen ließ: er meine, er habe ein redliches und aufrechtes Buch; und wenn hundert Schelme, ein jeder in seiner Sache, dawider stritten, so müßte sein Buch wider alle hundert gut genug sein, oder er wolle kein Wort mehr darein schreiben — und setzte hinzu: Ja, wenn ich ein Buch führte wie der Untervogt, dann wär's freilich was anders; dann verdiente ich freilich nicht nur, daß man mir dasselbe unter den Tisch wischte, sondern noch dazu, daß man mich an den Galgen hängte.

Diese Rede war wie natürlich dem Vogt ganz warm und noch dazu als förmliche Antwort an ihn hinterbracht worden. Man hätte ihn bei Nichts angreifen können, das ihm so empfindlich gewesen wäre; er erschrak auch darüber, daß er fast nicht antworten konnte; doch er überwand sich, that, als ob er es nur halb verstanden habe, und ließ dem Meier nur antworten: er werde die Sache etwa nicht so böse verstanden haben, als sie ihm hinterbracht worden sei.

Der Meier aber blieb standhaft, und ließ ihm sagen, er sei vollkommen nüchtern gewesen, und habe mit allem Vorbedachte geredet, was ihm hinterbracht worden sei; und wenn er glaube, daß er ihm Unrecht gethan habe, so wolle er ihm vor dem Recht Rede und Antwort geben.

Der Vogt durfte es nicht auf das ankommen lassen, und mußte also den Schimpf verschmerzen; die drei Arbeiter aber standen sämtlich von der Klage ab, und gestanden dem Meier, daß der Vogt sie zuerst aufgewiegelt, aber jetzt ihnen auch gerathen habe, die Sache nicht weiter zu treiben.

Der Junker verwunderte sich am nächsten Audienztage sehr, daß keiner von ihnen erscheine, und fragte den Vogt, was der Grund davon sein möge.

Es scheint, antwortete dieser, sie seien Schelme, und trauen sich nicht bei dem, was sie angebracht haben. — Du hast ihnen denn doch die Stange stark gehalten, sagte der Junker. — Jä, ich meinte auch, sie hätten Recht, so ihrer drei mit einander! erwiederte der Vogt. —

Aber ich muß fortfahren, und die hundert tausend Thaten seines Hausbuchs und die hundert tausend Thaten seiner Amtsstelle übergehen, wie wenn sie Nichts wären, um euch noch zu sagen, was für ein Ende der Mann genommen, der dieses Alles gethan hat.

17.

(Hochmuth kommt vor dem Fall.)

Ich weiß nicht, warum es so ist, aber es ist so; — großen Veränderungen unserer Schicksale gehen gemeiniglich Sachen voraus, die unser Gemüth auf eine mächtige Weise einnehmen, und uns wie Ahnung werden dessen, was uns bevorsteht.

Es wird jetzt den sechszehnten Brachmonat sechs Jahre, da er an einem schönen Morgen früh ins Feld gieng.

Das reife Gras duftete Wohlgeruch um ihn her; die schöne Saat wallte in hohen Ähren, und weit und breit war da, wo er stand, Alles sein. Er sang in seinem Übermuth ein geiles Lied, und gellte und wieherte laut wie ein junges Roß auf voller Weide.

Indem er so steht, und sein Haupt stolz umherwirft, hört er ein Zetergeschrei; er erblickt ein Weib und fünf Kinder, die sich unter einer Eiche heulend auf dem Boden wälzten. Ob ihrem Haupte hieng ihr Vater. Er erkennt ihn, es ist der Stichelberger, der gestern noch mit ihm gerechnet, und beim Weggehen in halber Verzweiflung die Worte ausgesprochen: „Vogt! ich lade dich ein ins Thal Josaphat, auf eine andere Rechnung!“ — Der Vogt erinnerte sich jetzt mit Entsetzen dieser Worte; aller Muth und alle Freude ist ihm von dieser Stunde an entfallen. Aber er änderte sich deßwegen um kein Haar, als nur daß er noch viel mürrischer und launiger wurde als vorher.

Im Jahr darauf wurde er krank. Es griff

ihn mit einem heftigen Kopfschmerz an. Da warf er ganze Gläser Branntwein über den Kopf, die Schmerzen zu stillen, und ließ viermal nach einander so stark zu Ader, daß er in eine Schwäche verfiel, die ihn beinahe ins Grab gelegt hätte. — Aber er wollte, auch da er am äußersten war, vom Tode Nichts hören; er sagte des Tages zwanzig- und dreißigmal, auch wenn ihn kein Mensch fragte: es fehle ihm nur im Kopf und in den Gliedern; ums Herz sei er so gesund wie ein Rheinegli.*) Er zwang sich, da er weder stehen noch gehen konnte, alle Tage aus dem Bette, und ließ auch alle Tage, wenn er schon fast nicht reden konnte, Diesen oder Jenen zu sich kommen, um Etwas meistern oder zanken zu können.

Jedermann gab ihm natürlich während der Krankheit vor Augen und hinterm Tische gute Worte; aber Jedermann suchte auch wieder so geschwind als möglich von ihm wegzukommen. Die Furcht vor ihm verminderte sich im ganzen Dorfe. Es wußte es ein Jeder, daß es ihn aufbringe, wenn man ihm sage: er habe so stark abgenommen, oder er sehe noch so übel aus; und doch gieng fast kein Tag vorbei, daß das nicht Jemand und meistentheils noch aus Bosheit zu ihm sagte. Er mußte sieben Wochen nach der Krankheit noch am Stabe gehen, und sah um zehn Jahre älter aus als vorher.

Jedermann hatte sicher geglaubt, seiner los zu werden, und in den ersten Tagen seiner Krankheit fragten alle Nachbarn einander den Tag über wohl zehn- und zwanzigmal, wie es um ihn stehe. Am Morgen aber zuckten Alte und Junge die Achsel, wenn es hieß, er habe die Nacht überstanden, und sei noch da. Später tönte es noch übler: „ich habe ihn heute wieder donnern gehört wie vor Altem — es fällt mit ihm wieder auf die schlimmere Seite — er hat uns vergebens lange Zähne gemacht — Unkraut verdirbt nicht, es fällt eher ein Regen darauf"; und auch: „was den Vögeln gehört, wird nicht den Fischen". Das war die Sprache, die Junges und Altes über seine Genesung führte. Und als er jetzt wieder aufkam, und sich in Holz und Feld, in der Kirche und im Schlosse stolz und keck wieder zeigte, war es nicht anders, als wenn dem Dorfe das größte Unglück begegnet wäre, so still und betroffen war Jedermann.

Er hatte sich eingebildet, es werde ihm Jung und Alt die Hände entgegenstrecken, und Glück wünschen, daß er wieder entronnen sei; aber das kam Niemanden in den Sinn, und er sah mit seinen Augen, daß Weiber und Männer starke Schritte nahmen, um ihm links und rechts aus dem Wege zu weichen, wo sie auf ihn stießen. Vor der Krankheit war er's gewohnt gewesen, daß auch diejenigen, denen er das Blut unter den Nägeln hervorgedrückt, noch gut mit ihm waren, bei ihm stille standen, ihm die Hand drückten, und allerhand mit ihm sprachen, was ihm zu Lob und Ehre gereichte, und ihm Freude machte, wenn ihnen schon das Herz im Leibe vor Schrecken klopfte, wenn sie ihn nur sahen. Dazu aber ist es nöthig, daß einer gesund sei, und den Leuten so zu sagen alle Augenblicke auf dem Nacken sitze, und vor Augen stehe; ohne das kann es kein Tyrann erzwingen, daß ein Volk, welches ihn auf den Tod haßt, ihm doch immer vor den Augen gute Worte gebe, und eine gute Miene mache.

Der Vogt war jetzt krank gewesen, und eine Zeitlang den Leuten aus den Augen gekommen; und es war ihnen in den drei Monaten, da er krank lag, so wohl, daß sie jetzt nicht anders konnten als ihm zeigen, wie froh sie seien, wenn er ihnen drei Schritte vom Leibe bleibe.

Daß mir es die verfluchten Buben auch so zeigen dürfen! war jetzt ein Wort, das ihm beinahe alle Viertelstunde zum Maul heraus wollte; aber es gieng ihm auch darnach.

*) Rheinegli, ein kleiner Fisch, der ein sehr starkes Leben haben soll.

Er fand selbst den alten Junker gegen sich ganz verändert; und als er ihn bei der ersten Aufwartung im Schlosse zutraulich im alten Tone fragte: Was hätten Sie gesagt, wenn ich unter den Boden hätte gehen müssen? antwortete der Junker: Ha! ich hätte gesagt, es wäre ein böser Bube weniger. — So! erwiederte der Vogt; und der Junker: Es ist einmal wahr; es war, wie wenn du allen Streit und Zank mit dir unter die Decke genommen hättest, sobald du im Bette lagst.

Sie hatten doch auch Arbeit, die Sie sonst nicht hatten, sagte der Vogt.

Das ist wahr, sagte der Junker; aber ich fand auch, daß mir besser dabei war, als wenn du sie machst.

Das war deutlich, der Vogt verstand es völlig, fluchte ganz entsetzlich über das verdammte Fieber, das ihm dieses Alles zugezogen habe, und sagte bei jedem Anlaß laut: er sei doch noch da, wenn ihn schon Jung und Alt unter den Boden gewünscht habe — es sei aber nur gut, daß er bei diesem Anlasse die Leute auch kennen gelernt habe, und jetzt wisse, wie es Dieser und Jener mit ihm meine. Dann fluchte er, es müsse die untreuen Buben, die großen und die kleinen, gewiß Nichts nützen, daß sie es ihm so machen — die Krankheit habe ihn nur keck gemacht.

Er fieng überhaupt um diese Zeit an, entsetzlich viel zu reden, und ganze Abende hinter dem Tische mit einem Halbdutzend Lumpen zu plaudern, und groß zu thun mit allerlei Projekten, und sich zu brüsten mit allerlei Erzählungen, wer er sei, was er ausgerichtet habe, und was er noch ausrichten wolle.

18.

(Wenn das Maß voll ist, so überläuft's.)

So saß er vor vier Jahren den achten Heumonat in vollem Rausch bei seinen Lumpen am Tische. Ein starkes Gewitter sammelte sich hinter unserm Berge, und zog in grauen, stotzigen Wolken aus dem Hirzauer Thal gegen uns heran. Es finsterte am hellen Tage. Selber die Saufenden sagten erschrocken zum Vogt: Es giebt ein schreckliches Wetter! Er aber gab ihnen zur Antwort: Wenn schon das halbe Korn auf zehn Stunden weit verhagelt würde, es wäre kein Schade. — So sehr sie gesoffen, schüttelten die Männer doch über diese Rede den Kopf; der Vogt aber behauptete forthin mit Fluchen: es wäre kein Schade; das Land sei überladen mit Frucht; und er habe das Haus mit zweijähriger noch so voll, daß er fürchten müsse, es drücke ihm dasselbe ein; auch kaufe ihm Niemand Etwas ab.

Du würdest doch auch erschrecken, wenn das Wetter just zu uns käme, sagte der Christen.

Ich höre halt das Donnern nicht gern; aber sonst — was wollte mir so ein Wetter machen? erwiederte der Vogt.

Zehn solche Wetter würden dir Nichts machen — du hast gut reden, du bist reich — aber sage das ein Anderer auch, wenn er kann — antworteten die Lumpen, die bei ihm soffen.

Das ist eben der Vortheil, sagte der Vogt, und grinzte, das Glas in der Hand, gegen die Kerls wie ein Affe.

Das Wort war noch in seinem Munde, als ein Donnerschlag, stärker als sie je einen gehört, über ihrem Haupte rollte. Sie wurden alle todtblaß; der Vogt verschüttete das Glas, das er eben in den Händen hatte, und der Christen sagte zu ihm: Du bist doch jetzt auch erschrocken. Es ist wahr, erwiederte Dieser; ich fürchte mich ganz erschrecklich vor dem Donner. Dann bat er sie, doch bei ihm zu bleiben, bis das Wetter vorüber sei.

Allein nur Wenige wollten bleiben. Es möchte begegnen, was es wollte, so muß man heim gehen, wenn's so kommt — ich wollte nicht für Geld mir nachreden lassen, ich sei, wenn ein Unglück begegnete, im Wirthshause gewesen — sagten die Kerls, so liederlich sie waren, gien-

gen dann erschrocken nach Hause, und erzählten in ihren Stuben, was für ein erschreckliches Wort der Vogt nur einen Augenblick vor dem großen Donnerschlag geredet habe. Weiber und Kinder und Dienstleute, die gewohnt waren, bei einem Gewitter zur Bibel zu greifen, und das Betbuch in die Hände zu nehmen, behüteten und besegneten sich ob dem gottlosen Manne. Indessen wurde es immer dunkler; es leuchtete Blitz auf Blitz; es donnerte Schlag auf Schlag; es fielen Schlossen wie Nüsse, und hinter dem Hagel folgte ein Wolkenbruch. Der Waldbach zerriß den Damm, der ihn vom Mühlbach scheidet, und stürzte vereint mit dem Mühlbach gegen das Tobel. Das Wasser schwellte sich zuerst oben am Tobel, in der Ebene hinter dem Vorderdörfler-Steg an, und bildete da gleichsam einen See.

Der Vogt bot tausend Gulden, wenn man den Steg einreißen und Luft machen könnte. Dieses wäre möglich gewesen, wenn man im Anfang entschlossen und mit starken Rossen durchs Wasser gegen den Steg geritten, und mit Feuerhacken angesetzt hätte; aber so sehr tausend Gulden einem wohl thun, wenn man Nichts hat, und so nöthig es ihrer hundert gehabt hätten, so wollte es doch Niemand wagen. Der Vogt bat und bat, rühmte seine Pferde, wie stark und gut und sicher sie seien, und wie gerne sie ins Wasser giengen; aber indem man redete und sich berathschlagte, schwollen die Wasser je länger je stärker an, und je länger je weniger wollte es Jemand wagen. Der Lindenberger sagte endlich zum Vogte: Das Beste wäre, du nähmest selber ein Pferd, und ritteſt voran. Das durfte der Vogt nicht, und er bot immer mehr Geld, wenn einer es wage. Aber die Gefahr wurde immer größer, und jetzt sagte ein Jeder: Was hat einer von seinem Gelde, wenn er ersäuft? und ersaufen muß er, wenn der Steg läßt, und er hinter demselben geritten kömmt.

Es ist nicht möglich, sagte der Vogt, daß der Steg bei einer halben Stunde schon einstürze; er steht auf neuen eichenen Pfählen, die mehr als mannsdick sind. Indem er aber dieses sagte, stürzte der Steg ein, und der Strom zog plötzlich so an, daß wenn hundert Pferde hinter dem Stege angeritten wären, sie alle vom Wasser hätten weggeschwemmt werden müssen.

Auch des Vogts Haus wurde jetzt so plötzlich vom Strome umringt, daß er kaum Zeit hatte, noch heim zu laufen, um Briefe und Geld aus dem Hause zu nehmen. Er rief nun, man solle ihm um Gottes willen doch helfen, das Köstlichste aus dem Hause zu tragen. So lange die untere Brücke noch stand, war es zwar gar nicht gefährlich, ins Haus zu kommen, und von hinten her, wo das Wasser nie tief war, mit Vieh und Waare gegen die Anhöhe zu fliehen; aber auch hier war keine Hülfe da. Leute, die sonst bei Feuer- und Wassersnoth Leib und Leben wagten wie Nichts, standen jetzt da wie furchtsame Weiber. Sie zogen nicht einmal Schuhe und Strümpfe ab, um zu probieren, ob es auch möglich sei hindurchzuwaten. Einer sagte dem Andern das gottlose Wort, das der Vogt vor dem Gewitter geredet hatte, und fügte dann bei, wie der liebe Gott einen mit dem Vogte strafen könnte, wenn er für ihn Leib und Leben wagte. Der Vogt selber, da er Geld und Briefe hatte, floh aus dem Haus, und versuchte es nicht mehr hineinzugehen.

Es war ein fürchterliches Schauspiel. Fünfundzwanzig Stück großes Vieh, ohne Schafe und Kälber, brüllten in den Ställen, und über eine halbe Stunde rann das Korn aus den angegriffenen Kornschütten wie ein Bach herunter, ehe das Haus vollends einfiel. Da es endlich zusammenstürzte, krachte es wie ein Donnerschlag, und in eben dem Augenblicke rief ein Mann — noch jetzt weiß Niemand, wer er war — kaum zehn Schritte hinter dem Vogt: Wie ist es jetzt, Vogt? ist es dir noch so, daß

zehn solche Wetter dir Nichts machen könnten? Es schauderte dem Vogt; er sah zurück, und sagte: Gott verzeih' es mir! ich bin ein armer unglücklicher Mann!

Das Gewässer hatte sich nun wieder gesetzt; aber Haus und Hof waren in Schutt und Graus. Der Ort, wo das Wesen alles gestanden, war wie das Bett eines tausendjährigen Waldbachs. Man hatte Sturm geläutet; weit und breit kamen von allen Seiten Feuerläufer und helfende Nachbarn. Alles stand jetzt an dem Orte der Verheerung. Es war eine heitere Nacht. Ein einziger eichener Pfosten stand noch im Grien von dem ganzen Gebäude. Der Vogt umschlang diesen Pfosten, und weinte laut über die vielen tausend Gulden, die ihm zu Grunde gegangen waren. Ein Volk aus sieben Gemeinden stand um ihn her; aber auch nicht eine Stimme von Mitleiden tönte aus irgend einem Munde. In allen Ecken murmelte das Volk, was er für ein Kerl sei, und wie er noch mehr als dieß verdient habe; in allen Ecken erzählte man das entsetzliche Wort, das er vor dem Gewitter geredet hatte, und alles Volk lief haufenweise hinauf gegen den Steg, um zu sehen, wie wunderbar die arme Bettelhütte des Clausen stehen geblieben war, da das Wasser sie doch bis unter die Tenne völlig unterhöhlt hatte. Und Jedermann machte da Anmerkungen über des Vogts Unglück, wie es in aller Welt geht, wenn ein böser Mann unglücklich wird. Ihrer Etliche giengen so weit, daß sie sagten: Wenn's wahr ist, daß er vor dem Gewitter das Wort geredet hat, so hätte man ihn ins Haus hineinsperren, und nicht mehr heraus lassen sollen, bis es ihm ob dem Kopfe zusammengefallen wäre.

Es bot ihm auch kein Mensch aus sich selber für diese Nacht das Nachtlager an; und wenn der Kienholz nicht so zu sagen ihm es hätte gestatten müssen, so hätte er es ihm gewiß auch abgeschlagen. Denn er sagte auch zweimal zu ihm: Weißt du auch sonst nirgendshin? Ich habe diese Woche just in der Kammer eine andere Ordnung machen wollen. — So sehr scheute sich jetzt Jedermann, einen solchen Mann unter seinem Dache zu haben. Es war aber auch nicht anders möglich. Der Vogt war seit Jahren in Allem, was er that, so verhärtet und unmenschlich, daß, wer nicht war wie er, nur mit Grauen an ihn denken konnte.

In eben dieser Nacht zankte er, da er nicht schlafen konnte, mit seiner Frau, als sie weinte. Du wirst jetzt mit Heulen das Haus wieder aufbauen wollen! war das erste Wort, das er gegen sie brauchte; und da sie auf dieses hin nicht schweigen, und den Jammer nicht verschlucken konnte, schalt er sie mit rohen Worten, sie lasse ihn nicht einmal mit Ruhe nachdenken, wie jetzt wieder zu helfen sei. Er that auch in dieser schlaflosen Nacht Nichts anders, als darauf sinnen, wie er es anstellen und einrichten müsse, um von allen Seiten her eine recht große Steuer zu bekommen. Vor vier Uhr war er schon wieder aus dem Bette, forderte Tinte, Federn und Papier, und rechnete vom Morgen bis in die finstere Nacht aus, wie viel Geld er zusammen bringen könne, wenn er das einziehe, was man ihm schuldig sei; wie viel Holz er vom Junker, wie viel von der Gemeinde und wie viel er aus der Nachbarschaft bekommen werde; und wie viel sich noch sonst zuschleppen lasse; auch wie er Diesen und Jenen zwingen könne, ihm Arbeit und Fuhren umsonst zu thun.

So lange die Steuerzeit währte, gieng er ganz demüthig und gebeugt einher, wie wenn er fast das liebe Brot nicht mehr hätte, gab Feinden und Freunden gute Worte, verschluckte auch die härtesten Antworten, wenn sie ihm schon fast das Herz abdrückten. Als der Baumwollen-Meier ihm zehn Dublonen gab, und der Vogt ihm danken wollte, sagte er: Vogt, ich weiß wohl, daß du mir nicht dankest, und begehre es auch nicht; es ist Baumwollen-Geld. Wenn du nur in Zukunft nicht mehr alle Tage sagst:

du wolltest, daß der Teufel alle Baumwolle, die in der Welt ist, nähme! Hiemit kehrte er ihm den Rücken.

Diese Antwort that dem Vogt so wehe, daß er eine Weile die Dublonen, die er in der Hand hatte, nicht zählen konnte. Er klagte auch seiner Frau, da er heim kam, wie viel einer verschlucken müsse, wenn er von den Leuten Etwas wolle: tröstete sich aber, wenn die vier Wochen vorüber seien, so wolle er, wenn ihm so ein Hund wieder mit dergleichen komme, ihm die Antwort gewiß nicht schuldig bleiben.

Und er hielt Wort. Es vergiengen keine vierundzwanzig Stunden nach der Steuerzeit, so redete er wieder so unverschämt als je in seinem Leben; denn er sagte öffentlich: was man doch meine, daß so ein Lumpen-Steuerlein ihm an seinen Schaden bringe; sie sei so elend gewesen, daß sie kaum elender hätte sein können; es sei ihm so Vieles zu Grunde gegangen, daß hie und da dreißig und vierzig Häuser verbrennen könnten, ohne daß der Schaden so groß wäre — und hunderterlei Zeug der Art mehr.

Das war aber nicht das Schlimmste. Am dritten Tage, nachdem die Steuerzeit vorüber war, ließ er von Jedermann, der ihm Etwas schuldig war, den ganzen Betrag rechtlich fordern; suchte aber bei den meisten nicht so wohl das Geld als vielmehr, von Neuem mit ihnen zu rechnen. Und wenn einer genau sein, und umständlich wissen wollte wie wo und wann, jammerte und klagte er: die meisten Papiere seien ihm zu Grunde gegangen; er könne nicht mehr Alles recht bescheinigen; und jetzt wollen ihm die Leute Alles abläugnen, was er noch so wohl in seiner Seele wisse, daß es wahr sei. Er wußte zum voraus, daß weit die Meisten sich nicht nachreden lassen wollten, sie hätten einem verunglückten Manne Etwas abzuläugnen gesucht, sondern daß sie ihn anschreiben lassen würden, was er forderte. Die Wenigen aber, die nicht so nachgiebig waren, und sich nicht ganz so leicht von ihm bestehlen lassen wollten, wie er es im Sinne hatte, ließen sich doch immer dahin bringen, daß sie ihm für das im Streite Liegende etwa ein paar Fuhren oder einige Taglöhne umsonst zu thun versprachen.

Bei dieser Rechnung hat er auf diese Weise 75 Fuhren und über 300 Taglöhne zusammengebracht, ohne daß ihm ein Mensch einen Heller rechtmäßig daran schuldig gewesen wäre, und hat diese Fuhren und Taglöhne in sein Buch eingeschrieben, und hernach eingezogen und eingetrieben wie ausgeliehenes Geld.

Jedermann gab dieser Rechnung den Namen Zwangsteuer. Diese Zwangsteuer aber machte den Unwillen, der schon allgemein gegen ihn rege war, noch größer. Es kam noch dazu, daß er bei Jahr und Tag nicht mehr mahlen, und auch eine ziemliche Zeit nicht mehr wirthen konnte, indessen die beiden andern Mühlen sehr in Aufnahme kamen, und von den meisten Haushaltungen Vieles erspart wurde, seitdem er nicht mehr wirthete. Das Alles aber hätte ihm Nichts gemacht, wenn nicht beim Bauen sein Geld sehr geschmolzen wäre; aber da er jetzt hie und da im alten Tone geschwind Geld entlehnen wollte, fand er, daß Niemand für ihn zu Haus war.

Der Wasserschaden hatte ihn so sehr zurückgebracht, er hatte das neue Gebäude so kostbar angefangen, und er bekannte so früh, er habe sich stark verrechnet, daß ihm Jedermann das Loos übel legte, und eine Menge Leute öffentlich sagten, es könne nicht anders sein, er müsse übel stehen, er möge so groß thun, als er wolle. Sein Hochmuth aber ließ ihm nicht zu, sich einzuschränken, da es ihm an Geld fehlte; er baute jetzt zum Trotz nur desto kostbarer, weil er sah, daß man ihm weniger traute, und nahm auf Haus und Güter das Geld auf, das ihm Niemand mehr auf freie Faust geben wollte.

Er hatte zwar seine ältern Creditoren versichert, er wolle nie ohne ihr Vorwissen sein Haus und seine Güter verpfänden; aber er sagte

ihnen kein Wort, bis sie es selbst vernahmen, und es ihm vorhielten. Als Antwort darauf brach er in Gelächter aus, und sagte dann, es sei um ein paar Jährchen zu thun, so sei dieser Bettel wieder abbezahlt, und dann sei es ja wieder im Alten. Er glaubte es aber selber nicht; denn er sah deutlich, daß er entsetzlich weit zurückgekommen war. Er rechnete in dieser Zeit in einer Woche wohl zehn- bis zwölfmal zusammen, was er besitze, und wie viel er schulde; aber wenn er auch Haus und Güter noch so hoch ansetzte, und die Sache links und rechts zu seinem Vortheil kehrte, so kam doch am Ende immer heraus, daß seine Schulden sein Vermögen überstiegen. Und er war wirklich für Wein und Frucht jetzt so viel schuldig, daß er kaum wußte, wie er das Alles auf die versprochene Zeit bezahlen könne.

Diese Umstände brachten ihn aber nicht dahin, durch Sorgfalt, Mäßigung und Schonung dessen, was noch da war, einen dauerhaften Grund zur Verbesserung seiner Umstände zu legen. Denn der Hochmuth und das Laster hindern böse Menschen gar sehr, auf rechten Wegen sich wieder aufzuhelfen, wenn sie in häusliche Verwirrung gerathen sind; und der Vogt hatte nur nie einen Gedanken von dieser Art.

„Es muß wieder frisch in die Hand gespieen sein!“ war der Lieblings-Ausdruck, womit er sich in diesen Umständen zu den unsinnigsten Handlungen Muth einsprach. Er hatte den festen Glauben, wenn er nur das Gewühl des Reich-thuns forttreiben, und verbergen könne, wie arm er sei, so stehe er in kurzer Zeit wieder in den alten Schuhen; und ließ es sich nicht träumen, daß eben dieses Verhüten, daß Niemand merke, wie arm er sei, es ihm wirklich unmöglich mache, jemals wieder auf einen grünen Zweig zu kommen. Er konnte jetzt über sich selbst und über das Reich-werden, wie ein siebenjähriges Kind, mit sich selber schwatzen, und hundertmal zu sich selber sagen: fünfzig Jahre ist noch kein Alter, einen Mann, wie ich bin, zu hindern, wieder zu dem zu kommen, was er verloren hat; — bin ich doch mit Nichts zu einem Wirthshause, zu einer Mühle und zum Vogtdienste gekommen; so müßte ich doch ein elender Tropf sein, wenn ich jetzt mit dem Allem nicht auch wieder zu einem Stück Geld kommen sollte, um mein Heimwesen, das ich doch noch habe, und das Volk, das sich um mich her auflassen will, zu meistern wie vor und ehe. —

Er baute auf sein Jasten und Jagen, auf sein Früh- und Spätsein, auf sein Setzen in alle Spiele, indem er sagte, es falle bei Allem immer doch etwas Profit ab. Aber er vergaß, daß jasten und jagen, daß früh- und spätsein, und in alle Spiele setzen Nichts helfe, wo das Fundament mangelt, und keine Ordnung ist.

Mit allem Jasten und Jagen, mit allem Früh- und Spätsein hatte er in der schönen neuen Herrenmühle nie, was er brauchte, und mußte alle Augenblicke allen Teufelskünsten aufbieten, um hunderterlei Leute mit Worten abzuspeisen, denen er Geld geben sollte.

Diese Änderung seiner Umstände, und daß der steife Glaube, den er hatte, die Umstände im Augenblick wieder ändern zu können, ihm nicht recht in Erfüllung gehen wollte, machte ihn beinahe rasend.

Ob es Gott lieb oder leid, er wollte wieder reich werden, und brauchte jetzt keine Sorgfalt mehr, den Wust der Verbrechen, mit denen er diesem Endzwecke entgegen gieng, zu verbergen. Er baute blindlings auf die Furcht und den Schrecken, womit er bis jetzt Jung und Alt im Zaume gehalten, und Jedermann bei allen seinen Thaten und bei allem Hasse, den er sich zugezogen, doch das Maul gestopft hatte; aber das junge Volk, das er jetzt meistern wollte wie das alte, war nicht mehr das gute bethörbare Volk, dessen Unschuld er mißbraucht hatte.

Wo ein Mann wie er fünfzig Jahre alt wird, und so lange regiert, bleibt das Volk

nicht mehr so. Unser junges Volk war jetzt heimtückisch, frech und gewaltthätig wie er, und darum war es unmöglich, daß er dasselbe zum Feinde haben, und doch meistern konnte. Was alt war, zitterte freilich noch immer vor ihm, und die grauen Bärte sagten alle, sie hätten ihn erfahren, und es solle es nur Niemand probieren, Etwas mit ihm anzufangen. Aber viele junge Bursche widersprachen darin ihren Vätern, und behaupteten, wenn sie allein waren und Niemand sie hörte: es habe nur daran gefehlt, daß man's nicht recht mit ihm angegriffen habe — wenn ich heute noch einen Handel mit ihm bekommen würde, wie Der und Dieser mit ihm gehabt hat, ich wollte probieren, ob es kommen müßte, wie es da gekommen ist — wenn sie Vierfüßige gewesen wären, sie hätten sich nicht dummer von ihm herumführen lassen können, als es geschehen sei. — Das war allgemein die Sprache der jungen Leute, die Kopf und Herz hatten, wenn von den alten Geschichten des Vogts die Rede war.

Einige giengen noch weiter. Es ist schon zwei Jahre seither, daß der junge Scheibler, da der Vogt ihm nur ein paar Stichworte gegeben, in seinem eigenen Hause vom Tische aufgestanden ist, und überlaut, daß es der Vogt wohl verstand, zu denen, die neben ihm saßen, gesagt hat: Wenn der alte Donnerskerl mir noch einmal so kommt, so schlage ich ihn in den Boden hinein! Es begegnete ihm sogar, daß einige junge Leute ihm läugneten, was sie wirklich geredet hatten, und andere ihn auslachten, wenn er Etwas über sie klagte, das er nicht beweisen konnte.

Er klagte auch gar oft über das wüste junge Volk, das so frech sei, und rede, was ihm ins Maul komme, und ihm selber läugne, was er mit seinen Augen gesehen, und mit seinen Ohren gehört habe.

Der ältere Lindenberger aber sagte ihm einmal vor einem ganzen Tische voll Volk: Es begegnet dir nur, was du verdienst — ehe du da wareſt, wußte Niemand etwas von so hartem Läugnen; jetzt aber hast du darüber nicht zu klagen, daß man das auch gegen dich braucht, was du eingeführt, und tausendmal gegen Andere ausgeübt hast. — Und der jüngere Killer, der beim großen Schlaghandel sich glücklich heraus geläugnet hatte, bot in der gleichen Stunde und vor allen Leuten, die mit ihm von der Audienz kamen, aus Muthwillen dem Vogt einen Thaler für den Lehrlohn an. Wofür mir einen Lehrlohn? sagte der Vogt. Einer, der mitgieng, gab überlaut zur Antwort: Ich denke, der Lehrlohn werde von der Kunst, das abzuläugnen, was wahr ist, verstanden werden müssen. — Nein, nein, sagte der Killer, nur von der Kunst, seinen Handel zu gewinnen. — Aber die Kunst wegzuläugnen ist eben die Kunst, seinen Handel zu gewinnen, sagte der Andere. Und der Lehrlohn für das Lügenlernen wurde zum allgemeinen Gelächter, so daß der Vogt vor Zorn hätte stampfen mögen; doch that er nicht dergleichen. Fast ein Jahr lang fieng Jeder, der den Vogt necken wollte, mit ihm von diesem Lehrlohn an; und es ist wirklich zu einem Sprüchworte geworden: wenn er mit dem Lügenlehren Thaler verdient habe, so habe er mit dem Stehlenlehren Dublonen verdient.

Im Streite mit dem Kümmerlig, von dem er meinte, er müsse den Handel in den ersten Wochen aufgeben, weil es in des Herzogs Land so kostbar sei zu trölen, konnte er lange nicht begreifen, wie der Mann es aushalten, und immer Geld finden könne. Endlich vernahm er, daß man ihm hier im Dorfe Geld vorstrecke, so viel er wolle, und daß er auf Neid und Haß gegen ihn hin drei- bis vierhundert Gulden entlehnen könne, wenn er nur wolle; und diese Entdeckung war die Ursache, daß er plötzlich den Streit aufgab, und die Unkosten bezahlte.

So zeigte ihm ein Vorfall nach dem andern, daß seine Kraft dahin sei, und daß er

Nichts mehr vermöge, weil öffentlich und heimlich ihm Alles feind war. Die meisten Leute scheuten ihn freilich noch, und unter Hunderten ließen neun und neunzig Fünfe gerad sein, ehe sie mit ihm stritten; aber doch war's nicht mehr der alte Schrecken im Volke. Man lachte ihm ins Angesicht, und kehrte ihm den Rücken, wenn er seine Wuth hervorließ. Er kam mit seiner Gewaltthätigkeit nicht mehr zum Ziele, und mit allem Geiz und allen Diebstählen nicht mehr auf einen grünen Zweig. Seine Hausverwirrung wurde vielmehr je länger je größer, so daß sogar seine Knechte ihm Nichts mehr nachfragten, sondern thaten, was sie wollten, und ihn bestahlen, wo sie konnten. Er war aber auch selbst sich nicht mehr vollends gleich. Wenn er mit Jemand vors Gericht mußte, so war ihm angst; und doch mußte er alle Augenblicke thun, wie wenn ihm so zu sagen Nichts lieber auf der Welt wäre. Und so fiel natürlich alle Augenblicke Etwas vor, das ihn drückte und kränkte, und sein Leben elend machte.

19.

(Wen der Tod nicht weiser macht,
Hat nie mit Ernst an ihn gedacht.)

Der Gedanke, daß er bald sterben könnte, und der ihm besonders daher kam, weil er seit der Krankheit eisgrau geworden war, machte ihm auch viele Mühe. Der alte Schreiber wollte ihn zwar darüber auf seine Art beruhigen, und behauptete: man müsse gar nicht an den Tod denken; wenn er kommen wolle, so komme er doch; und sich vorher mit Gedanken an ihn zu plagen, sei eine Narrheit; denn wenn der Mensch todt sei, so sei es mit ihm aus wie mit dem Vieh. — Aber — es ist merkwürdig — zu der Zeit, da der Schreiber ihn über Tod und Ewigkeit so einschläfern wollte, hat es dem Vogt zwei Nächte nach einander geträumt, sein seliger Vater sei ihm wieder erschienen, und habe zu ihm gesagt: Wie ist es, Bub? ist dir die Zeit gekommen, daß auch Leute zu dir sagen: Du alter versoffener Lump, willst du mit mir ins Schloß? — Gelt, gelt, sie ist dir gekommen, wie ich sie dir prophezeit! — Wenn jetzt der Vogt daran dachte, was der Schreiber zu ihm gesagt hatte, daß es nach dem Tode mit dem Menschen aus sei, kam ihm allemal sein Vater wieder vor Augen, wie er vor seinem Bett stand, die Hände verwarf, und den Kopf schüttelte, daß ihm das Haar über die Stirne hinunter fiel, wie im Leben, wenn er im Eifer Etwas redete; — ich sage, wenn der Vogt an des Schreibers Meinung dachte, so kam ihm dann immer sein Vater vor, wie er sich vor ihn hingestellt, und gesagt: wie ist es jetzt, Bub? ist dir die Zeit gekommen? — dann erschrak er, daß ihm das Herz klopfte, und er konnte nicht glauben, was der Schreiber zu ihm sagte.

So an einem elenden Faden hieng jetzt dem Manne der Glaube an ein anderes Leben. Er hätte freilich wie der Schreiber gerne nicht daran glauben, und lieber ewig todt sein mögen; aber er durfte es nicht hoffen, und mußte zittern, wenn er nur daran dachte.

Das ist aber das Elend aller Gottlosigkeit und Ungerechtigkeit auf Erden, daß der Mensch, wenn sich seine Tage neigen, ewig todt sein möchte, aber es nicht hoffen darf.

O ihr Lieben! das nahende Alter und das Abnehmen der Kräfte des Menschen, der die Wuth der Gewaltthätigkeit und der Ungerechtigkeit in sich gesogen hat, ist überhaupt entsetzlich. Mit jedem neuen Hindernisse, das den Wünschen seines Unsinns und dem Streben seines Rasens in den Weg kömmt, wird diese Wuth stärker, und die Hindernisse der Thorheit und des Lasters werden mit jedem Tage größer. Es kann nicht anders sein. —

Die Erfahrungen des Lebens sollen uns reinigen von allem unverständigen und lasterhaften Wesen. Thun sie das, so wird unser Alter still und glücklich, und seine Schwäche wird wie die

Schwäche eines Lichtes, dessen reines Öl hell brennet, bis es erlischt; thun sie es aber nicht, brennen die Wünsche der Thorheit und des Lasters noch in uns, auch wenn die Kraft des Lebens schwindet, so dünstet ihr Feuer einen stinkenden Rauch aus, wie das Feuer, das in einem Haufen faulenden Moders brennt. Der Gestank dieses Rauches steigt wahrlich oft um uns her auf, lange ehe wir uns dessen versehen.

Das war der Fall mit dem Vogte. Er war noch nicht über die Fünfzig, und doch war er in jeder Hinsicht ausgebraucht; selbst sein Gedächtniß und seine Ueberlegung nahm sichtbar ab. Auch gestand er es beim Todesfall des alten Junkers selber, und sagte in dieser Woche fast alle Viertelstunden, es sei ihm, wie wenn er in eine neue Welt herunter gefallen wäre. Er klagte auch gar sehr über diese neue Welt, und sagte oft, er glaube selber, wenn er darin müßte anfangen zu wirthschaften, er brächte es kaum dahin, daß er Schweinhirt würde, geschweige Untervogt.

Nun wäre es wohl Zeit gewesen, die Segel einzuziehen, und die Gewalt, die er nicht mehr behaupten konnte, fahren zu lassen. Er sah es auch ein, und wenn er reich gewesen wäre, und nicht in Schulden gesteckt hätte, so hätte er sich zur Ruhe gesetzt; und — merket euch das, ihr Menschen, die ihr mit ihm auf gleicher Lasterbahn gewandelt, aber nicht mit ihm unter den Galgen gekommen! merket euch das, ihr Menschen! — wäre er reich gewesen, und hätte er nicht in Schulden gesteckt, so hätte ihn auch keine Versuchung zu den letzten Thaten, die ihn unter den Galgen gebracht, angewandelt; er hätte sich dann zur Ruhe gesetzt, und wäre wie hundert Andere, die auf seinen Wegen wandeln, mit Ehren unter den Boden gekommen. Da er aber in Noth und Schulden steckte, so durfte er nur nicht daran denken, Etwas fahren zu lassen, wodurch er wenig oder viel Geld einzutreiben hoffte.

So war zuletzt die Verwirrung der Noth und der Armuth mitten im Gewühle des Reichthums, der Macht und des Hochmuths das innere Triebrad des Unsinns seiner letzten Thaten.

Und die Verwirrung der Noth und der Armuth, die so oft das Ende eines fehlerhaften Lebens ist, ist auch in aller Welt die gewöhnlichste Quelle der unsinnigen Thaten, welche einige Menschen dem Henker unter die Hände, unendlich mehrere aber um die Ruhe ihres Lebens, um die Freuden ihrer späten Tage und um den Frieden ihres Todbettes bringen, indem sie dieselben zur Pest ihrer Mitmenschen, zum Fluch ihres Hauses und zum Abscheu ihrer selbst machen. Darum, o ihr Menschen, die ihr Ruhe suchet und Segen, und euch friedliche und heitere Tage wünschet! — o ihr Menschen, die ihr gerne eure Kinder auf eurem Todbette mit heiterm Herzen an eure Brust drücket! lasset euch lehren:

wer sein Haus nicht in der Ordnung führt;

wer mehr braucht, und mehr haben will, als ihm sicher und leicht eingeht;

wer in den Tag hinein lebt, und auf Zufälle wartet;

wer Einkünfte erzwingen will, die nicht mehr leicht und natürlich eingehen wollen, und die er darum fallen lassen sollte;

kurz, wer von mehr Geld abhängt, als er hat, und leicht und natürlich zubringen kann — der kann nicht anders, als er muß ein Schelm werden und ein höchst unglücklicher Mann, wenn leicht die Umstände darnach sind; er kann nicht anders, er muß aus Noth, fast wider seinen Willen, ein Schelm bleiben, und ein höchst unglücklicher Mann bis an sein Grab.

Der Hummel mußte jetzt fast wider seinen Willen in dem Kothe stecken bleiben, in den er in der Unordnung seines Lebens mit so großem Muthwillen hineingewatet war.

Umsonst warnte ihn jetzt sein Herz;
umsonst redete ihm sein Gewissen die Wahrheit;

umsonst zitterte er beim letzten Nachtmahle am ganzen Leibe;

umsonst erschütterten ihn die Schrecken des Meineids, da der arme Wüst vor seinen Augen fast verzweifelte;

umsonst überfiel ihn ein Schauer, da er vor des Rudis Fenstern vorbeigieng, und das Geheul der jammernden Kinder bei der sterbenden Frau hörte;

umsonst schien ihm auch die liebe Sonne, als er auf des Meiers Hügel noch in ihre letzten Strahlen hineinsah, und ihr nachstaunen mußte, bis sie hinter dem Berge war — er sah nur Schatten, Nacht und Grausen, das ihn umgab; er konnte selbst beim Anblicke der lieben Sonne Nichts thun als mit den Zähnen kirren; er konnte jetzt nicht mehr auf den Herrn hoffen, der aus dem Staube errettet, und aus den Tiefen erlöset; er kirrete nur mit den Zähnen; —

umsonst warnte ihn sein Weib;

umsonst zeigte sie ihm, wo er stehe, und wohin ihn sein Leben führe;

umsonst bat sie, daß er sich nicht noch mehr vertiefe;

umsonst empfand er selber: sie hat Recht, und mehr als Recht; — er war jetzt verwildert; die Wuth seines Unsinns und seiner bösen Begierden machte ihn taub und blind gegen alle Vernunft; er sah, wie tief er stecke, und wollte sich aus dem Schlamme heraus wüthen, ohne mehr zu denken, wohin sein Thun ihn führen müsse.

Aber wenn es dann so weit mit einem Menschen kommt, so ist er dem Ende seiner Laufbahn nahe. Der Vogt verstieß jetzt seinen Kopf an einem armen Maurer, nachdem er hundertmal die ganze Gemeinde an die Wand gestellt hatte, wie wenn sie Nichts wäre.

Ich will euch die Geschichte seiner letzten Tage nicht wiederholen, ihr wisset sie Alle; nur das will ich noch sagen, daß ihm der Gedanke, dem Junker den Markstein zu versetzen, während des Nachtmahls in den Sinn gekommen ist, und daß er bis ein paar Augenblicke vor der That Nichts weniger geglaubt, als daß er im Stande sei, zu thun, was er wirklich gethan hat. Er sagt auch jetzt noch: wenn man ihm eine Viertelstunde vorher gesagt hätte, er werde dem liebsten Manne, den er in der Welt habe, das Messer in den Leib stoßen, oder den Junker in der Audienzstube umbringen, er hätte das Alles hundertmal eher möglich geglaubt, als daß er im Stande sein würde, die Furcht zu überwinden, und Nachts um zwölf Uhr in den Wald zu gehen, einen Markstein zu versetzen. Und doch hat er es gethan, und leidet jetzt die Strafe einer That, deren er sich vor Kurzem noch nicht fähig geglaubt hatte.

20.

(Des Lasters Bahn ist Anfangs zwar
Ein breiter Weg durch Auen;
Allein sein Fortgang wird Gefahr,
Sein Ende Nacht und Grauen.)

Liebe Menschen!

Er ist jetzt dahingegeben zum Beispiel der Sünde, an unsern Kindern wieder gut zu machen, was er an ihren Vätern verdorben hat. —

Gott gebe nun, daß seine Strafe in uns austilge die Keime der Verbrechen, die ihn so elend und uns so unglücklich machten! —

Er ist jetzt ein armer Tropf; die Last seiner Thaten liegt schwer auf ihm. Und was ihm seine Strafe schwerer macht, ist das Bild seines bisherigen Lebens, das ihn allenthalben verfolgt.

Ihr sahet ihn, als er am letzten traurigen Morgen, seine Strafe leidend, vor euch einsank.

Er war entblößt an Haupt und Füßen — das machte ihm Nichts.

Seine Hand war angebunden am Holze des Galgens —

er erblaßte nicht deßwegen.

Das Schwert des Henkers glänzte ob seinem Haupte —

er zitterte nicht darob.

Das Volk, mit dem er lebte, stand um ihn her, und sah ihn an diesem Orte — auch darob sank er nicht ein.

Aber das Bild seines Lebens und der Schatten der Thaten, die ihn umschwebten — das war's, worüber er zitterte, erblaßte und einsank!

Er sah an dem Orte, wo er war,

den armen Uli,

wie er, von Raben zerrissen, neben ihm hieng — wie er sein schreckliches Gerippe gegen ihn kehrte, und grinsend, aus hohlem Leibe ihm vorerzählte, Stück für Stück, was er ihm abgedrückt, und wie er ihn an diesen Ort gebracht habe!

Auch die Lismergrithe kam ihm wieder vor —

wie sie vor seinen Augen, ihren Todesschweiß schwitzend, aus blassen starren Lippen — im Augenblicke des Schwertstreiches noch — seinen Namen nannte, und — ihn schrecklich verklagend — ihr Haupt gen Himmel emporhielt! —

Aber wer will es beschreiben, das Bild seines Lebens, das ihn jetzt umschwebte! wer will ausdrücken und malen das Entsetzen dieser Stunde! —

Ich will es nicht beschreiben, nicht ausdrücken, nicht vormalen; ich will es nur erzählen, wie ein Kind es erzählen könnte, was ihm in dieser Stunde vorgeschwebt ist.

Er sah die Thränen der Gekränkten,

den Jammer der Hungernden,

den Schrecken der Geängstigten

vor seinen Augen. —

Er hörte

das Fluchen der Wüthenden

und das Stöhnen der Verzweifelnden

mit seinen Ohren.

Er sah seinen todten Vater wieder, und hörte wieder sein schreckliches Wort: Bub! Bub! — sind jetzt die Tage da? da man auch zu dir sagt: Du alter versoffener Lump!

Auch sein Kind sah er wieder, wie es ihm sterbend die Hand bot, und zu ihm sagte: Vater! Vater! thu doch Niemanden mehr wehe! — Er sah die Jammer-Eiche wieder, die ihm zuerst die Ruhe seines Teufellebens raubte. — Er hörte wieder des Stichelbergers Schreckensruf: ins Thal Josaphat! zu einer andern Rechnung!

Er hörte wieder die Gewitternacht und ihren Donner — sah den reißenden Strom, und den Abscheu des murrenden und nicht helfenden Volkes — sah sein sinkendes Haus — und die Last und die Gräuel des neuen — sein steigendes Elend — das Todbett der Kathrine — und das Entsetzen des letzten Nachtmahls — und die Schreckniße der Mitternachtsstunde bei der Vollendung seines Unsinns beim Markstein.

Dieses Bild seines Lebens, das Niemand malen und Niemand beschreiben kann, stand vor seinen verwirrten Augen, als er am schrecklichen Orte vor euch einsank. — Und es verfolgt ihn jetzt, wo er gehet und stehet, und macht ihn um so unglücklicher, als er mit jeder Stunde mehr einsiehet, wie wahr dieses Bild seines Lebens ist, das ihn umschwebt, und wie zahllos die Menschen sind, die er elend gemacht hat.

Er dachte im Taumel seiner guten Tage an Nichts weniger als an dieses, und auch in der Verwilderung seiner bösern Zeit war ihm das Elend seiner Mitmenschen wie Nichts. Erst da er selber unwiederbringlich elend geworden war, und mit aller Bosheit und Schlauheit seines alten Lebens gar keine Rettung aus den Tiefen, in die er hinunter gestürzt war, mehr entdecken konnte, erst da gieng ihm das Elend seiner Mitmenschen zu Herzen.

Er glaubte auch von dieser Zeit an, daß ihn alle Menschen nur verabscheuen, und daß Niemand auf Erden einiges Mitleiden mit ihm habe. Aber er hat auch hierin das Gegentheil erfahren. Der arme Rudi theilt jetzt mit ihm sein Brot, und achtet nicht mehr des vergangenen Jammers; er tröstet sich der Leiden seiner

Kinder, und zeigt wie ein Christ nicht bloß mit den Worten, sondern auch mit der That, daß er Wohlthun und den Feinden vergeben für ein größeres Glück achte, als eine Kuh mehr im Stalle zu halten.

O ihr Menschen! die Güte des Rudi hat dem Vogt in der finsterſten Stunde die Güte des Menschenherzens, woran er zweifelte, bewiesen, und ihn unter Umständen, die ihn zur Verzweiflung oder wenigstens zu noch größerer Verwilderung seiner selbst hätten führen können, errettet und erhalten, — so daß er sich wieder zum Vertrauen auf Gott und Menschen emporheben, und von seiner innern Verwilderung also zurückkommen konnte, daß ich ihn wahrlich jetzt voll lauterer Wehmuth, und ohne daß der geringste Schatten von Unwillen mehr in meinem Herzen gegen ihn übrig ist, euch darstellen kann.

Ja, wenn ich Alles zusammennehme, was er gethan hat, aber dann auch überlege, wie er zu dem gekommen ist, was er gethan hat, und wie er das geworden ist, was er war, — und endlich, wie er von dem bösen Sinne wieder zurück gekommen ist; so kann ich nichts Anderes von ihm sagen als: er ist ein Mensch wie wir!

Und ob er schon da steht als ein Beispiel der Sünde, in uns auszutilgen die Keime der Bosheit, die ihn zu seinen Thaten verführten; so kann ich am Ende doch nichts Anderes von ihm sagen als: er ist ein Mensch wie wir! — und muß die Worte wiederholen, die ich vor vierzehn Tagen schon zu euch sprach: daß doch keines von uns Allen meine, dieses Unglück hätte ihm nicht auch begegnen können!

Hebet eure Augen auf, und sehet: warum stehet er vor euch? Ist es etwas Anders, als weil er hochmüthig, geizig, hartherzig und undankbar war? — Und nun redet, ich frage euch wieder: ist einer unter euch nicht hochmüthig, nicht geizig, nicht hartherzig, nicht undankbar? Er stehe auf, und sei unser Lehrer! Denn ich, o Herr! bin ein Sünder, und meine Seele ist nicht rein von allem Bösen, um deßwillen der arme Mensch vor euch leidet.

Und je mehr ich seinem Leben nachdenke, desto mehr weiß ich in Beziehung auf mich Nichts zu sagen als: Ich will Gott danken, daß er nicht solche Versuchungen über mein Haupt gehäufet, wie diejenigen waren, unter denen dieser arme Mann lebte. — Ich will Gott danken, daß er mir einen Vater und eine Mutter gegeben hat, die mich in Zucht und Ehren erzogen, und Arbeit und Ordnung lieb gewinnen, gelehrt haben. — Ich will Gott danken, daß ich nicht unter solchen Umständen wie er Vogt oder Weibel geworden bin, und mein Brot in keinem Berufe habe suchen müssen, in welchem man täglich es kaum ausweichen kann, drückend gegen seine Mitmenschen zu handeln! — Ich will Gott danken, daß ich von Jugend auf unter bessern und frömmern Menschen gelebt habe, und nicht von Kindsbeinen auf so viele Beispiele der Thorheit, der Unordnung, der Gedankenlosigkeit und Niederträchtigkeit vor meinen Augen hatte!

O Gott! auf meine Kniee will ich fallen und dich anbeten, daß deine Welt mir immer in einem reinen und bessern Lichte vor Augen gestanden, und mich ruhiger, glücklicher und seliger bildete als diesen Mann, der noch in den Tagen seines Alters und seiner Entkräftung von den Folgen seiner Thorheit und seiner Irrthümer bis an die Gränzen der Verzweiflung gebracht worden ist!

O ihr Menschen! was soll ich mehr sagen? Mein Herz ist bewegt von innigem Mitleid gegen ihn, und ich kann Nichts mehr sagen als dieses: Handle doch Keiner von euch an ihm, wie man gemeiniglich an den Unglücklichen handelt, die in die Hände der Obrigkeit gerathen!

O ihr Menschen! die Geschlechter der Erde handeln nicht recht an solchen Elenden. Sie nehmen zuerst Theil an ihren Gräuelthaten, sie spielen mit ihnen die Spiele ihres Lebens, sie

reizen sie zu ihren Verbrechen, sie pflanzen in ihnen den Unsinn ihrer Sitten, und nähren in ihnen die Keime der Laster; — dann aber, wenn sie unglücklich werden, und in die Hände der Obrigkeit gerathen, verlassen sie dieselben, und handeln in ihrem Elende gegen sie, als ob sie dieselben nicht mehr kennten, und nie mit ihnen die Spiele des Muthwillens gespielt hätten, durch welche diese Elenden verheert wurden. — O ihr Menschen! dann werden diese Unglücklichen in ihrem Innern wie wüthend über ihr hartes Geschlecht, schlucken in sich Verachtung und Menschenhaß und Rachegrimm, und werden zehnfach abscheulicher, als sie vorher waren.

Liebe Menschen! ich rede sonst selten und nicht gern mit euch vom Menschengeschlecht und von mehr Leuten als von meiner Herde; aber jetzt kann ich nicht anders — es ist mir, die hundert- und abermal hunderttausend von der Obrigkeit bestraften Verbrecher stehen vor meinen Augen, und ich sehe die Geschlechter der Menschen allenthalben so unbillig und hart gegen diese Unglücklichen handeln. — Ich möchte meine Stimme erheben, und zurufen dem Volke der Erde: Erbarme dich dieser Elenden! — Ich möchte meine Stimme erheben, und zurufen dem Volke in niedern Hütten, und ihm sagen: Du Volk in niedern Hütten! du kannst an diesen Unglücklichen thun, was keine Obrigkeit an ihnen thun kann — du kannst sie wieder zu Menschen machen, du kannst sie wieder mit sich selbst und mit ihren Mitmenschen aussöhnen; du kannst ihrem weitern Elend und ihren weitern Verbrechen vorbeugen, und sie an deiner Hand dahin leiten, daß sie zu einer friedlichen Ruhestätte gelangen.

Ich möchte dem Volke der Erde, in dessen Brust ein Menschenherz schlägt, zurufen und sagen: es ist kein Gottesdienst und kein Menschendienst größer und edler als die Güte, die man gegen Menschen ausübt, welche durch ihre Fehler verwirrt, durch ihre Schande erniedrigt, durch ihre Strafe verwildert sind, und wie die gefährlichsten Kranken zur Wiederherstellung ihrer gewaltsam zerstörten Natur und ihres verheerten Daseins mehr als alle andern Menschen Schonung, Menschlichkeit und Liebe nöthig haben.

Aber ich erwache von meinem Traume — das Volk der Erde steht nicht vor mir, und die Geschlechter der Erde hören mich nicht. Und ihr, meine Lieben! mit denen ich rede, werdet an dem Manne, der nun so unglücklich ist, nicht unbarmherzig und unempfindlich handeln, sondern vielmehr die Geschichte seines Lebens dazu benutzen, daß ihr einander weniger plaget, und vorbeuget, daß ihr unter einander und von einander immer weniger verdorben und unglücklich gemacht werdet, und so des Elendes, das unter uns ist, täglich weniger werde.

Es war so drückend dieses Elend, und ich konnte bis auf diese Stunde so viel als Nichts dagegen thun, außer Mitleid mit euch haben und schweigen.

Aber Zeuge bist du, Kanzel des Herrn, wie tief mich euer Elend beugte!

Und noch mehr Zeuge bist du, todter Stein, aus dem ich nun zwanzig Jahre lang das Geschlecht taufte, das hinter uns aufwuchs — Zeuge bist du, was meine Seele litt, wenn ich eure Kinder in meine Hand nahm, und dachte, welch einem Leben sie entgegen gehen! —

Aber von nun an erwachet meine Hoffnung wieder in mir, und es preßte mir Freudenthränen aus, da ich nach der Bekehrung des Vogts das erste Kind, das ich taufen sollte, in euer Buch eintrug. Ich schrieb seinen Namen „Esther“ größer als sonst, und mit rother Tinte — ich umschlang das Wort mit einem Kranze, und unter dem Kranze knüpfte ich den Anker der Hoffnung an wie an ein Band — oben am Kranze aber schrieb ich „den achtzehnten Herbstmonat“, an welchem Tage ihr eurem Herrn huldigtet — und meine Thränen fielen häufig auf

das Blatt, auf dem ich, so in meiner Freude tändelnd, mein Herz ausleerte.

Ihr Lieben! vergesset auch ihr diesen achtzehnten Herbstmonat nicht, und lehret eure Kinder und Kindeskinder von diesem Tage an die Wiederherstellung eures Glückes zählen!

Ihr Lieben! ich bezeuge es vor dem Angesichte Gottes, und schmeichle nicht: euer Herr will euer Glück, und baut auf Fundamente, die den Wohlstand eurer Kinder und Kindeskinder sicher stellen werden wie euren eigenen. — Die alte fromme Einfalt wieder herzustellen — Freuden in Ehren und Freuden zum Segen euch zu verschaffen — euch in euren Wohnstuben glücklich zu machen — euch des Lebens Nothdurft ohne Drang und Kummer zu verschaffen — der Liederlichkeit und der Unordnung vorzubiegen — der Gewaltthätigkeit und aller Unterdrückung Einhalt zu thun — und überhaupt auszureuten und auszutilgen die ersten Ursachen des Elendes, das ihr littet, und hingegen wieder herzustellen, zu reinigen und euch zuzuführen die Quellen alles Guten und alles Segens, der euch mangelte: das ist das Ziel eures Herrn, worauf er seine Bemühungen richtet, wofür er am Tage sorgt, und Nächte durchwacht.

Gott verhelfe uns dazu in seiner Gnade durch seinen guten heiligen Geist! Amen!

Inhalt.

		Seite.
1.	Ein herzguter Mann, der aber doch Weib und Kind höchst unglücklich macht .	1
2.	Eine Frau, die Entschlüsse nimmt, ausführt, und einen Herrn findet, der Vaterherz hat	3
3.	Ein Unmensch erscheint	5
4.	Er ist bei seines Gleichen, und da ist's, wo man Schelme kennen lernt . .	7
5.	Er findet seinen Meister . . .	9
6.	Wahrhafte Bauerngespräche . .	11
7.	Er fängt eine Vogtsarbeit an . .	15
8.	Wenn man die Räder schmiert, so geht der Wagen	17
9.	Von den Rechten im Lande . .	18
10.	Des Scherers Hund sauft Wasser zur Unzeit, und verdirbt dem Herrn Untervogt ein Spiel, das recht gut stand . .	19
11.	Wohl überlegte Schelmenprojekte .	21
12.	Haushaltungsfreuden	24
13.	Beweis, daß Gertrud ihrem Manne lieb war	25
14.	Niedriger Eigennutz	28
15.	Der klugen Gans entfällt ein Ei; oder eine Dummheit, die ein Glas Wein kostet	30
16.	Zieht den Hut ab, Kinder, es folgt ein Sterbebett	31
17.	Die kranke Frau handelt vortrefflich .	33
18.	Ein armer Knabe bittet ab, daß er Erdäpfel gestohlen hat, und die Kranke stirbt	36
19.	Guter Muth tröstet, heitert auf und hilft; Kummerhaftigkeit aber plagt nur .	38
20.	Dummer, Zeit verderbender Vorwitz hat den Mann zum Müßiggang verführt .	39
21.	Undank und Neid	40
22.	Die Qualen des Meineids lassen sich nicht mit spitzfindigen Künsten ersticken .	40
23.	Ein Heuchler und eine leidende Frau .	43
24.	Ein reines, fröhliches und dankbares Herz	45
25.	Wie Schelme mit einander reden .	46
26.	Hochmuth in Armuth und Elend führt zu den unnatürlichsten, abscheulichsten Thaten	46
27.	Fleiß und Arbeitsamkeit ohne ein dankbares und mitleidiges Herz	48
28.	Der Abend vor einem Festtage in eines Vogts Hause, der wirthet . . .	50
29.	Fortsetzung, wie Schelme mit einander reden und handeln	52
30.	Fortsetzung, wie Schelme mit einander reden und handeln; auf eine andere Manier	54
31.	Der Abend vor einem Festtage im Hause einer rechtschaffenen Mutter . .	57
32.	Die Freuden der Gebetsstunde . .	58
33.	Die Ernsthaftigkeit der Gebetsstunde	59
34.	So ein Unterricht wird verstanden, und geht ans Herz; aber es giebt ihn eine Mutter	60
35.	Ein Samstagabend-Gebet . .	61
36.	Noch mehr Mutterlehren. Reine Andacht und Emporhebung der Seele zu Gott	63
37.	Sie bringen einem armen Mann eine Erbsenbrühe	65
38.	Die reine, stille Größe eines wohlthätigen Herzens	66
39.	Eine Predigt	67
40.	Ein Beweis, daß die Predigt gut war; item, vom Wissen und Irrthum, und von dem, was es heiße, den Armen drücken	70
41.	Der Ehegaumer zeigt dem Pfarrer Unfug an	74
42.	Zugabe zur Morgenpredigt . .	75
43.	Die Bauern im Wirthshause werden beunruhigt	76
44.	Geschichte eines Menschenherzens während des Nachtmahls	77
45.	Die Frau sagt ihrem Manne große Wahrheiten, aber viele Jahre zu spät . .	78
46.	Selbstgespräch eines Mannes, der mit seinem Nachdenken unglücklich weit kömmt	79
47.	Häusliche Sonntagsfreude . . .	80
48.	Etwas von der Sünde . . .	82
49.	Kindercharakter und Kinderlehren .	83

		Seite.
50.	Unarten und böse Gewohnheiten verderben dem Menschen auch die angenehmen Stunden, in denen er etwas Gutes thut	85
51.	Es kann keinem Menschen in den Sinn kommen, was für gute Folgen auch die kleinste gute Handlung haben kann	87
52.	Am Morgen sehr früh ist viel zu spät für das, was man am Abend vorher hätte thun sollen	87
53.	Je fehlerhafter der Mensch ist, desto unverschämter begegnet er denen, die auch fehlen	88
54.	Armer Leute unnöthige Arbeit	89
55.	Ein Heuchler macht sich einen Schelm zum Freunde	90
56.	Es wird Ernst, der Vogt muß nicht mehr Wirth sein	91
57.	Wie er sich geberdet	92
58.	Wer bei ihm war	93
59.	Auflösung eines Zweifels	93
60.	Eine Abschweifung	94
61.	Der alte Mann leert sein Herz aus	95
62.	Das Entsetzen der Gewissensunruhe	96
63.	Daß man mit Liebe und mit Theilnehmung der gänzlichen Kopfverwirrung angstvoller Menschen vorkommen könne	97
64.	Ein Pfarrer, der eine Gewissenssache behandelt	97
65.	Daß es auch beim niedrigsten Volke eine Delicatesse gebe, selbst bei der Annahme von Wohlthaten, um die es bittet	99
66.	Ein Förster, der keine Gespenster glaubt	100
67.	Ein Mann, den es gelüstet, einen Markstein zu versetzen, möchte auch gerne die Gespenster nicht glauben, und er darf nicht	101
68.	Die untergehende Sonne und ein verlorner armer Tropf	102
69.	Wie man sein muß, wenn man mit den Leuten Etwas ausrichten will	102
70.	Ein Mann, der ein Schelm ist und ein Dieb, handelt edelmüthig, und des Maurers Frau ist weise	103
71.	Die Hauptauftritte nähern sich	105
72.	Die letzte Hoffnung verläßt den Vogt	106
73.	Er macht sich an den Markstein	107
74.	Die Nacht betrügt Besoffene, und Schelme, die in der Angst sind, am stärksten	107
75.	Das Dorf kommt in Bewegung	108
76.	Der Pfarrer kommt ins Wirthshaus	109
77.	Seelsorgerarbeit	110
78.	Zwei Briefe vom Pfarrer an Arner	113
79.	Des Hühnerträgers Bericht	115
80.	Des Junkers Antwortschreiben an den Pfarrer	116
81.	Ein guter Küher	117
82.	Ein Kutscher, dem seines Junkers Sohn lieb ist	118
83.	Ein Edelmann bei seinen Arbeitsleuten	118
84.	Ein Junker und ein Pfarrer, die Beide ein gleich gutes Herz haben, kommen zusammen	119
85.	Des Junkers Herz gegen seinen fehlenden Vogt	119
86.	Der Pfarrer zeigt abermal sein gutes Herz	120
87.	Vom guten Muth und von Gespenstern	121
88.	Von Gespenstern, in einem andern Tone	124
89.	Ein Urtheil	125
90.	Vortrag Hartknopfs, des Ehegaumers	126
91.	Des Junkers Antwort	127
92.	Rede des Hühnerträgers an die Gemeinde	129
93.	Daß die Armen bei diesem Lustspiele gewinnen	130
94.	Der Junker dankt dem Pfarrer	131
95.	Der Junker bittet einen armen Mann, dem sein Großvater Unrecht gethan hatte, um Verzeihung	132
96.	Reine Herzensgüte eines armen Mannes gegen seinen Feind	133
97.	Seine Dankbarkeit gegen seinen edeln Herrn	134
98.	Auftritte, die ans Herz gehen sollen	135
99.	Eine angenehme Aussicht	136
100.	Des Hühnerträgers Lohn	137
101.	Der Vogt spaziert wieder zum Markstein	137
102.	Der Pfarrer mischt sich ins Spiel	138
103.	Adam und Eva	139
104.	Der Pfarrer stellt Leute zur Kirche hinaus	140
105.	Etwas aus des Pfarrers Predigt	141
106.	Wenn so ein Pfarrer in die Gefängnisse und Zuchthäuser eines Reiches Einfluß hätte, er würde die Grundsätze, mit den Gefangenen umzugehen, in ein Licht setzen, das himmelrein leuchtete	142
107.	Menschlichkeit und Gerechtigkeit bei einander	143
108.	Bauerngespräch und Bauernempfindung	144

		Seite.
109.	Hausordnung und Hausunordnung	145
110.	Das Herz leicht machen, ist das rechte Mittel, dem Menschen den Mund aufzuthun	149
111.	Seltsame Wirkungen des bösen Gewissens	150
112.	Die Ungleichheit dieser Wirkungen des bösen Gewissens bei geschäftserfahrnen Leuten	151
113.	Ein Bauernrath	152
114.	Bauernwahl	153
115.	Des Kalberleders Versuch, den Sachen zu helfen, und sein übler Ausschlag	154
116.	Die Dorfmeister suchen in ihrer Angst beim Teufel und seiner Großmutter Hülfe	157
117.	Die Fahne dreht sich	159
118.	Wie lange werden die Weiber noch denken und sagen: Mein Mann heißt Nabal, und Narrheit ist in ihm	161
119.	Zu gut ist dumm	163
120.	Der Hühnerträger findet keine Hühner und Tauben feil	164
121.	Art und Weise, die Obrigkeit zu berichten, und dahin zu lenken, wohin man sie gerne führt	165
122.	Erziehungs- und Haushaltungs-Grundsätze	167
123.	Ein Stück aus einer Leichenpredigt	168
124.	Ein Frauenbild, aber nicht zu allgemeiner Anwendung	168
125.	Die Arbeit Arners	169
126.	Der Lohn seiner Arbeit	169
127.	Leid und Freude in einer Stunde	170
128.	Ein Gespräch voll Güte auf der einen und voll Angst auf der andern Seite	171
129.	Die Himmelstropfen	174
130.	Ein Gespräch zwischen zwei Menschen, die in zehn Tagen Vieles gelernt hatten, das sie vorher nicht kannten, und Vieles erfahren, das sie vorher nicht wußten	175
131.	Hundestreue, die eine Menschenempfindung veranlaßt	179
132.	Lips Hüni, ein Wächter	179
133.	Es ist wohl so, wie sie sagen; aber wo die Hirten sich schlagen, da werden die Schafe gefressen	180
134.	In welch hohem Grade ein Verbrecher Mensch bleiben, und seine geistliche und weltliche Herrschaft interessieren kann	181
135.	Weil er Vater von Allen ist, so hält er zuerst und am stärksten seinen ältesten Buben im Zaum	183
136.	Der neue Vogt neben seinen Bauern	185
137.	Der Vogt neben des Weibels Töchterli	186
138	Der Vogt ist wieder in des Kienholzen Stube und dann auf der Gasse beim Weibel, der auf dem Rosse sitzt	187
139.	Renold, ein braver Mann, tritt auf	188
140.	Die Morgenstunde Arners an einem Gerichtstage neben seinem Pfarrer	189
141.	Arner fängt seine Tagesarbeit an	191
142.	Bauern, die von ihrem Herrn reden	191
143.	Arner thut die Thüre zu	192
144.	Sie werden jetzt bald aufhören zu rathschlagen wider ihren Herrn und wider ihr Heil	193
145.	Der alte Trümpi bringt eine böse Nachricht	194
146.	Es fängt an, ernst zu werden	194
147.	Der Unverstand der Gewaltigen pflanzt die Lügen des Volkes, aber ihre Weisheit macht die Menschen wahrhaft	196
148.	Ein Sigrist und ein Schulmeister, zwei Brüder dem Leibe nach und auch der Seele	198
149.	Er versteht das Fragen besser als sie das Lügen	200
150.	Jakob Christoph Friedrich Hartknopf, der Ehegaumer und Stillständer von Bonnal wird fuchswild gemacht	203
151.	Arners Urtheil über die armen Sünder	204
152.	Es war seine Speise, daß er höre und thue den Willen seines Vaters im Himmel	206
153.	Wohin bringt den Menschen sein armes Herz, wenn er für dasselbe keinen Zaum hat?	207
154.	Jetzt gar eine Ohnmacht um des armen, zaumlosen Herzens willen	208
155.	Die wahre Regierungsweisheit wohnet in Menschen, die also handeln	209
156.	Ein Kläger, dem die Sonne scheint	210
157.	Ein Doktor in der Perüke, auf einer Tragbahre und im Bette	211
158.	Ein aufgelöstes Räthsel und Arners Urtheil über einen privilegierten Mörder	212
159.	Arner genießt wieder den Lohn seiner Arbeit	213

Bayerische Staatsbibliothek München

Seite.

160. Es nahet ein Todbett . . . 214
161. Wer von Herzen gut ist, richtet mit den Leuten aus, was er will, und bringt sie, wozu er will 215
162. Die Menschen sind so gerne gut, und werden so gerne gut . . . 217
163. Worte einer Sterbenden . . . 218
164. Hier ist wahrhaftig ein Haus Gottes und eine Pforte des Himmels . . . 219
165. Wenn eure Gerechtigkeit nicht weit übertreffen wird die Gerechtigkeit der Schriftgelehrten und Pharisäer, so werdet ihr nicht ins Reich der Himmel eingehen 220
166 Weilen doch über den himmlischen Bogen Eine so dicke Decke gezogen, u. s. w. 221
167. Auch neben dem Treufaug ist er weise 223
168. Zu beweisen, daß die Menschen das werden, was man aus ihnen macht . 224
169 Zu einem guten Ziele kommen, ist besser als viele Wahrheiten sagen . . 225
170. Lebensbeschreibung des Vogts Hummel 226
1. Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme 226
2. Was eine Nessel werden will, brennt bei Zeiten 227
3. Das Leben der Weidhirten in seiner Unschuld und in seiner Entartung 228
4. Müßiggang ist aller Laster Anfang 229
5. Wie wird ein Jüngling seinen Weg unsträflich gehen? 229
6. Wie gewonnen, so zerronnen . 231

Seite.

7. Hoffart ist leicht zu erlernen, aber schwer zu unterhalten . . . 231
8. Wie der Herr, so der Knecht . . 232
9. Wie traurig ist das Loos eines Kindes, welches gewissenlose Eltern ihrem Geize zum Opfer bringen! . . 232
10. Wer Betrug und Unrecht übt, kann wohl Geld aber nicht Segen erwerben 233
11. Schlecht erzogene Kinder werden die Zuchtruthe ihrer Eltern . . 233
12. Wo Hund und Wolf sich verbünden, da helfe Gott der Heerde! . . 234
13. Es ist nicht auszusprechen, wie viel Jammer und Elend ein einziger gewissenloser Mann, der in Ansehen und Macht steht, über eine Gemeinde bringen kann! 235
14. Du sollst nicht falsches Zeugniß reden wider deinen Nächsten! . . 239
15. Wer Gott nicht fürchtet, dem ist keine Übelthat zu groß 241
16. Ehrlich währt am längsten . . 246
17. Hochmuth kommt vor dem Fall . 248
18. Wenn das Maß voll ist, so überläuft's 250
19. Wen der Tod nicht weiser macht, Hat nie mit Ernst an ihn gedacht 256
20. Des Lasters Bahn ist Anfangs zwar Ein breiter Weg durch Auen u. s. w. 258

Druckfehler.

S. 4. b. Z. 12. lies rubte statt ruber.
„ 27. a. Z. 7. ist ich weggelassen.
„ 37. a. Z. 10. lies mit st. mir
„ 69. a. Z. 23. lies euer st. eure.
„ 120. b. Z. 9. lies wollten st. wollte.
„ 145. b. Z. 4. lies es.

Bayerische Staatsbibliothek München

0

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Pestalozzi, Johann Heinrich,

Pestalozzi's Lienhard und Gertrud ein Buch für das Volk ; Die zwei ersten Theile, in Einem Bande nach der ursprünglichen Ausgabe neu gedruckt

Zürich 1844

P.o.germ. 1984 f
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10128423-1